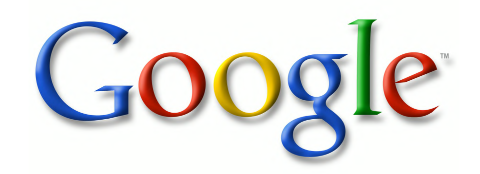










VOM WANDERNDEN ZIGEUNERVOLKE.

BILDER AUS DEM LEBEN DER SIEBENBÜRGER ZIGEUNER.

GESCHICHTLICHES, ETHNOLOGISCHES, SPRACHE UND POESIE.

VON

DR. HEINRICH VON WLISLOCKI.

HAMBURG.

VERLAGSANSTALT UND DRUCKEREI ACTIEN-GESELLSCHAFT

(VORMALS J. F. RICHTER).

1890.

VOM WANDERNDEN ZIGEUNERVOLKE.

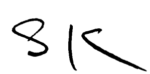
BILDER AUS DEM LEBEN DER SIEBENBÜRGER ZIGEUNER.

GESCHICHTLICHES, ETHNOLOGISCHES, SPRACHE UND POESIE.

VON

DR. HEINRICH VON WLISLOCKI.

HAMBURG.
VERLAGSANSTALT UND DRUCKEREI ACTIEN-GESELLSCHAFT
(VORMALS J. F. RICHTER).
1890.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Meinem Freunde

Herrn

PROF. DR. ANTON HERRMANN

in Budapest

gewidmet



Vorwort.

Die Zigeuner Siebenbürgens und Ungarns sind aus zahlreichen Schilderungen bekannt. Auch ist es bei den heutigen Verkehrsmitteln für den Westeuropäer ein Leichtes, Land und Volk aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Den von Jahr zu Jahr sich mehrenden Besuchern der grandiosen Karpathengebirge ist häufig genug Gelegenheit geboten, mit Zigeunern in Berührung zu kommen und Sitten und Lebensweise dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Volkes zu beobachten. In den meisten Schilderungen wie auch bei flüchtiger Bekanntschaft mit dem Volke selber sind es aber zumeist nur die mehr äusserlichen Sitten des eigenthümlichen Lebens der Zigeuner, welche wir kennen lernen, während die verschiedenen Aeusserungen und Ausstrahlungen ihres inneren Lebens, weil von den Meisten unverstanden, eben auch unbeachtet und unbemerkt blieben. So verlautete bisher gar wenig von der Poesie der Zigeuner, die jedenfalls nicht gar so ganz werthlos ist, wie man wohl glauben könnte und, ohne sich viel um die Richtigkeit der Sache zu bekümmern, auch behauptet hat. Freilich, um das innere Leben der Zigeuner nach allen seinen Aeusserungen kennen zu lernen, muss man mit diesem Wandervolke längere Zeit zusammenleben, und

Inhalt.

I.

Geschichtliches.

Das Volk, das seit dem Jahre 1415 Siebenbürgen und Mitteleuropa durchzieht, ruhelos von Ort zu Ort wandert, von Bürger und Bauer oft in unmenschlicher Weise behandelt, das Volk der Zigeuner ist seinem inneren Leben nach noch in geringem Maasse Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Alles Wunderbare, Unmögliche oder Scheussliche wird den Zigeunern in die Schuhe geschoben, weil eben die Unkenntniss von diesen »Ueberall und nirgends«, von ihren Gebräuchen und Sitten so gross ist, dass man hierin ungestraft sündigen zu dürfen glaubt. An einem tieferen Eingehen in das in seiner Art höchst interessante »Volksleben« der Zigeuner hat es bis auf unsere Tage gemangelt. Frühzeitig wurden sie zwar zum Gegenstande interessanter Forschung auf sprachwissenschaftlichem Gebiete gemacht, aber ihr inneres Leben von ethischer und ästhetischer Seite zu würdigen, haben es Wenige unternommen, und die es auch thaten, waren in ihren Untersuchungen aus Unkenntniss des Volkes selbst ziemlich oberflächlich und ablehnend. Es hat dies seinen Grund zum Theil in der Verschlossenheit und Zurückhaltung der Zigeuner Fremden gegenüber, indem sie in jedem »Weissen« einen Unterdrücker und Feind ihres Volksstammes wittern, zum Theil in dem erst späteren Auffinden seiner Poesie über-

haupt und wohl auch in der minder leichten Zugänglichkeit des genügenden Verständnisses ihrer Sprache. Ausserdem wer wird, sei es auch im Dienste der Wissenschaft, sich Entbehrungen und Mühseligkeiten auferlegen und mit dem durch seine leibliche Gegenwart uns schon aus der Ferne unangenehmen Volke wochen- und monatelang, und nicht einmal, sondern oft und oft, unter freiem Himmel oder in rauchgeschwängerten Erdhöhlen und Zelten zusammenleben, um seine diesbezüglichen Studien zu machen?

Ist es schon nicht ganz leicht, auch nur das äussere Walten eines so wenig gekannten Volkes, wie jenes der Zigeuner auch noch heute ist, und die poetischen Gestaltungen desselben ohne vorangegangene Studien zu begreifen, so ist es vollends kaum möglich, sein inneres Leben und dessen Offenbarungen ohne genaueste Kenntniss des Volkes selbst, ohne völliges Hineinleben in seine einzelnen und besondernsten Lebenskreise und Anschauungsweisen in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen. Um wie viel mehr muss es von den poetischen Ausstrahlungen des inneren Lebens eines Volksstammes gelten, der uns trotz seiner Nähe immer noch so fernab liegt, wie der der Zigeuner, und namentlich von seiner Poesie, von den dichterischen Reflexen nicht nur seiner Anschauungsweise von religiösen Dingen, sondern auch seiner gesamten Ethik und praktischen Lebensweisheit.

Die Zigeuner, namentlich die transsilvanischen, sind in vielfachen Beziehungen ein für die Wissenschaft noch unbekanntes, zu entdeckendes Volk, und daher ist alles, selbst das Allergeringste, das unsere Kenntniss dieses Volkes vermehrt, willkommen,

Bevor wir zur eingehenderen Charakterisirung des Volkslebens der siebenbürgischen Zigeuner übergehen, müssen wir vorerst die Frage ihrer Abstammung, ihrer Urheimath den Ansichten verschiedener Gelehrten gemäss beleuchten, die Geschichte des Volkes, so weit sich dieselbe darstellen lässt, in wenn auch knappem Rahmen geben, damit auf geschicht-

licher Grundlage das Verständniss der Eigenthümlichkeiten dieses Volksstammes erleichtert werde. —

Von einiger Bedeutung sind in historischer und ethnographischer Hinsicht die Namen, die sich die Zigeuner Siebenbürgens beilegen. Sie selbst nennen sich rom, Mann (romñi, Weib); das von den meisten Schriftstellern zur Bezeichnung des Zigeunervolkes erwähnte Wort: romnitschel habe ich nie gehört; dass aber rom neben der Bedeutung Mann im allgemeinen, den Zigeuner aber im speziellen bedeutet, dafür zeugt schon die Redewendung: jánes romanes? kannst du zigeunerisch? Románo ist eben das Adjektivum »zigeunerisch«. Eine zweite zigeunerische Selbstbenennung ist kálo, schwarz, im Gegensatze zu párno, weiss d. i. »Weisse Leute«, womit alle Nicht-Zigeuner belegt werden. Endlich nennt sich der Zigeuner noch mánush, Mensch, während der Fremdling, der Nicht-Zigeuner bei ihm gádsio, Bauer heisst. Selten und nur in Versammlungen bei Ansprachen gebrauchen die siebenbürgischen Zigeuner die Selbstbenennung Sinte, Genossen, womit sie eben nur ihre Leute verstehen. Diesen Namen leitet ein Märchen[1] der siebenbürgischen Zigeuner also her: »Weit von hier, in einem Lande, wo ewiger Sommer ist, lebte vor vielen tausend Jahren ein mächtiger König, Sin genannt. Dieser König wollte nur ein solches Weib freien, das alle Frauen der Welt an Schönheit überträfe. Ja, aber ein solches Weib fand er in seinem Lande nicht. Er machte sich also auf den Weg und kam nach langer, schwerer Wanderschaft zum Feuerkönig, und dieser hatte eine Tochter, die alle Weiber der Welt an Schönheit übertraf. Diese Tochter freite der König und führte sie heim, obwohl ihm der Feuerkönig warnend gesagt hatte: »Dies Weib wird dein und deiner Leute Unglück sein!« Zwölf Jahre lang lebte der König Sin in glücklichster Ehe mit seiner wunderschönen Gattin, die ihm jedes Jahr

[1] Eine weniger interessante Variante theilt auch Schwicker mit in seinem Werke: »Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen«, S. 3.

einen schönen Sohn schenkte. Als aber das zwölfte Jahr um war, begann der Körper der schönen Königin wie ein riesiges Feuer zu glühen und eine Hitze auszustrahlen, dass kein Mensch, kein Gegenstand mehr in ihrer Nähe bleiben konnte, ohne zu Asche verbrannt zu werden. Die Hitze nahm immer mehr zu, so dass zu Ende des Jahres schon alles im Lande zu Staub verbrannt war und die Leute sich über die ganze Welt zerstreut hatten. Der unglückliche König entfernte sich mit seinen zwölf Söhnen zuletzt aus dem Lande, uud weil sie so lange im Lande verweilt hatten, ward ihre Haut von der Hitze beinahe ganz schwarz. Sie zogen weit weg in die Welt, heiratheten und hatten Kinder, und wir armen Leute stammen von ihnen ab.«

Sinte, cin noch nicht vollständig erklärter Ausdruck, welcher »Inder« überhaupt bedeuten kann, erinnert an den vorderindischen Volksstamm der Sindoi, sowie »an Fluss und Gebiet Indos« (indisch: Sindhu); die dortige sanskritische Tochtersprache Sindhi blieb auch die eines verstossenen Stammes im Pendschab »Tschangar« (Cangar) genannt, der noch heute dort und bis nach Persien hinein umherwandert.

Zahlreicher sind die Namen, mit denen die Völkerschaften Siebenbürgens die Zigeuner belegen. Der weitverbreitetste Name ist eben Zigeuner, sächsisch ziguny, ungarisch czigány, rumänisch cigánu, welche Benennungen zugleich einen Betrüger, Bettler, Landstreicher bezeichnen. Nach Miklosichs Ansicht soll dieser Name seinen Ursprung der kleinasiatischen Samaritaner-Sekte der »Acingani« verdanken, die im IX. Jahrhundert in Phrygien und Lykaonien verbreitet und über deren Treiben die Nachrichten bis ins XIII. Jahrhundert reichen.[1] Der Niederländer de Goeje[2] dagegen leitet den Namen von »tsjeng« d. i. Musikant, Tänzer ab, während nach anderen

[1] Miklosich, Ursprung des Wortes »Zigeuner« (Denkschriften der K. K. Akademie der Wissenschaften zu Wien XXVI. 55—64).

[2] M. G. de Goeje, Verslagen en mededeelingen der konikl. akad. van wetenschapen. Tweede reeks. I. stuck.

Versionen der Name auf die obenerwähnten »Cangar« in Vorderindien zurückzuführen sei. Wie dem immer sei, so viel ist nach Miklosichs Untersuchungen gewiss, dass die Deutschen den Namen von den Böhmen (cinkán), diese von den Ungarn (czigány) erhalten haben; zu Letzteren kam er von den Rumänen (cigánu), die ihn wieder aus dem Bulgarischen (ciganin) herübernahmen; seine Wurzel aber ist zweifelsohne im mittelgriechischen ἀτσιγκανος zu suchen. Das Verbreitungsgebiet dieser Benennung der Zigeuner ist eben nur Osteuropa und Italien (zigano), während bei den Westeuropäern sie andere Namen führen. In England heissen sie Gipsy d. i. Aegypter, im Altspanischen Aegypciano, im Neuspanischen und Portugiesischen Gitano, flämisch Egyptener, weil sie bei ihrer ersten Ankunft in Mitteleuropa sich für Aegypter ausgaben, woher ihre auch noch heute gebräuchliche ungarische Bezeichnung pharaó népe, d. i. Pharaonenvolk herrührt. Da die ersten Zigeuner, welche zuerst in Deutschland erschienen, aus Ungarn hergekommen sind, so ist es begreiflich, dass einige alte Schriftsteller Ungarn als ihr Vaterland betrachteten und sie geradezu Ungarn nennen. Schon der Presbyter Andreas von Regensburg sagt in seinem »Diarium sexennale« unter dem Jahre 1424 von den Zigeunern: »Dieses Volk stammte aus der Gegend von Ungarn;« und Aventinus (Thurnmayr von Avenberg) nennt sie in seinen »Annales Bojorum«: »lauter Buben, ein zusammengeklaubte Rott, aus der Gräntz Ungern und Türkey«. Der Dichter Christian von Hofmannswaldau verfasste auf einen »Zigeuner« folgende Grabschrift:

»In strenger Wanderschaft bracht' ich mein Leben hin,
Zwey Reime lehren dich, wer ich gewesen bin.
Aegypten, Ungern, Schweitz, Beelzebub und Schwaben,
Hat mich genennt, erzeugt, genährt, erwürgt, begraben.«

In den Ländern niederdeutscher Zunge wurden die Zigeuner anfangs »Ungarn« genannt, später Tätern, in Frankreich Bohémiens, weil sie von Böhmen herkamen und Schutzbriefe des Königs von Ungarn und Böhmen vorwiesen.

In Ungarn und Siebenbürgen wurde durch einen Befehl der Kaiserin-Königin Maria Theresia vom 3. November 1761 die Benennung »Zigeuner« verboten und statt dessen die Bezeichnung uj lakósok, uj magyarok, deutsch Neubauern Neubanater und Neu-Ungarn für dies Wandervolk angeordnet. Auf gleiche Weise ward 1633 von Philipp IV. die Benennung gitanos für die spanischen Zigeuner untersagt.

Neben den erwähnten ungarischen Bezeichnungen werden noch die Namen purde (nackter), dáde (zig. Vater), more (vom zigeunerischen mro mein) gebraucht; während die Gebirgsrumänen den Zigeunern auch noch mármánde (zig. Brot mir gieb) und core (Rabe) nennen; die Sachsen aber heissen ihn auch »Aegypter« oder Kortrasch, auch Kere (zig. = nach Hause). Letztere Benennung stammt aus dem Zigeunerischen, wo eben kortorár, Zeltzigeuner heisst, zum Unterschied vom Ansässigen, der Gletecore (sprich: Gleteschore = Sprach-Armer) genannt wird.

Wie an den Selbstbenennungen der Zigeuner und an den Namensgebungen der anderen Völker viel Unklares und Erdichtetes haftet, so waltet auch über den eigentlichen Ursprung der Zigeuner, über ihre nähere Verwandtschaft, ursprüngliche Heimath, Auswanderungszeit und deren Veranlassung, sowie über ihren Wanderzug nach Europa, noch manches Dunkel, das die genauere Kenntniss der vorderindischen Volksdialekte, sowie der dortigen historischen Erinnerungen vielleicht mehr zu lichten imstande sein wird.

Schon bei ihrem ersten Auftreten in Mitteleuropa konnten die Zigeuner in Betreff ihrer Abstammung, ihrer Urheimath keine genügende Aufklärung geben, und all' das, was einige mittelalterliehe Chronisten und Schriftsteller als von den Zigeunern erlangte Mittheilung anführen, ist eitel Erdichtung. Meinerseits bin ich eben aus dem Grunde, weil die Zigeuner in Betreff ihrer Urheimath gar keine Rückerinnerung mehr hatten, geneigt anzunehmen, dass sie wohl schon viele Jahrhunderte ihrer Heimath fern waren, ehe sie gleichsam als

Nachzügler der Völkerwanderung Europa überschwemmten. Seit dem Erscheinen der Zigeuner in Europa bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben verschiedene Schriftsteller und Gelehrte in Bezug auf die Urheimath und Abstammung der Zigeuner verschiedene Hypothesen aufgestellt und diese auf verschiedene Weise zu begründen gesucht. Doch die meisten dieser Schriftsteller, die sich mit dieser Frage befassten, zogen gewöhnlich alles andere, nur nicht die Sprache dieses Wandervolkes in den Kreis ihrer Untersuchungen. Der Begründer der Zigeuner-Philologie, unser Altmeister Pott, konnte daher in seinem grossartigen Werke über die Sprache der Zigeuner mit Recht sagen: »Eine Fluth von Meinungen jagten und verjagten daher einander, ohne dass man bis gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hin zu einem haltbaren Aufschlusse gelangte.« Die siebenbürgischen Zeltzigeuner geben für ihre Abstammung folgende Sage an, die ich in genauer Uebersetzung mittheilen will:

Die Entstehung des Stechapfels[1] und die Abkunft der Zigeuner.

In einem fernen Lande lebte einmal ein gar kluger Mann, der viele zauberkräftige Mittel kannte, mit denen er den Menschen viel Gutes erwies. Die Leute kamen von weit und breit zu diesem weisen Manne und fragten ihn um Rath, und Niemand verliess sein Haus ohne Trost und Hülfe. Da waren einmal gar viele Leute bei ihm und da sagten Einige zum weisen Manne: »Herr, warum nimmst du dir nicht ein Weib und erzeugst Kinder, denen du deine grosse Kunst nach deinem Tode hinterlassen kannst?« Der weise Mann sprach: »Ich möchte mir wohl ein Weib nehmen, aber ich glaube kaum ein solches finden zu können, das mir nie etwas gegen meinen Willen thut. Ich brauche nur eine solche Frau, die

[1] Der Stechapfel, der sich erst mit den Zigeunern in Europa verbreitet hat, wird von ihnen zu allerlei zauberkräftigen Mitteln verwendet.

meinen Willen stets befolgt; ist sie mir nur einmal ungehorsam, so muss ich sie verfluchen!« Trotzdem drangen die Leute in ihn, sich ein Weib zu nehmen. Da sprach der weise Mann: »Gut, ich will mir also ein Weib nehmen! Welche von den anwesenden Jungfrauen will mein Weib werden!« Eine schöne Jungfrau trat hervor und sprach: »Ich will, o Herr, dein Weib werden und stets deinen Willen befolgen!« — »So geschehe es!« versetzte der weise Mann und nahm sich die schöne Maid zur Frau. Lange Zeit lebten sie im besten Einverständniss, denn die Frau that nie etwas zur Unzufriedenheit ihres Mannes. Sie hatten gar viele Kinder, und der weise Mann freute sich in seinem Herzen, dass nach seinem Tode seine Weisheit auf so Viele vererbt werde. Da traf es sich einmal, dass er spät in der Nacht von einem Kranken, den er zu heilen suchte, heimkam und zu seiner Frau also sprach: »Liebe, wenn morgen der Tag dämmert, so wecke mich auf, damit ich den Kranken besuche, bevor noch die Sonne die Erde bescheint!« Nun legte er sich nieder und schlief. Als der Tag dämmerte, da dachte seine Gattin bei sich: Der Arme, wie gut er schläft! Er hat sich so spät und ganz erschöpft niedergelegt! Ich lasse ihn noch ein wenig schlafen! — Sie liess also ihren Gatten weiter schlafen, und als sie ihn weckte, da beschien schon die Sonne die weite Erde. Da sprang der weise Mann von seinem Lager auf und sprach: »Als ich dich zum Weibe nahm, hatte ich dir gesagt, dass du stets meinen Willen erfüllen sollst; handelst du nur einmal gegen mein Gebot, so muss ich dich verfluchen! Dies hast du alles recht gut gewusst und mich gegen meinen Willen nicht geweckt. Nun also sei verflucht und werde eine Pflanze, die, von Thieren und Menschen gemieden, in ihrer Frucht so viele Körner enthält, als du Kinder auf die Welt gebracht hast! Deine Kinder sollen die ganze Welt durchwandern und dich überall hinführen; du aber sollst ihnen dienen und gehorsam sein müssen!« Hierauf verschwand der weise Mann und aus der Frau entstand der Stechapfel, den ihre Kinder

mit sich in die Welt führten und überall verbreiteten. Man sagt eben, wir stammten von den Kindern dieses Ehepaares ab......« Dies Märchen mit unzweifelhaft buddhistischer Grundlage weist entschieden nach Indien hin, besonders da im Mahâbhârata (I, 1870—1911) ebenfalls erzählt wird, dass ein Weiser eine Frau nur unter der Bedingung heirathet, dass sie nie etwas zu seiner Unzufriedenheit thue. Einmal sollte sie ihn zum Gebet wecken, versäumt es aber, worauf er sie verlässt. Dies ist meines Wissens das einzige Märchen der siebenbürgischen Zeltzigeuner, das uns einen indirekten Hinweis auf ihre Urheimath bietet.

Auf Grund der Benennung »Zigeuner« (Cingani) stellten Mehrere die Behauptung auf, dass die Zigeuner die Nachkommen der Sekte der Manichäer, die Athinganer seien,[1] wie wir dies schon früher erwähnten; doch vergassen sie dabei auf den naheliegenden Unterschied hinzuweisen, dass die Athinganer peinlich jede, noch so oberflächliche Berührung mit Fremden, nicht derselben Sekte Angehörigen mieden, — was man den Zigeunern eben nicht nachsagen kann. Andere hingegen suchten die Heimath der Zigeuner in Tunis, in der Provinz Zeugitana; ja Spondanus[2] erklärte sie sogar für Nachkommen der unter Kaiser Julian aus ihrer Heimath vertriebenen Bewohner der Stadt Singara (jetzt Atalib) in Mesopotamien. Mehrere Schriftsteller identifizirten sie sogar mit den Zygiern, Kananiten und Sarazenen.[3] Unser Landsmann,

---

[1] Peucer, Comment. divationum. Wittenberg 1580 S. 160; Phil. Loniceri, Promptuar. Hondorf S. 84; Peysonnel, Observations historiques S. 109.

[2] Spondanus, in Auct. chronol. ad epitomen ann. Baranii ad ann. 1418; Ferrarius, Lex. geogr. sub Zeugitana; Marius Niger, Abr. Ortelius Thesaurus geogr. sub Africa.

[3] Eccard in Diss. de usu st. etym. und der ungarische Gelehrte M. Fóris von Otrokócsi in seinen Orig. Hung., der nebenbei die Zigeuner als den Avaren verwandt erscheinen lässt, da dieselben das Wort Chagan, das in der Sprache der Avaren »Führer« (zig. Thagar) bedeutet, leichter aussprächen, als die Magyaren. — Claude Duret, Thresor de l'histoire des lang. S. 312 und Wehner, Observ. pract. unter Zigeuner.

der Siebenbürger Sachse Martinus Kelpius, lässt in seinem, sonst trefflichen Werke Natales Saxonum Transsylvaniae (Leipzig 1648) die Zigeuner Siebenbürgens sogar von den Amoriten abstammen, da dieselben sich gegenseitig Morre rufen; — was aber, wie schon erwähnt, nicht der Name des Volkes, sondern aus mro (mein) entstanden und selbstverständlich von den Zigeunern Siebenbürgens bei den häufigen Zänkereien und Händeln wegen des Besitzes eines Gegenstandes als Zurut gebräuchlich ist; indem aber im Siebenbürgisch-Zigeunerischen r sehr stark betont wird, so hat das m'ro für das Ohr eines Fremden den Ton eines morr-e. Wagenseil,[1] der übrigens viel gegen die Juden im Schilde geführt hat, hält sie für Juden, welche im XIV. Jahrhundert, als beinahe ganz Europa von der asiatischen Pest heimgesucht wurde, von den Christen des Uebels beschuldigt und verfolgt, in Höhlen und Schluchten sich verbargen und erst im XV. Jahrhundert wieder zum Vorschein kamen. Diese Ansicht galt lange Zeit in den gelehrten, besonders theologischen Kreisen für stichhaltig, wobei aber Niemand auch nur den Typus eines Juden mit dem eines Zigeuners verglich, geschweige denn, dass Jemand an den auffallenden Charakterunterschied beider dachte. Der Jude schmiegt und biegt sich, ja er verbirgt, verkriecht und verleugnet sich, sobald es sein Vortheil erheischt oder die Noth gebietet; der Zigeuner aber bleibt in stolzem Selbstbewusstsein zu jeder Zeit, unter allen Verhältnissen, in Gutem und Bösem immer derselbe. Und tagtäglich hat man Gelegenheit betrunkene Zigeuner zu sehen, aber Juden nie. Der ungarische Chronist Pray[2] trat dem Richtigen schon etwas näher; er sucht die Heimath der Zigeuner in Kleinasien, in der tatarischen Provinz Rome (dem heutigen Sivas), da sich eben die Zigeuner selbst Rom nennen.

Die Zigeuner ihrerseits trugen durch Verbreitung von allerlei Lügenmärchen über ihre ursprüngliche Heimath und

[1] Pera libr. juv. 1695. — [2] Annales reg. Hung.

die Ursache ihres Wanderns ebenso zur Irreleitung der Volksmeinung bei, wie die Gelehrten durch historische, ethnographische und etymologische Deutungen und Spekulationen die Wahrheit verfehlten. Die Zigeuner selbst gaben bei ihrem ersten Erscheinen in Mitteleuropa vor, dass sie Pilger aus Klein-Aegypten und auf einer siebenjährigen Bussfahrt begriffen seien, weil ihre Ahnen in Aegypten das Christuskind nicht aufgenommen hätten, als dieses mit seinen Eltern vor Herodes floh. Die ungarischen Zigeuner erzählen auch noch heute das Märchen über ihre ewige Wanderschaft — wie Schwicker berichtet — in charakteristisch veränderter Weise. Als nämlich Christus von den Juden ans Kreuz geschlagen war, zog eine kleine Schar Zigeuner bei dem Kreuze vorüber, Anstatt von Mitleid erfüllt zu sein, und dem blutenden Christus die Nägel aus Händen und Füssen zu entfernen, erkletterten mehrere Zigeuner das Kreuz und rissen dem Gekreuzigten die wenigen Kleider, die ihm die Juden noch gelassen hatten, vom Leibe. Als sie sich mit ihrer Beute entfernten, rief der sterbende Heiland den triumphirenden Zigeunern zu: »Ist diese Handlung menschlich? Ist diese That unter dem Himmel möglich? Sei verflucht, du Zigeunervolk; für ewige Zeiten verflucht! Heimathlos sollst du umherziehen und nirgends Ruhe finden!«

Dies Märchen bestärkt mich in meiner längstgehegten Meinung, dass die Fabel von der ägyptischen Herkunft des Romvolkes doch einen historischen Hintergrund haben müsse und dass sie aus den den Venetianern gehörigen, griechischen Landstrichen, wo sie nachweisbar lange Zeit festsassen, bevor sie Mitteleuropa überschwemmten, kirchlich ausgewiesen und verbannt worden seien, sagen wir etwa wegen Kreuzes- oder Kirchenschändung. Die Möglichkeit dafür ist nicht ausgeschlossen und könnten dafür den Nachweis nur Forschungen in den Bibliotheken zu Venedig und Rom, besonders im Vatikan erbringen.

Die verbreitetste und wie die ungarische Benennung

Pharaó nemzetség und der siebenbürgisch-sächsische Ausdruck »Aegypter« bezeugen, selbst heute noch nicht völlig verschwundene Ansicht über die Heimath der Zigeuner war, dass sie aus Aegypten stammen. Schon Konrad Justinger spricht sich in seiner Berner Chronik unter dem Jahre 1419, wo die Zigeuner zuerst nach der Schweiz kamen, über dieselben also aus: »varrent von Egyptenland, ungeschaffen, svaz, elend Lüte, mit Wiben und Kinden.« Das obige und noch andere ähnliche Märchen der Zigeuner fanden zuerst Glauben, und überall, wo diese »heiligen Pilger« erschienen, wurden sie gastlich aufgenommen, ja häufig genug sogar reichlich beschenkt. So heisst es im städtischen Rechenbuche der Stadt Frankfurt a. M. im Juni 1418, man habe 4 Pfund und 4 Schillinge für Brot und Fleisch ausgegeben, welches den elenden Luden uss dem cleynen Egypten« geschenkt worden sei. Im Jahre 1429 schenkte die Stadt Arnheim in Geldern »den greve van Klijn-Egypten met synne geselschap in die eer Gaids« 6 Arnheimer Gulden, »item demselben Grafen und den heidnischen Weibern zur Ehre Gottes 1/2 Malter Waizenbrot, kostet 1 Arnheimer Gulden 2 Blenck; item demselben 1 Fass Hopfen, kostet 40 Blenck; item noch demselben 1 Tonne Heringe, kostet 50 Blenck«.[1] In Zütphen beschenkte man 1459 den »Konick van Clijn-Egypten« und 1459 gab der Fürst von Geldern, Herzog Karl von Egmont, dem »Grafen Martyn Gnougy, geboren von Klijn-Egypten« einen Geleitbrief durch sein Land, »weil er auf einer Pilgerfahrt begriffen sei; doch sollte der Graf mit seinen Leuten an keinem Orte länger als drei Tage verweilen«. In Siebenbürgen fanden sie einen noch fruchtbareren Boden für ihre Betteleien. So heisst es in einem lateinischen Haushaltungsbuch der Familie Andreas Horvath vom Jahre 1417, das mir freundlichst von den Nachkommen überlassen wurde: »Den armen Pilgern aus Aegypten

---

[1] Pischel, R., Die Heimath der Zigeuner. (Deutsche Rundschau IX. 12, S. 356.)

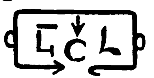
40 Schafe gegeben, damit sie, nach Jerusalem zurückkehrend, beten mögen für unser Seelenheil.« Die Stadt Kronstadt aber schenkte im Jahre 1416 dem »Herrn Emaus aus Aegypten und seinen 220 Genossen 10 Denar, Federvieh für 2 Denar und Frucht aus den Stadtkammern für 6 Denar.« Ebenso liess 1418 der Hermannstädter Sachsengraf »den Leuten aus dem heiligen Land Speisen und Futter für ihre Pferde im Werthe von 8 Denar« verabreichen.

Die Bande, die am 18. Juli 1422 vor Bologna erschien, stand unter einem »Duca di Egitto« mit Namen Andreas, der sich in dem »albergo del Re«, im Gasthof »zum König von Italien«, einquartierte, während die grosse Masse seines Volkes vor und innerhalb der Stadtthore kampirte. Dieser »Herzog« Andreas erklärte den Behörden, »er habe einst seinen christlichen Glauben verleugnet, daher sei er aus seinem Lande von König Sigismund vertrieben worden. Reuig habe er demselben erklärt, er wolle zur Christenreligion zurückkehren und sich mit 4000 der Seinen neutaufen lassen. Der König von Ungarn sei darauf eingegangen, habe Diejenigen, welche hartnäckig Renegaten geblieben, hinrichten lassen, ihm aber und den anderen Bussfertigen eine siebenjährige Wanderung auferlegt, damit sie vom Papste Absolution erlangten und dann friedlich zum heimathlichen Herde zurückkehren, auch die verlorenen Güter wieder erlangen könnten. Schon seit fünf Jahren liefen sie in der Irre, und die Häfte der Seinen wäre unterwegs umgekommen.«[1] Er wies auch Geleitsbriefe des Königs von Ungarn vor, an denen sich keine offenbare Fälschung wahrnehmen liess. Dass Siegmund den Zigeunern in der That kaiserliche Pässe ausgestellt hat, unterliegt keinem Zweifel, besonders, da Graf Thurzo in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1616 die Existenz derselben bestätigt.[2] Auch von siebenbürgischen Fürsten erhielten sie Geleitsbriefe. Was

[1] Muratori, Rerum ital. etc. ad ann. 1422.

[2] Grellmann, Historischer Versuch über die Zigeuner. Göttingen 1787 — Anhang.

Wunder daher, dass die Zigeuner unter solchen Umständen überall gastlich aufgenommen wurden, besonders da ihre Anführer, die beritten und gut bekleidet waren, sich »Könige« oder »Herzoge« oder »Grafen von Klein-Aegypten« nannten und sich überall und fortwährend als vornehme Herren gerirten. Das beweisen auch die Grabschriften verschiedener solcher Anführer, die Martin Crusius in seinen »Annales Suevici« mitgetheilt hat. So ein Monument befand sich beim Städtchen Fürstenau, errichtet dem am Abend des heiligen Sebastian 1445 verstorbenen, »hochgeborenen Herrn, Herrn Panuel, Herzog in Klein-Aegypten und Herrn zum Hirschhorn desselbigen Landes«; darauf auch dessen Wappen: ein goldener gekrönter Adler; über dem Turnierhelm eine Krone mit einem Hirsch. Ein anderes zu Bautma neben Bracknang, vom Jahre 1453 für den »edlen Grafen Peter von Kleinschild«, dessen phantastisches Wappen vielfach an die erinnert, welche die ungarischen Edlen damals führten: im Schild ein Arm mit einem geschwungenen Türkensäbel, darunter ein von einem Ringe eingefasster Stern; unter dem Schilde ein langohriger Hund; über demselben ein Helm mit einer Krone, aus der drei Federn emporsteigen und auf der ein gekrönter Hahn sich wiegt. Dass die Zigeuner Anführer hatten und dass die Zeltzigeuner sie auch gegenwärtig haben und dass dieselben gewisse Abzeichen, z. B. phantastisch gestickte Mäntel, Tücher oder Becher besassen, die sich von Vater auf Sohn vererben, unterliegt keinem Zweifel. Ich selbst habe während meines ersten, siebenmonatlichen Aufenthaltes unter einer Zeltzigeunertruppe Siebenbürgens und meiner Wanderschaft mit derselben beim Anführer einen angeblich goldenen, prismatischen Becher gesehen, von dem sich der Besitzer um keinen Preis der Welt trennen wollte. Auf diesem Becher waren Hunde und hirschähnliche Thiergestalten und folgende Aufschrift (?), die ich nicht entziffern kann, eingravirt:



Dass diese Aufschrift — wenn es überhaupt eine solche ist — weder Sanskrit, noch Persisch oder Türkisch, noch Armenisch oder Hebräisch ist, unterliegt gar keinem Zweifel.

Dieser allgemeine Glaube an die ägyptische Herkunft der Zigeuner fand auch bei hochangesehenen Gelehrten, wie Bonaventura Vulkanius,[1] der im Jahre 1597 über die Sprache der Zigeuner schrieb, grossen Anklang. Dieser Gelehrte legt ihnen auch den Namen der »Nubier« bei, weil Aegypten eben anders auch Nubien heisse und sucht aus ihrer Sprache durch Vergleichung mit der nubischen ihre ägyptische Herkunft zu beweisen, obwohl er unter 50 nubischen Wörtern nur 3 fand, die sich mit zigeunerischen deckten. Interessant ist sein Bericht, dass die Zigeuner in Aegypten unter christlichen Bischöfen gelebt haben, jedoch von den Türken vertrieben worden seien, worauf sie durch das heilige Land und Kleinasien nach Europa gewandert. Darauthin suchten Thomasius, Salmon und Griselini[2] die ägyptische Abstammung der Zigeuner mit allen möglichen und erdenkbaren, leider häufig genug lächerlichen Prämissen zu beweisen. Namentlich ist es Griselini, ein einheimischer (Banater) Schriftsteller, der in seiner Beweisführung so weit geht, dass er u. a. auch erwähnt: die Zigeuner essen die Bohnen nicht, weil dies die Aegypter auch nicht thun; hingegen lieben sie das Schwein, dessen Fleisch zu essen auch den Aegyptern erlaubt ist; ferner führt er als Uebereinstimmungen an die herrschende Sittenlosigkeit, das unförmliche Anschwellen der weiblichen Brüste beim Säugen der Kinder; die Abscheu vor dem Verspeisen der Frösche und des Federwildes u. dgl. m.; schliesslich ist er der Meinung, dass die Zigeuner »eine Vermischung der wahren Aegypter, der Aethiopier und der Troglodyten« seien. Dies alles ward noch unterstützt von

---

[1] De literis et lingua Getarum.

[2] Thomasius, Dissert. de Cingaris 1677; Salmon, Der heutige hist. oder gegenwärtige Staat des türkischen Reichs; Griselini, Versuch eine politischen und natürlichen Geschichte des Temesvarer Banats, 1780.

dem von jeher verbreiteten Glauben, dass die Aegypter als Zauberer, Heilkünstler und Weise im Besitze übernatürlicher Kräfte und Dinge seien. »Da nun der Zigeuner dergleichen Wissenschaft und Kunst zu verstehen vorspiegelt und die Ausübung derselben einen Hauptzweig seines Erwerbes bildet, so mag seine angebliche ägyptische Abstammung dazu beitragen sollen, den Aberglauben der Menschen von der Kraft und Wirksamkeit ihrer Kunst noch mehr zu überzeugen.« (Liebich.)

Ob nun dies »Klein - Aegypten«, dies Aristophaneische Wolkenkukuksheim, ein blosses Hirngespinnst der Zigeuner oder der Gelehrten sei, lässt sich nicht entscheiden; so viel aber ist gewiss, dass es historisch nie existirt hat, denn Aegypten war nie in »Gross- und Klein-Aegypten« eingetheilt. Grellmann[1] fand dies Klein-Aegypten auch unter den Titeln des Sultans, indem er sich dabei auf den »Türkischen Schauplatz« (Hamburg, 1685, No. 2) berief, wo die Kriegserklärung, welche Achmet IV. im Jahre 1652 dem Polenkönig Johann Kasimir übersandte, veröffentlicht ist. Diese Kriegserklärung lautet also: »1652 Sultan Achmet kündigt dem Könige von Polen, Johann Kasimir, Krieg an.« »Ich Sultan, ein König und Sohn des türkischen Kaisers, ein Streiter des Gottes der Griechen und Babylonier, König des kleinen Jerusalems, Bassa der Jordaner, Iduler und Tamasiner, eine Freude Gottes; König des grossen und kleinen Aegypten, ein hocherlauchter Fürst von Alexandria und Armenia, auch aller deren, so in der Welt, im irdischen Paradeyss leben, des Mahomets Sohn, und Hüter seiner Statt. Ein Verwalter des irdischen Paradeysses und Regent des hl. Grabes des Mahomets. Ein König aller Königen: ein Fürst aller Fürsten, ein Herr aller Herren, so in der Welt wohnen vom Aufgang bis zum Niedergang. Der Götter Krieger, und über alle, so in der Welt wohnen, hoch erhaben, ein Gott der Einigkeit, ein

[1] Grellmann, Hist. Versuch über die Zigeuner (Göttingen 1787) S. 258.

Herr der Gesundheit, ein Herr und Erbe der Welt. Ein Rächer der Christen« u. s. w.[1] Es ist nun die Frage, ob sich unter den Titeln des türkischen Kaisers die Bezeichnung »Herr von Klein-Aegypten« in der That vorfindet und welches Land darunter zu verstehen ist. Die Hofkanzlei des Divans erklärt auf das Bestimmteste, dass die Bezeichnung »Herr von Gross- und Klein Aegypten« sich unter den gegenwärtig gebräuchlichen Titulaturen des Sultans nicht vorfindet, noch jemals im Gebrauche stand. Dschewdet Pascha, der gegenwärtige türkische Justizminister, der als Geschichtsschreiber des türkischen Reichs und diesbezüglich eine Autorität, hat Herrn Professor Emil v. Thewrewk auf dessen Ansuchen durch die k. k. österreichische Gesandtschaft die Erklärung zukommen lassen, dass in den Originalakten, welche sich auf die Kriegserklärung Achmed IV. (richtiger Mohamed) an Johann Kasimir beziehen, der fragliche Titel sich nicht vorfindet; also muss der im »Türkischen Schauplatz« erwähnte Titel auf einer unrichtigen Uebersetzung beruhen.[2] Die Bezeichnung »Gross- und Klein-Aegypten« findet sich auch in einem Aktenstück vor, das im Archiv der Stadt Bartfeld in Nordungarn aufbewahrt wird. Ich theile den Anfang des Stückes hier mit, nachdem es zur Lösung der Frage auch etwas beiträgt:

»Kopie des Briefes des türkischen Kaisers an den pol nischen König, welchen er schickt an die im gegenwärtigen 1637. Jahre tagende polnische Landesversammlung wegen Auflösung des Bündnisses und in welchem er das Land bedroht.

Ich Sultan, des grossen mächtigen Kaisers Sohn, Gottes Enkel, unbesiegbarer Kaiser der Türken, König von Griechen-

---

[1] Den Anfang dieser Kriegserklärung habe ich mittheilen müssen, weil das erwähnte Werk schwer zugänglich ist.

[2] S. das treffliche Werk Sr. K. K. Hoheit des Herrn Erzherzog Joseph: Czigány nyelvtan (zigeunerische Grammatik), dessen Bibliographie eben Prof. Thewrewk besorgt und sich durch Beiträge wie die obigen grosses Verdienst erworben hat.

land, Basilien, Sarmatien, Asien, Damascus, Phrygien, Gross- und Klein-Aegypten« u. s. w. Wie dem immer sei, so viel ist gewiss, dass wenn auch die Bezeichnung »Klein-Aegypten« historisch nachweisbar wäre, die Zigeuner nichts damit zu schaffen haben, ebensowenig, wie sie den Erörterungen des deutschen Gelehrten J. Gottfried Hasse (1803) und des Franzosen Paul Bataillard (1876) gemäss, von den bereits bei Herodot (Buch V., 9) erwähnten Sigynnen abstammen, welche weite Landstrecken im Norden des Ister (der untern Donau) bewohnten und mit den Venetern an der Adria benachbart waren. Bataillard macht diese hypothetischen Sigynnen-Zigeuner sogar zu Trägern des Bronze-Zeitalters in Europa; »von ihnen sollen die in Europa von Südschweden bis nach Spanien zahlreich vorgefundenen Bronze-Waffen und Geräthe aller Art herstammen; diese Dinge hätten die kunstfertigen Zigeuner in ihrer östlichen Heimath angefertigt, für deren Verschleiss dann am Fusse der Westalpen ordentliche Depots angelegt, deren Vorrath sodann durch ein geregeltes Hausirwesen den keltischen Volksstämmen in Westeuropa vermittelt wurde. Gleich den heutigen Kesselflickern seien schon in jenen grauen Zeiten die Sigynnen-Zigeuner mit ihren Bronzewaren durch die Welt gelaufen.« —

Wie wir sehen, so gab es eine ganze Fluth abenteuerlicher, oft gar komischer Ansichten über die Abstammung der Zigeuner, bis endlich die Wissenschaft den unerschütterlichen Beweis dafür erbrachte, dass die Urheimath des **Romvolkes** Vorderindien und seine Sprache eine **indische** sei.

Bei einem Volke, wie die Zigeuner, dessen alte Traditionen so ziemlich verwischt sind, giebt es nur ein Mittel, um seine Herkunft, seine Urheimath zu ermitteln: nämlich das Studium seiner Sprache. Schon am Ausgange des XVII. [...]hunderts hatte Wagenseil, Professor des öffentlichen [...]s und der orientalischen Sprachen an der einst berühmten [...]sität zu Altdorf, auf Grund der Sprache die Herkunft

der Zigeuner ermitteln wollen. Aber was er für Zigeunerisch hielt, das war einfach die sogenannte deutsche Gaunersprache, das Rothwelsch;[1] und da er in ihm zahlreiche hebräische Elemente fand, so erklärte er die Zigeuner für deutsche Juden, bis 1783, wo Rüdiger[2] und Grellmann, Beide auf Grund sehr ungenügenden Materials und höcht mangelhafter Sprachkenntnisse, mehr durch Zufall als durch Sprachstudium, fast gleichzeitig und ganz unabhängig voneinander zu demselben Resultate kamen. Aber schon 1776 veröffentlichte ein Wiener Blatt, die »Anzeigen aus den sämtlichen k. k. Erbländern« (6. Jahrg. 1776. S. 87) einen für die Abstammung der Zigeuner epochemachenden Brief eines gewissen Hauptmann Székely; dieser erzählt, dass Vályi, Pfarrer zu Almás, im Komorner Komitat, gelegentlich seines Aufenthaltes an der Leidener Universität mit malabrischen Studenten Bekanntschaft schloss und sich ein kleines malabrisches Glossar anlegte, welches er in seiner Heimath den ungarischen Zigeunern vorlas. Diese verstanden fast jedes Wort.

Wenn nun die Zigeuner auch nicht direkt aus Malabria stammen, so gebührt doch chronologisch Vályi das grosse Verdienst, zuerst — wenn auch nur indirekt, auf die indische Abkunft derselben hingewiesen zu haben.[3] Grellmann allein erwähnt diesen Brief, den er auch vollinhaltlich in seinem angeführten Werke mittheilt.

Von dieser Zeit an wurden die Forschungen in dieser Richtung fortgesetzt und von Pott in seinem grossen Werke: »Die Zigeuner in Europa und Asien« (Halle 1844/45) inso-

---

[1] Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunerthum 1, 10.

[2] Rüdiger, Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde. Erstes Stück (Leipzig 1782).

[3] Vgl. meine Abhandlung: »Beitrag zur Geschichte der Zigeuner-Philologie« (Adalék a czigány nyelvészet történelméhez, Klausenburg 1881). Ich glaube, man kann in der That mit Bataillard schon von einer »Philologie Bohémienne« sprechen, wenn man die rege Thätigkeit, an deren Spitze Se. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Joseph steht, der letzten zehn Jahre auf dem Gebiete der Zigeunererforschung betrachtet.

weit zum Abschluss gebracht, dass, streng wissenschaftlich begründet, die Heimath der Zigeuner Indien ist und dass »ihre Sprache«, nach den Worten des grossen Sprachforschers Pott, »ungeachtet ihrer ungemeinen Verbasterung und Verworfenheit, doch zu der im Bau vollendetsten aller Sprachen, dem stolzen Sanskrit, in blutsverwandtem Verhältnisse zu stehen, ob auch nur schüchtern, sich rühmen darf«. In Indien nun, der erwiesenen Heimath der Zigeuner, wohnen seit uralten Zeiten nicht nur gänzlich unverwandte Nationen, sondern auch die Zahl der Dialekte der einzelnen Völkergruppen ist eine überaus grosse.[1] Es wurden daher und werden bis auf den heutigen Tag[2] auch in dieser Beziehung rege und eingehende Forschungen gethan, um einerseits die engere Heimath unserer Zigeuner, andererseits ihre nächste Bluts- und Sprachverwandtschaft mit indischen Völkern näher zu bestimmen.

Schon der persische Epiker Firdusi (um 1000 n. Chr.) erzählt in seinem »Shāh-nāmah«, dass der persische König Bahrām-Gūr (um 420 n. Chr.) von seinem Zeitgenossen, dem indischen Fürsten Shankal von Kamōj auf seine Bitte 10000 Lūris zum Geschenke erhielt, die seine Unterthanen durch ihr Musikspiel erfreuen sollten. Der persische König gab jedem Lūri einen Esel und eine Kuh, ebenso Weizen zur Aussaat. Doch die Lūris waren gar bald mit ihrem geschenkten Hab und Gut fertig, worauf sie vom König Bahrām-Gūr aus seinem Lande getrieben wurden. Die Lūris, sagt Firdusi, wandern nun in der ganzen Welt umher, suchen Beschäftigung, gesellen sich zu Hunden und Wölfen und stehlen auf der Landstrasse Tag und Nacht.

Lūri oder Lūli heissen die Zigeuner noch heute in Persien, und wir können wohl annehmen, dass sie vielleicht schon zum Theil im V. Jahrhundert in Persien eingewandert sind. Firdusis Erzählung finden wir schon bei dem arabischen Geschichts-

---

[1] Vgl. Biddulph, Tribes of the Hindoo Koosh. Calcutta 1880.

[2] Vgl. das Werk des verdienstvollen Begründers der »Gipsy Lore Society« zu Edinburgh D. Mac Ritchie, The Gypsies of India, London 1886.

schreiber Hamza Ispahâni, der mehr als ein halbes Jahrhundert vor dem grossen persischen Epiker lebte. Hamza nennt jedoch diese indischen Musikanten Zott, arabisirt aus Tatt, welcher Stamm seine Heimath in Sindh und Multân hat. Der gelehrte holländische Arabist de Goeje,[1] der die Wanderung der Zott verfolgt hat, identifizirt nun — wie bereits 25 Jahre vor ihm der mehrmals erwähnte Bataillard es schon gethan — dieselben mit den Zigeunern. Doch O'Brien[2] hat nachgewiesen, dass beide Sprachen durchaus verschieden sind. Nur in der theilweisen Bewahrung des »r« hinter Konsonanten stimmen sie überein, aber in jeder anderen Beziehung sind sie grundverschieden. Rienzi,[3] Trumpp[4] und Leitner[5] suchen die engere Heimath der Zigeuner im Lande der Marathen und »entscheiden die Frage der Identifizierung der Cangars — eines Stammes im äussersten Nordwesten von Indien — mit den Zigeunern scheinbar in negativem Sinne«. Indes es scheint nur so. Denn der hochverdiente Sprachforscher Herr Franz von Miklosich[6] verlegt die Heimath der Zigeuner auch in diese Gegend und hat eben gezeigt, dass die Zigeunersprache mit der der Dârden und Kâfir, den Stämmen im äussersten Nordwesten Indiens, in der Lautlehre so sehr über-

---

[1] De Goeje, Bijdrage tot de Geschiedenis der Zigeuners. Amsterdam 1875.

[2] O'Brien, Glossary of the Multani Language. Lahore 1881, und Mac Ritchies o. a. Werke.

[3] Rienzi in der »Revue Encyclopedique«, Tome LVI. Paris 1832, S. 365 ff. Vgl. Dubois, Moeurs, Institutions et Cérémonies des Peuples de l'Inde. Paris 1825 I, S. 74 ff. und Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. II, S. 531. (London 1830.)

[4] Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. II. S. 294. (Wien 1872.)

[5] Leitner, A Sketch of the Changars and of their Dialect. Lahore 1880 und Account of Dardistan, Kashmir I, 6. Vgl. auch Drew, The Jummoo and Kashmir Territories, London 1875, S. 425 und Leland, The Gypsies. London 1882.

[6] Miklosich, Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas, Wien 1872—80, und Beiträge zur Kenntniss der Zigeunermundarten. Wien 1874—78.

einstimmt, dass die enge Verwandtschaft dieser Sprachen gar nicht bezweifelt werden kann. Miklosich fasst nun das Resultat seiner eingehenden und endgültigen Untersuchungen im Folgenden zusammen: »Wer nun einräumt, dass das Zigeunerische mit den in den nordwestlichen Theilen Indiens, im indischen Kaukasus (Kāfiristan, Dārdistan, Kaschmir, Klein-Tibet) herrschenden, namentlich mit den Dārdu-Sprachen ein Ganzes bildet, wird wohl geneigt sein, die Heimath der Zigeuner im Nordwesten Indiens zu suchen, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass die Dārdu-Stämme zur Zeit der Auswanderung der Zigeuner ihre heutigen Wohnsitze innehatten; denn es handelt sich um die Frage der Verwandtschaft der Zigeuner mit den übrigen indischen Stämmen.«

»Wenn man sich bei der Vergleichung des Zigeunerischen mit den indischen Sprachen erster Gruppe (den mittel- und neuindischen Dialekten) überzeugt, dass das Zigeunerische hinsichtlich seines Lautstandes auf einer älteren Stufe steht als die genannten Sprachen und dass es sich in diesem Punkte dem Altindischen nähert, so ist man versucht, die Trennung der Zigeuner von ihren indischen Sprachgenossen in eine sehr ferne Vergangenheit zu versetzen, in die Zeit, wo z. B. die Lautgruppe st (aus dem Altindischen) noch nicht in ht, th (in den neueren Dialekten) übergegangen war. Dieser Versuchung wird man jedoch widerstehen, wenn man bei dem Studium der Dārdu-Sprachen wahrnimmt, dass dieser Uebergang nicht alle indischen Sprachen ergriffen hat. Man wird dann zugeben, dass die Auswanderung nicht in irgend einer sehr fernen Vergangenheit stattgefunden haben müsse, sondern sich spät hat vollziehen müssen.«

Für die Annahme einer Wanderung der Zigeuner aus Indien oder aus einem anderen von indischredenden Menschen bewohnten Lande in zwei voneinander sehr weit abstehenden, vielleicht durch Jahrtausende getrennten Perioden, giebt es nicht einmal einen Wahrscheinlichkeitsgrund. Dass erneute und tiefere Forschungen unter der unzweifelhaft indischen und modernen

Oberfläche mehr oder weniger zahlreiche Spuren eines älteren Standes der Sprache, der uralten Wanderungen aus Indien oder irgend einem anderen Lande ergeben würden, dazu ist nach Miklosichs richtiger Ansicht keine Hoffnung vorhanden. Die Sprachwissenschaft hat die allermeisten Räthsel des Zigeuner-Idioms gelöst, und dieses Idiom ist bis zum IX. Jahrhundert die einzige Quelle unserer Kenntniss von den Schicksalen der letzten Ankömmlinge aus jenem Welttheil, den wir als die Wiege der europäischen Menschheit ansehen.

So haben Miklosichs und die allerneuesten Forschungen, u. a. das grossartig angelegte ungarische Werk Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Joseph, eines der gründlichsten Kenner der Zigeunersprache, diese Ansicht nur bestätigt, für welche, wenn auch nur indirekt, auch der verdienstvolle Münchener Sprachforscher Prof. E. Kuhn vielleicht unbewusst eintrat, als er, im Monat September 1886 auf dem internationalen Kongresse der Orientalisten zu Wien über die Dialekte der in den Hindukus-Thälern lebenden Völkerschaften einen Vortrag haltend, die Zigeuner »ein aus allen Theilen des Hindukus zusammengelaufenes Gesindel« nannte.

In der Volkspoesie der Zigeuner finden wir nur indirekte Beweise für ihre indische Abkunft. So z. B. auch in der folgenden Ballade[1] der siebenbürgischen Zigeuner:

Andro veshá, ándro mál	Auf der Aue, auf der Flur,
Yekvár terneçár jiál,	Folgt ein Knab' des Mannes Spur,
Pál o dromengro jiál,	Folgt ein Knab' dem Wandrer sacht,
Ko yek gáláve lyijál.	Der ein Tuch mit sich gebracht.
Mudárdyás pçures, romes,	Und der Knab' ihn tödtet bald
Andro ná udude res;	In dem finstern, öden Wald;
Sikoro isphidyás les	In des heil'gen Flusses Fluth
Andro somán len, romes;	Wirft er ihn mit frohem Muth;
Te ná jánglás terneçár,	Ach! er hatte nicht gedacht,
The ko hin ádá thágár.	Dass den Thagar[2] er umgebracht.

[1] Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c = tsch, j = dsch, ç = ch, sh = sch, ñ = nj, y = j.

[2] Thagar = Wojwode, König.

Sigo terneçár jiál,	Drauf der Knab' im raschen Lauf
Sikárel pesrá dákhe,	Sucht das Weib Bakilo auf, —
O thágáre gáláve.	Froh das Tuch der Mutter zeigt,
Korkores e day ácel,	Die erstaunt sehr lange schweigt;
Akor pedig cingárdel:	Ihren Sohn drauf laut verflucht:
»Bibáçt, bibáçt tut márel,	»Werd' vom Unglück heimgesucht!
The mudárdyál t'ro dádes,	Hast den Vater umgebracht,
Te cordyál o gáláves!«	Ihm geraubt das Thagartuch!«

Diese inhaltlich mit dem altdeutschen Hildebrandsliede[1] verwandte Ballade soll auch — nach Pischel — den spanischen Zigeunern, wenn auch in anderer Fassung, bekannt sein. Als ich Zigeuner über den in der Ballade erwähnten »heiligen Fluss« anfragte, so meinten dieselben, das sei ein heiliger Fluss, dort wo die Sonne aufgeht, und man dürfe nichts Todtes in seine Fluth werfen, denn Gott habe darin gewohnt, ehe er die Welt erschaffen und bade sich täglich in dem Wasser. Zweifelsohne bildet dieser »heilige Fluss« eine Reminiscenz an den heiligen Strom der Inder, an den Ganges. Auch in den Märchen finden sich — wie wir im letzten Abschnitt sehen werden — buddhistische Züge, die auf eine indische Abkunft schliessen lassen.

[1] Ich habe diese Ballade vor Jahren mit einigen Begleitworten unter dem Titel: »Eine Hildebrandsballade der transsilvanischen Zigeuner« (als Sonderabdruck aus dem »Mag. f. d. Litt. des Auslands«, Leipzig 1880) veröffentlicht. R. Pischel (a. a. O. 371) hat nun meine, auch oben ausgesprochene Ansicht sehr oberflächlich entkräften wollen, indem er sagt »Der Ganges ist den Zigeunern nie in höherem Grade ein heiliger Strom gewesen, als heut die Oder oder die Theiss. Uebrigens haben auch die spanischen Zigeuner eine Ballade gleichen Inhalts«. Nun, warum sollte der Ganges den Zigeunern, als indischem Volke, nie ein heiliger Strom gewesen sein? Die Theiss ist ihnen nie heilig gewesen, ob es die Oder ist, weiss ich nicht und will es auch nicht behaupten. Und dass die spanischen Zigeuner eine Ballade gleichen Inhalts haben, ist schön, hat aber mit meiner ausgeführten Ansicht nichts zu schaffen. »Eine traurige Verkennung des Sachverhalts« lässt sich nur bei etwas schlagenderen Gegenbeweisen aussprechen. Es ist überhaupt ein eigen Ding das Antiargument! Zuvörderst ist es nicht gerathen, gegen Fliegen und Mücken (ich meine Sachen und nicht Personen) mit einer herkulischen Keule loszugehen.

Charakterzüge des Zigeunervolkes mit denen indischer Völkerschaften zu vergleichen, um darin neue Beweisgründe für die indische Abkunft zu erbringen, wie dies schon mehrere Gelehrte gethan haben, hat nur geringen, vielleicht geradezu gar keinen Wert. Die Sprachen bilden eben den grössten Anhaltspunkt und einen so entschiedenen Charakterzug der einzelnen Völker, dass dem vergleichenden Studium derselben dasjenige gelungen ist, was die Forschungen der bloss physikalischen Ethnographie nicht zu erreichen imstande waren. Die Sprache eines Volkes ist ja einestheils der beste Ausdruck der geistigen Charakterzüge desselben, sowie anderentheils zugleich das Erbteil und so zu sagen das Wappenschild, welches jeder Nation von ihrem Mutterstamme mitgegeben worden ist. Und eben nur durch die vergleichende Sprachforschung ist es nicht allein bewiesen worden, dass die Zigeuner ein Zweig des Hindu-Volkes sind, sondern Miklosich hat auch vermittelst der in ihre Sprache aufgenommenen fremden Wörter und ihrer verhältnissmässigen Zahl herausgebracht, welchen Weg die Zigeuner von Indien her genommen haben, und in welchen Ländern sie auf ihrer Wanderung längere Zeit verweilt sind, bis sie eben in Mitteleuropa erschienen. Doch »was die Zigeuner aus Indien aufgescheucht hat, das ist ein Räthsel, und wir haben kaum Hoffnung, den Schleier dieses Räthsels je zu lüften«, schreibt Miklosich; ebensowenig wissen wir die Zeit zu bestimmen, wann sie ihre Urheimath verlassen und ihren weiten Wanderweg angetreten haben. Zuerst nahm das Zigeunervolk seinen Weg wohl westwärts nach Kabulistan und Eran und machte in beiden Ländern für längere Zeit Halt. Zu dieser Annahme berechtigen eben die persischen und armenischen Elemente in den Mundarten der europäischen Zigeuner. Von da mag ein Theil durch Syrien auf dem Landwege nach Afrika gewandert sein, wo sie im Norden auch noch heute anzutreffen sind, während ein anderer Theil, und dies mag eben der stärkste gewesen sein, aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Weg über Phrygien

und Lykaonien nahm und über den Hellespont nach Europa übersetzte. »Denn nur bei solcher Auswanderung gewinnt die Benennung der Zigeuner als »Athingani« im byzantinischen Reiche Erklärung und Berechtigung; dabei mag immerhin noch der weitere Umstand eingewirkt haben, dass die einwandernden Zigeuner sich äusserlich zu jener Samaritersekte bekannten, wie es ja ihre Sitte ist, sich dem Glaubensbekenntnisse der Bewohner jenes Landes, in dem sie momentan verweilen, anzuschliessen«.[1]

Griechenland ist als die europäische Urheimath aller der Zigeunergruppen, die in Europa zerstreut sind, zu betrachten, wo sie vielleicht einige Jahrhunderte festsassen, bis sie endlich Mitteleuropa überschwemmten. Denn schon um das Jahr 1398 bestätigte der venetianische Statthalter der griechischen Kolonie Nauplion, Ottaviano Buono, dem dortigen Zigeunerhäuptling, mit Namen Johann, die schon von mehreren seiner Vorgänger verliehenen Privilegien. Demzufolge unterliegt es gar keinem Zweifel, dass die Zigeuner damals schon längere Zeit im Peloponnes ansässig waren, — und der byzantinische Rhetor Mazaris, der um 1414 seine wunderliche Hadesfahrt schrieb, erwähnt in diesem Werke auch die Zigeuner. Die Venetianer gestatteten mit »kaufmännischer Toleranz« den heimathlosen Wanderern — freilich gegen Erlegung gewisser Steuern und Abgaben — sich im Peloponnes, den sie damals besassen, eine neue Heimath zu gründen. Dass sie sich hier in grösseren, zusammenhängenden Scharen ansiedelten, dafür geben ein beredtes Zeugniss die zahlreichen Ruinen, die noch heute den Namen *Γυφτόκαστρον*, d. h. Aegypter oder Zigeuner-Burgen, führen und mit den stolzen Feudalschlössern fränkischer Barone und den ärmlichen Ansiedelungen der Juden, den sogenannten Franken- und Juden-Burgen gleiches Los theilten, als der

[1] Schwicker a. a. O. S. 19.

Halbmond von Konstantinopel in unaufhaltsamem Siegeslaufe gegen Athen, Korinth und Sparta vorschritt.[1] Deutsche Reisende aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, wie Felix Fabri, Bernhard von Breidenbach, Pfalzgraf Alexander von Veldenz, Arnold Harff erwähnen in ihren Reiseberichten 2 — 300 Zigeunerhütten am Fusse des Berges Gype[2] bei Modone. Namentlich ist es der kölnische Patrizier, Arnold von Harff, der in seiner interessanten Reisebeschreibung aus den Jahren 1496 — 1499 diese »ägyptischen« Ansiedler, von denen der Hauptstamm bereits seine griechische Heimath verlassen und Mitteleuropa überfluthete, eingehend geschildert. Selbst auf der Insel Korfu finden wir bereits um 1370 eine Zigeuner-Kolonie vor, deren Angehörige als im Dienste der Barone Theodoros Kavasilas, Nicolo di Donato von Altavilla, Berard de St. Maurice und Anderer stehend, gar häufig erwähnt werden. Gegen Ende des XIV. Jahrhunderts wurden diese »ägyptischen« Kolonisten an einem Punkte der Insel angesiedelt und ein Zigeuner-Lehen (feudum Acinganorum) gegründet, welches zuerst dem Baron Gianuli di Abitabulo verliehen wurde. 1540 ward der gelehrte Antonio Eparco, der mit den deutschen Humanisten, namentlich mit Melanchthon, in intimem brieflichen Verkehr stand, zum erblichen Besitzer des Zigeunerlehens ernannt, das seit 1863 in den Besitz des Grafen Theodoro Trivoli übergegangen ist. Hier und in Griechenland lebten die Zigeuner von den Behörden unbehelligt fort, bis zur Zeit, wo der Halbmond sich über diese Gegenden ansbreitete. Da fand ihr unstäter Freiheitsdrang, ihre fahrige Wanderlust in der Balkan-Halbinsel ein offenes, günstiges Terrain, wohin auch die

---

[1] S. K. Hopf's ausgezeichnetes Werkchen: »Die Einwanderung der Zigeuner in Europa«. (Gotha, Perthes 1870) S. 12.

[2] Pfalzgraf Alexander von Veldenz will in dem Namen Gype, den seinem Berichte gemäss die Venetianer mit Klein-Aegypten übersetzten, den ägyptischen Ursprung der Zigeuner nachweisen.

Meisten auswanderten und selbst bis an die Donau und in die walachische Ebene vordrangen.[1]

In der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, zur Zeit Stefan I., als einerseits der serbische Heldenkönig Stefan Dusan, andererseits der albanesische Fürst Karl Thopia an den bestehenden Verhältnissen der Balkan-Halbinsel zu rütteln begann, kam eine kleine Völkerwanderung zu stande. Attika und den Peloponnes besetzten die Albanen; in der Moldau liessen sich mehr als 4000 armenische Familien nieder, und unzählige Rumänen wanderten zu den Abhängen des Pindus. Da strömte auch der grössere Theil der Zigeuner in die Walachei vorwärts, wo sie schon vor 1340 ansässig waren, da im Jahre 1387 der Hospodar Mirce I. (1382—1418) dem Kloster St. Anton zu Tismana im Banate von Krajowa die Schenkung von 40 Zalassi (Zelten) Zigeuner bestätigte, die demselben von seinem Oheim, dem Fürsten Vlad I., gemacht war. In die Walachei wanderten die ersten Zigeuner wahrscheinlich um das Jahr 1241 ein, als Radu I. das Joch des Mongolen-Chans Batu abschüttelte und das Fürstenthum Walachei gründete, welches 1415 Mohamed I. zum Tributzahler des Sultans machte. Um diese Zeit mögen auch die Zigeuner in grösseren Scharen in Siebenbürgen und Ungarn erschienen sein, woher sie sich über ganz Europa verbreiteten.

Im Jahre 1417 zeigten sich die ersten Zigeuner in den Hansestädten an der Nord- und Ostsee. Ihre Führer wiesen Schutzbriefe des Kaisers Siegmund vor und erzählten das Märchen von ihrer ägyptischen Herkunft und ihrer siebenjährigen Wanderschaft. Kein Wunder also, dass sie anfangs von Kirche und Staat sowohl, als auch von Privaten unterstützt wurden. Aber das goldene Zeitalter der Zigeuner dauerte freilich nicht lange; denn nachdem man in Deutschland

---

[1] Vgl. Bataillard, s. interessanten Aufsatz: Beginning of the immigration of the Gypsies into Western Europe in the fifteenth century (im Journal of the Gypsy Lore Society 1889).

die braunen Horden anfangs gastfrei und mitleidsvoll behandelte, kam bald die Reaktion zum Ausbruch. »Das böse Thun und Treiben, das lästige Wesen und Walten der fremden Eindringlinge musste nothwendig bald die Aufmerksamkeit der obersten Reichsbehörde erregen und rief verschiedene Versuche ins Leben, ihnen durch mancherlei harte Beschränkung, durch grausame Bedrückung und Verfolgung den Aufenthalt in den Landen deutscher Zunge zu erschweren, zu verleiden, wenn nicht unmöglich zu machen.«[1] Ja das Elend hat diese Menschen überallhin verfolgt, und von Elend weiss ihre Geschichte fürwahr genug zu erzählen. Ueberall, wo sie erschienen, haben sie der Kulturgeschichte des Landes ein schwarzes Blatt mehr beigefügt. Der Geist der damaligen Zeiten war schon roh genug, um auch dazu angethan zu sein, um mit unmenschlicher Härte und Grausamkeit Verfügungen gegen die Zigeuner zu treffen. Schlimm für dies armselige und harmlose Völkchen war es auch, dass sie aus den Gegenden kamen, wo die Türken sich schon mehr oder weniger festgesetzt hatten und man sie als Vortrab, ja sogar für Kundschafter und Spione des »Erbfeindes christlichen Namens« hielt. So lautet denn der § 21 des deutschen Reichsabschiedes schon vom Jahre 1479: »Derjenigen halben, so sich Zigeuner nennen und wieder und für in die Land ziehen, ist gerathschlagt, nachdem man Anzeige hat, dass dieselben Erfahrer, Ausspäher und Verkundschafter der Christen land seien, dass man dieselben hiefür in die Land zu ziehen nie gestatten noch leiden soll, und es sollen jede Obrigkeit auf Weis und Weg gedenken, wie Solches fürzukommen sei und auf die nächste Versammlung das ihr Gutbedünken bringen, davon weiter zu handeln.« Im folgenden Jahre wurde dies auf dem Reichstag zu Freiburg weiter ausgeführt und im § 46 des Reichsabschiedes angeordnet: »Derjenigen halben, so sich Zigeuner nennen, und wieder und für in die Lande ziehen,

[1] Liebich, Die Zigeuner S. 4.

soll per edictum publicum allen Ständten des Reichs durch Uns bei den Pflichten, damit sie Uns und dem Heiligen Reiche verwandt seyn, ernstlich geboten werden, dass sie hinfüro dieselben Zigeuner, nachdem man glaublich Anzeige hat, dass sie Erfahrer, Ausspäher und Verkundschafter der Christenland seyen, in oder durch ihre Lande, Gebiete und Oberkeit nit ziehen, handeln und wandeln lassen, noch ihnen des Sicherheit und Gelegenheit geben. Und dass sich die Zigeuner drauf hin zwischen Ostern nächst künftigen aus den Landen teutscher Nation thun, sich der äussern und darin nit finden lassen; wenn, wie und wo sie darnach betreten und Jemandts mit der That gegen ihnen zu handeln fürnehmen würde, der soll daran nit gefrevelt noch Unrecht gethan haben, wie denn weiter Unser Mandat inhalten wird.« Sie wurden also für vogelfrei erklärt, mit andern Worten, die Ermordung eines Zigeuners wurde gesetzlich für unstrafbar angesetzt

Trotzdem hatten diese Verordnungen wenig Erfolg, denn in den Jahren 1500, 1544, 1548 und 1577 wurden sie in den Reichsabschieden erneuert und verschärft. Selbst ein Edikt Friedrich Wilhelms I. vom 5. Oktober 1725 bestimmt: »Die Zigeuner, männlichen und weiblichen Geschlechts, so in den preussischen Staaten betroffen werden, sollen, wenn sie über 18 Jahr alt sind, ohne alle Gnade mit dem Galgen bestraft werden, sie mögen vorher schon durch Brandmark, Staupenschlag, Landesverweisung bestraft worden, oder zum erstenmal, einzeln oder volkweise, ins Land gekommen sein, und Pässe vorzuzeigen gehabt haben oder nicht.« [1] Ein Seitenstück dazu ist die gräflich reussische Verordnung vom 13. Juli 1711 die unter dem 12. Dezember 1713 und 9. Mai 1722 wiederholt eingeschärft wurde; derzufolge sollen die Zigeuner, »wenn sie in acht Tagen, von Zeit der Publikation an zu rechnen, in den reussischen Landen betreten lassen würden,

[1] Berlinische Monatsschrift 1793, Band 21, S. 110.

sie wären gleich mit Passeporten versehen oder nicht, mit Hab und Gut, mit Leib und Leben verfallen seyn, und was die Mannspersonen betrifft, auf der Stelle niedergeschossen, deren Weiber und Kinder aber in die nächsten Aemter geliefert und die Weiber mit Ruthen ausgestrichen und der Galgen ihnen an die Stirn gebrannt, auch die Kinder zu behöriger christlicher Auferziehung gehörigen Orts versorgt werden.« Staat und Kirche wetteiferten miteinander in der Verfolgung der Zigeuner, und noch 1798 sprach der litauische Pfarrer Zippel das harte Wort über sie aus: »Das Zigeunervolk ist anitzt einem wohleingerichteten Staate das, was das Ungeziefer dem thierischen Körper ist.«[1] Doch alle diese Maassregeln von unmenschlicher Strenge und Härte minderten die Anzahl der Zigeuner nicht, die, durch fortwährend neue Zuzüge aus Ungarn verstärkt, sich bald von Deutschland aus über die benachbarten Länder ausbreiteten.

Von Deutschland aus kamen die Zigeuner wahrscheinlich unter Wladislav Jagello in die polnisch-litauischen Länder. Die erste Erwähnung von ihrer Anwesenheit geschieht in einem Freiheitsbriefe vom Jahre 1501, den König Alexander dem Zigeunerwojwoden Wasil ertheilt. Zwar ordnete der polnische Reichstag vom Jahre 1557 die Vertreibung der Zigeuner an und wiederholte auch diesen Befehl 1565, 1578, 1607 und 1618, aber trotzdem hatten die Zigeuner in Polen ein recht leidliches Los und wurden schliesslich im Jahre 1791 sesshaft gemacht. Ehedem standen sie sogar unter ihrem eignen Oberhaupte, das, vom Könige bestätigt, selbst den stolzen Titel eines Königs führte. Dieser hatte unter seinen Stammgenossen Recht zu sprechen, Streitigkeiten zu schlichten, die Steuern einzuheben, überhaupt den Vermittler zu spielen. Der letzte dieser polnischen Zigeunerkönige war der von Karol Stanislaw Radziwill 1778 in seiner Würde bestätigte Jan Marcinkiewicz, der um das Jahr 1790 starb.

[1] Berlinische Monatsschrift 1793, Band 21, S. 148

Von Polen aus drangen die Zigeuner erst mit Beginn des XVI. Jahrhunderts nach Russland vor, wo sie schon unter Katharina II. auf den Krongütern angesiedelt wurden und das Vagabundenleben gänzlich aufliessen. Wenn sie hier und in Polen auf günstigen Boden trafen, so erging es ihnen desto schlechter in den skandinavischen Ländern. Aus Schweden wurden sie 1662 durch königliches Edikt verbannt und zwar mit dem drohenden Zusatze, dass jeder zurückkehrende Zigeuner hingerichtet werden soll. Selbst die Kirche sprach ihr Anathema über sie aus. Laurentius Petri, Upsalas erster lutherischer Erzbischof, erliess schon im Juni 1560, mit Einwilligung des Königs, ein Rundschreiben an seine untergebenen Priester, worin er unter anderem kurz und bündig erklärt: »Med Tartare skal Prästen sig intet befatta, hvartken jorda theras lik eller Christna theras born.«[1] (Mit Zigeunern soll sich kein Priester befassen, weder ihre Todten begraben noch ihre Kinder taufen.) König Christian III. von Dänemark befahl im Jahre 1536, dass die Zigeuner das Land in drei Monaten zu verlassen hätten; 1561 wurde dieser Befehl von Friedrich II. erneuert, so dass in kurzer Zeit das Land von den Zigeunern geräumt war.

In Italien und Frankreich wurden sie niemals geduldet. Nach Italien kamen sie um das Jahr 1422 und machten schon nach einigen Jahren Kehrt, nachdem man ihrer Pilgerfahrt keinen Glauben mehr schenkte und die Geistlichkeit mit Wort und That gegen sie zu Felde zog. Nicht minder ungünstig ging es den Zigeunern in Frankreich, wo ihre erste, auf mehrere Tausende veranschlagte Bande im Jahre 1447 erschien, fünf Jahre lang ungestört das Land nach allen Richtungen durchwanderte, dann aber, als sie das Städtchen Cheppe unweit Chalons sur Marne gewaltthätig plünderte, von

---

[1] Dyrlund, J., Tatere og Natmandsfolk i Danmark. Kopenhagen 1872, S. 13.

den Bauern vertrieben wurde. Die zersprengten Truppen dieser Bande durchstreiften noch das Land bis 1504, wo der erste Verbannungsbefehl gegen sie erging, der 1522, 1530, 1534 und 1539 verschärft wurde; endlich ward auf dem Parlamente zu Orleans im Jahre 1561 ihre Vertilgung durch Feuer und Schwert ausgesprochen und von den Königen Ludwig XIII. und XIV. im wahren Sinne des Wortes ausgeführt. Nur ein kleiner Theil der Zigeuner konnte sich unter den Basken bis zum Jahre 1802 erhalten. Da erliess der Préfet des Basses Pyrénées am 22. November desselben Jahres eine Verordnung gegen sie, und in der Nacht vom 6. Dezember wurden sie alle abgefangen und zu Schiffe nach Afrika gebracht, wo man sie an der Nordküste aussetzte.

Einen günstigeren Boden für ihre Unternehmungen fanden die Zigeuner in England und Schottland, wo sie erst zur Mitte des XVI. Jahrhunderts erschienen, und gleich nach ihrem Erscheinen schleuderte 1531 König Heinrich VIII. eine Bannbulle gegen sie, die seine Töchter Maria und Elisabeth zwar erneuerten, aber nachdem die Verordnungen nirgends durchgeführt wurden, soll ihre Anzahl im vorigen Jahrhundert über 100000 betragen haben, die alle unter einem Könige aus der Familie Lee standen, deren letzter Sprosse, der König Josef Lee, 86 Jahre alt, 1844 starb.[1]

Im Jahre 1447 zog die erste Zigeunerbande in Spanien, und zwar in Barcelona, ein, wo sie anfangs auch »Griechen« genannt wurden, weil die meisten von ihnen auch das Vulgär-Griechische sprachen, und zwar den Dialekt, der damals auf Morea und dem Archipelagus gesprochen wurde. Das Verbannungsedikt Ferdinands des Katholischen vom Jahre 1492, das sie mit den Mauren und Juden zugleich betraf, hat ihnen wenig geschadet; ebensowenig störte sie in ihrem Fortkommen der Befehl König Philipps IV. vom Jahre 1633, der ihnen ver-

---

[1] S. Pott in der »Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft« III, 324.

bot, ihre Sprache zu reden und herumzuwandern; viel mehr Schaden richtete unter ihnen vom ethnologischen Standpunkt aus das Toleranzedikt Karls III. vom 19. September 1783 an, das den Zigeunern Zulass zu allen Aemtern gestattete und die Ausübung jeden Gewerbes' gewährte. »Der König hat das Gesetz der Zigeuner vernichtet; wir sind nicht mehr das Volk, das wir einst waren, als wir in den Sierras und Wüsten lebten und uns von den Fremden fern hielten,« klagte ein spanischer Zigeuner dem Missionär Borrow,[1] indem er das erwähnte Gesetz Karls III. meinte. Solche Gesetze und Verordnungen, die ihrem Wanderleben ein Ende zu machen suchten, untergruben ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, ihre Sitten, ihre Sprache. Der Zigeuner hört eben auf, Zigeuner zu sein, sobald er ansässig wird und ein bestimmtes Gewerbe treibt; im Laufe der Zeit vergisst er seine Muttersprache und gebraucht allein die Sprache des Volkes, unter dem er lebt; ja er will sogar nicht einmal mehr als Zigeuner gelten. Ein Beispiel hierfür liefern die spanischen, englischen, dänischen, türkischen Zigeuner, deren Sprache von fremden Elementen ganz und gar zersetzt ist. Anders die ungarischen und siebenbürgischen Zigeuner, die — abgesehen von der lokalen Färbung ihrer Dialekte — ihre alte Muttersprache unter allen Zigeunern Europas am reinsten bewahrt haben.[2]

Hier, in Ungarn und Siebenbürgen, war den Zigeunern schon die Dünnheit der Bevölkerung günstig, und bald erwarb sich dies weltverlassene, echtromantische Völkchen eine Art Bürgerrecht; ergötzt sich doch am Klang der Geige bis auf den heutigen Tag der Aristokrat und der Bürgerliche, der Handwerker und Student, und liebt dieses poesiereiche Wandervolk, das zu den interessantesten Erscheinungen sowohl des ungarischen Flachlandes, als auch des waldbekränzten

[1] Borrow, The Zincali or an Account of the Gypsies of Spain I, 218. (London 1843.)

[2] S. meine »Sprache der transsilvanischen Zigeuner« (Leipzig, Friedrich 1884).

Siebenbürgens gehört. Hier war ihre zweite, europäische Haltestation. Wann die ersten Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen erschienen sind, lässt sich nicht genau angeben; jedenfalls vor dem Jahre 1416, nachdem bereits 1416 in Mähren und Böhmen und 1417 in Deutschland Zigeuner sich vorfinden, die aus Ungarn dahin kamen. Der ungarische Historiker G. Pray meldet, die Zigeuner seien zum ersten Male im Jahre 1417 in Ungarn erschienen. Diese Mittheilung ist kaum richtig, wenn man die urkundliche Nachricht von ihrem weit früheren Vorhandensein in der Walachei erwägt. Ebenso erscheint Prays Meldung unwahrscheinlich angesichts der Thatsache, dass im Jahre 1417 die Zigeuner aus Ungarn bereits in Deutschland erschienen, ja schon im Jahre 1416 in Mähren aufgetreten waren. Es müssen also die Zigeuner geraume Zeit vor 1416 in Ungarn gelebt haben. Das ergiebt sich ausser aus dem sprachlichen Beweise noch aus anderen Umständen. Als die Zigeuner im Jahre 1417 in Deutschland erschienen, haben sie nach Konstanz oder Lindau, wo damals Kaiser und König Siegmund weilte, ein Empfehlungsschreiben des ungarischen Palatins Nikolaus von Gara mitgebracht, auf dessen Grundlage der Kaiser ihnen die schon erwähnten Freibriefe ausstellte. Das Zigeunervolk war somit vor 1417 in Ungarn gewesen und hatte sich daselbst bei den maassgebenden Leuten in Gunst gesetzt. Desgleichen bestätigen selbst die damaligen Lügenmärchen der Zigeuner ihre vorherige längere Anwesenheit in Ungarn. So fabelte der Zigeuner »Herzog Andreas von Klein-Aegypten«, der im Jahre 1422 nach Bologna kam, er habe einst seinen christlichen Glauben verleugnet, daher sei er aus seinem Lande von König Siegismund vertrieben worden.[1] Im Gegentheil war es gerade dieser Regent, der ihnen die ersten Schutz- und Freibriefe ausstellte, die bei ihrer Wanderfahrt durch Europa lange Zeit hindurch respektirt wurden.

---

[1] Schwicker a. a. O. S. 42.

Die in Ungarn und Siebenbürgen zurückgebliebenen Zigeuner erfreuten sich gleich den ohne liegenden Besitz weilenden Rumänen und Juden als sogenannte »königliche Knechte« be sonderer Vorrechte, indem ihre Ansiedelung auf privatherrschaftlichem Grund und Boden von der Zustimmung des Regenten abhing, und sie noch obendrein von geistlichen und weltlichen Behörden als Waffenschmiede verwendet wurden und besonderer Vergünstigungen theilhaftig wurden. So gab in einem Briefe vom 23. September 1476 König Mathias (Corvinus) der Stadt Hermannstadt die Erlaubniss, die in den Vorstädten wohnenden Aegyptier oder Zigeuner (populos illos egiptiacos seu ut vulgariter nuncupantur Czigaros) zu den sich ergebenden nothwendigen Arbeiten verwenden zu dürfen. Am 8. April 1487 befahl er den Wojwoden und Oberwojwoden, sie sollten es nicht wagen, diese den Hermannstädtern zugestandenen Zigeuner unter ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen.[1] Diese königlichen Dekrete bestätigte in einem Erlass vom 29. September 1581 auch der Fürst von Siebenbürgen, Siegmund Bathori.[2] In Ungarn ertheilte König Wladislaw II. im Jahre 1496 einen Freibrief einem gewissen Thomas Polgar, Wojwode einer aus fünfundzwanzig Zelten bestehenden Zigeunertruppe, damit Niemand ihn und seine Leute im freien Thun und Lassen beeinträchtigen könne, nachdem diese Truppe Kriegsgeräthe für den damaligen Bischof von Fünfkirchen, Namens Sigismund, verfertige. Von der fortdauernden Beschäftigung der Zigeuner mit Schmiedearbeiten erhalten wir weitere Kunde aus den Tagen des grossen Bauernaufstandes in Ungarn, der im Jahre 1514 stattfand. Als der Aufstand durch Johann Szapolya niedergeworfen und der ungarische Bauernkönig Georg Dozsa gefangen genommen worden war, liess Szapolya in Temesvar durch Zigeuner einen Thron, eine

[1] Die Originale befinden sich im siebenbürgisch-sächsischen National-Archiv (II., 369 u. II., 444) zu Hermannstadt.

[2] Original ebenda. (II, 1226.)

Krone und ein Scepter aus Eisen schmieden; Georg Dozsa wurde auf den glühendgemachten Thron gesetzt, man drückte ihm die glühende Krone auf das Haupt und das ebenfalls glühende Scepter in die Hand und zwang seine ausgehungerten Mitgefangenen und Mitschuldigen, von den gebratenen Gliedern ihres noch lebenden Führers zu essen.

Wie in Polen die Würde des Zigeunerkönigs in späterer Zeit einheimischen Edelleuten verliehen wurde, so ernannte auch in Siebenbürgen und Ungarn der jedesmalige Regent die Oberwojwoden der Zigeuner aus den Reihen der siebenbürgischen und ungarischen Edelleute. In Siebenbürgen bekleidete diese Würde gewöhnlich nur ein Edelmann, bisweilen aber wurde sie gleichzeitig an zwei Personen verliehen. In Ungarn gab es beständig vier Oberwojwoden der Zigeuner nach den vier Landeshauptdistrikten: dies- und jenseits der Donau und der Theiss, die ihre Amtssitze in Raab, Leva, Szatmar und Kaschau hatten. Unter der Gerichtsbarkeit dieser Oberwojwoden standen die Zigeuner und mussten ihnen dafür jährlich einen Gulden Abgabe per Mann entrichten. Zu Oberwojwoden in Siebenbürgen wurden im Jahre 1557 von der Königin Isabella die angesehenen Edelleute Caspar Nagy und Franz Balatfi ernannt. Diese verkauften die ihnen zugehörigen Zigeuner an einen gewissen Zuchaky; woraus ersichtlich ist, dass die Oberwojwoden über ihre Zigeuner wie über ihre Leibeigenen frei verfügen konnten. Der letzte Oberwojwode der siebenbürgischen Zigeuner war Peter Vallon, dem Fürst Georg Rakoczi I. diese Würde verlieh, Die siebenbürgischen Approbationes Const. III. R. 53 T. Art. I. schafften diese Würde ab, weil sich »bei der Einhebung der Abgaben viel Unfug eingeschlichen habe«.

Dass sie auch damals in Bezug auf Moral tief unter den anderen Völkerschaften standen, dafür liefert eben die Eidesformel ein Zeugniss, nach welcher die Zigeuner die Wahrheit ihrer Aussagen bei Gericht bekräftigen mussten. Die Formel lautet also: »Wie Gott den König Pharao im rothen

Meere ersäufte, so soll den Zigeuner der tiefste Abgrund der Erde verschlingen und er verflucht sein, wenn er nicht die Wahrheit redet; kein Diebstahl, kein Handel und sonst ein Geschäft soll ihm gelingen. Sein Pferd soll sich beim ersten Hufschlag alsogleich in einen Esel verwandeln und er selbst durch Henkershand am Hochgerichte hängen« u. s. w.[1] Zur Zeit der Türkenkriege, wo in Siebenbürgen und Ungarn jedes Recht und alle soziale Ordnung aus Rand und Band gegangen war, stieg auch die Immoralität der Zigeuner so sehr, dass selbst der Sultan Mustapha im Jahre 1696 einen Befehl erliess, demzufolge die als Waffenschmiede im türkischen Heere beschäftigten Zigeuner »an Zucht und Ordnung zu gewöhnen seien, da bisher deren Weiber und Männer aller Unsittlichkeit zugethan seien«. Freilich, während der türkischen Herrschaft, wo so zu sagen der Unterschied zwischen Mein und Dein zu einem leeren Begriff herabgesunken war, trieben es die Zigeuner in jeder Beziehung gar zu toll; nicht genug, dass sie im Lande selbst nach Belieben mit anderem räuberischen Gesindel frei und ungehindert schalteten und walteten, so unternahmen sie auch, von den Türken dazu angestachelt, verwüstende Streifereien in die benachbarten österreichischen Gebiete, so dass unter anderen das niederösterreichische Kloster Lilienfeld im Jahre 1676 eine strenge Verordnung gegen sie erliess, in der es heisst: »Wollen auch die Zigeuner nichts anderes als lauter Ungelegenheit prokreiren, sich bloss allein mit Stehlen unter den Unterthanen erhalten; ist ihnen also die Herrschaft gänzlich verboten. Wer derohalben einem (Zigeuner) Aufenthaltung zu geben sich unterstehen wird, ist der Wandl (das Strafgeld) 24 fl.«

Zu derselben Zeit wirthschafteten sie auch in Siebenbürgen auf eine gleiche Weise. Namentlich zu Zeiten tyrannischer, blutdürstiger Fürsten waren sie als Henker durch ihre Erfindungsgabe der schrecklichsten Peinigungswerkzeuge »beliebte Personen«,

[1] Vgl. Schwicker a. a. O. S. 48.

und unzählige Aristokraten verbluteten auf dem Hochgericht unter ihren Händen. Für diese und ähnliche Dienstleistungen wurden sie verschwenderisch beschenkt, und noch heutzutage lebt die Erinnerung an diese »reichen Zeiten« in mancher siebenbürgischen Zigeunerfamilie fort. Ausserdem waren sie nicht nur an den Höfen der siebenbürgischen Fürsten und Magnaten als Spielleute beliebt, sondern auch in Ungarn waren sie schon im Jahre 1525 auf der Landtagsversammlung zu Hatvan als Musiker »angestellt«. Freilich auch diese »goldenen Zeiten« gingen zur Rüste, und als Siebenbürgen und Ungarn unter österreichische Herrschaft kam, hörte diese Misswirthschaft auf und geordnetere Zustände begannen im Lande um sich zu greifen. Da sank auch das »Gewerbe« der Zigeuner, und die meisten von ihnen setzten ihr früheres Wanderleben fort und suchten ihr Fortkommen als Musiker, Schmiede, Kesselflicker u. s. w. Die meisten verschmähten auch jetzt die festen Wohnsitze und das bürgerliche Gewerbe und zogen das ruhelose, mühselige Leben vor. »Während die Vögel des Himmels ihre Nester, die Füchse ihren Bau, die Wölfe ihre Verstecke, Löwen und Bären ihre Höhlen und die Thiere aller Arten eine Heimath haben: muss das arme Volk der Aegypter (die wir Zigeuner nennen) nach altem Herkommen auf Feldern und Wiesen ausserhalb der menschlichen Wohnorte unter Zelten sein vielgequältes Leben fristen. Greise und Jünglinge, Knaben und Säuglinge dieses Volkes haben die stärksten Regengüsse, Kälte und Hitze schutzlos zu ertragen. Ohne Erbe auf Erden besitzen sie weder in Stadt und Land ein gesichertes Dach, sondern wandern unstät von Ort zu Ort, kennen die Reichthümer ebensowenig, als irgend welche Ambition. Tag und Nacht verbringen sie unter freiem Himmel, beschäftigen sich jedoch mit Schmiedearbeit, wissen Blasebalg Hammer und Zange zu handhaben, um sich dadurch Nahrung und Kleidung zu schaffen und die Ihrigen zu erhalten. Ja nur zur Erwerbung der nöthigen Lebensbedürfnisse durchwandern sie nicht allein Ungarn, sondern alle Theile der Welt; über

Meer und Land, durch Felsen und Feuer irren und fliehen diese Armen,« so schildert voll Mitleid das Leben der Zigeuner der ungarische Palatin Graf Georg Thurzo in dem Schutzbriefe vom 10. Februar 1616, und seither ist es mit ihnen nicht besser geworden. An humaner Behandlung, an wahrhaft liebevollem Entgegenkommen, selbst an ernstlichen Maassregeln von seiten der Regierung, die zur Sesshaftmachung und Civilisirung der Zigeuner wiederholt unternommen wurden, hat es nicht gemangelt. Die Kaiserin-Königin Maria Theresia, die sich mit der Kolonisirung der durch die Türkenkriege entvölkerten Landestheile eingehend beschäftigte, wendete ihre Aufmerksamkeit auch den Zigeunern zu und wollte dieselben im Banate ansässig machen. Diesbezüglich ordnete sie unter dem 13. November 1761 an, dass 1. der Name »Zigeuner« in jenen der »Neu-Ungarn« (Uj magyarok) verwandelt und 2. die Zigeuner im Banate ansässig gemacht werden sollen. Es wurden auch demzufolge von den Behörden theils auf gütlichem Wege, theils mit Anwendung von Zwangsmitteln einige hundert Zigeunerfamilien im Banate angesiedelt, ihnen Hütten erbaut und Frucht zur Aussaat, ja selbst Vieh verabfolgt; aber sie machten es so wie ihre Vorfahren dem erwähnten Perserkönig Bahram-Gur es gethan hatten. Als die Vorräte den Weg alles Irdischen genommen hatten, machten sich auch die Zigeuner auf und davon. Sie wurden zwar zum grössten Theil wieder zurückgeholt und angesiedelt, ja sie ergaben sich auch in ihr Schicksal und betrieben als ansässige Zigeuner unter dem Namen »Neu-Ungarn« bürgerliche Gewerbe, aber die Behörden hatten stets ihre liebe Plage mit ihnen. So berichtet Schwicker nach M. Rosenfelds interessanten Belegen folgendes über diese »Neu-Ungarn«: Der Magistrat zu Temesvar befahl »am 1. Oktober 1783 die Konskription der daselbst vorfindlichen Zigeuner; diese Zusammenschreibung wurde erst zu Ende Mai 1784, also in acht Monaten beendigt und doch bezog sie sich bloss auf 50 Zigeunerfamilien, darunter waren 30 deutsche, die auf der »deutschen Seite«

in der Fabrikvorstadt ansässig waren. Von den konskribirten Zigeunern betrieben 36 das Musikantenhandwerk, davon waren 30 deutsche. Schon am 19. Mai 1786 erhielt der Magistrat abermals den Auftrag, »auf die Bildung des sorglosen und schädlichen Gesindels den sorgsamsten Bedacht zu nehmen und die a. h. Orts vorgeschriebenen Normalien auf das genaueste zu befolgen.« Auch hatte derselbe von drei zu drei Monaten einen Bericht zu erstatten, »was allenfalls an dem von der vorhinnigen Lebensart abzuhaltenden Gesindel annoch zu verbessern übrig wäre.« Im Februar 1790 machte daher die Temeser Gespannschaft die Meldung, »dass die bereits aus dem Lande abgeschoben gewesenen, jedoch nunmehro mit dem übrigen Haufen der Emigranten einschleichenden Zigeuner auf eine der öffentlichen Sicherheit unschädliche Art untergebracht, denselben mit aller Güte begegnet, auf solche, welche schon vorhin aus dem Lande abgeschoben waren, zwar ein obachtsames Auge getragen, jedoch selben, wie den übrigen ein Nahrungszweig verschaffet werden müsse.«

Schon am 27. November 1767 hatte Maria Theresia einen noch strengeren Befehl erlassen, demzufolge die Kinder den Zigeunern abgenommen und anderen »christlichen« Leuten, Bürgern und Bauern, zur Erziehung übergeben werden sollten. Die Pflegeeltern sollten vom Staate nebst der nöthigen Kleidung für ein Zigeunermädchen bis zu 10, für einen Knaben bis zu 12 Jahren 12 fl., für ein Mädchen von 10—14 Jahren 4 fl. jährlich an Erziehungskosten erhalten. Ausserdem wurde die Ehe einer Zigeunerin mit einem Zigeuner strengstens verboten; einer im »katholischen Glauben wohl unterrichteten« Zigeunermaid, die einen Insassen (domiciliato subdito) heirathe, eine Aussteuer von 50 Gulden aus Staatsmitteln zugesagt. Die Behörden traten nun die folgenden Jahrzehnte hindurch zwar energisch genug auf, und der Staat zahlte auch eine namhafte Summe an Erziehungsbeiträgen, aber das Resultat entsprach keineswegs den gehegten Erwartungen. Die ihren Eltern entrissenen Kinder gingen ihren Pflegeeltern durch, und

die Zigeuner hatten eben ihre eigenen Begriffe über die Ehe. 1773 wurde diese Verordnung verschärft, den Zigeunern die Kinder entrissen und in einigen Orten wie z. B. in Hermannstadt in das »Theresianum« zur Erziehung gebracht. Der Erfolg blieb derselbe, d. h. es war gar kein oder den Kosten gegenüber ein sehr geringer Erfolg aufzuweisen, so dass ein amtlicher Bericht bereits im Jahre 1776 also lautete, dass »diese Verordnungen, obwohl sie die Wohlfahrt dieses Volkes selbsten als auch des Staates einzig nur zum Zwecke hatten, dennoch bei dem grössten Theile desselben wenig fruchten wollen.«

Da wollte Kaiser Joseph II. dem Treiben der Zigeuner mit einem Schlage ein Ende machen und erliess unter dem 9. Oktober 1783 ein Hauptregulativ, das, durchdrungen vom hohen Geiste des Monarchen, der Grundstein zur Civilisirung des Zigeunervolkes hätte sein konnen. Die Hauptbestimmungen dieses Regulativs sind die folgenden: Die Kinder der Zigeuner dürfen an öffentlichen Orten nicht nackt herumlaufen und sollen frühzeitig zum Besuche der Schule und Kirche angehalten werden. Die Kinder müssen von ihrem vierten Lebensjahre an wenigstens alle zwei Jahre unter die benachbarten Gemeinden vertheilt werden, damit eine Abwechselung im Unterricht stattfinde. Was die Erwachsenen anbelangt, so ist diesen das Wandern strengstens untersagt, und selbst den bereits Ansassigen ist zum Besuche der Jahrmärkte die Bewilligung nur unter besonderen Vorsichten zu ertheilen. Der Pferdehandel ist ihnen nicht zu gestatten. Der Gebrauch der Zigeunersprache ist bei 24 Stockstreichen untersagt und Eheschliessungen untereinander strengstens verboten. Ueber ihre Lebensweise, ihr Schalten und Walten haben die Ortsvorstande monatlich an die Oberbehorden Bericht zu erstatten und die Zigeuner ohne Ausnahme an eine regelmässige Beschäftigung anzuhalten.

Obwohl diese Maassregeln vom Humanismus durchdrungen waren, so lag doch die Ursache des Misserfolges gerade in ihrem Wesen und Charakter, indem manche Punkte z. B. das

gewaltsame Wegnehmen der Kinder von den Eltern, das Verbot der Eheschliessung untereinander allzu harte Bestimmungen enthielten. Und wo sich die Zigeuner auch freiwillig diesen Bestimmungen fügten, auch da hatte man gar keinen Erfolg aufzuweisen. Man baute ihnen Häuser, die sie nicht bewohnten, sondern draussen vor dem Hause in einer elenden Strohhütte ihrem Geschäfte oblagen. »Die Kinder,« so schreibt eine Gutsherrin im Jahre 1776, »liess ich kleiden, dass mir keines nackend, ihrer Gewohnheit nach, herumgehe. Es zeigte sich aber, dass die Gewohnheit bei ihnen zur Natur geworden: Die Alten arbeiten, so lange Jemand bei ihnen steht, mit grossem Fleiss; sobald man den Rücken wendet, sitzen sie schon im Kreis, die Füsse übers Kreuz gegen die Sonne hin gerichtet und plaudern ... Einen Hut auf dem Kopf und Schuhe an den Füssen können sie auch im Winter nicht leiden. Die Jungen laufen, rennen, wo man sie hinschickt, zu Fuss und reitend; aber sie martern die Pferde unbarmherzig, schlagen sie an die Köpfe, reissen sie mit dem Gebisse, so dass ihnen das Maul blutrünstig wird. An das Pferdeputzen sind sie auf keine Weise zu gewöhnen. Und man mag sie kleiden, wie man will, so verkaufen oder verlieren sie die Kleider ... Auch erwachsene Kinder ist es recht grauslich anzusehen; denn alles, was sie finden, stecken sie in den Mund ... Daher kommt es, dass sie alles essen, auch das Aas, wenn es noch so übel riecht. Wo ein Viehunfall ist, dort findet sich dieses elende Volk am stärksten ein.« »Ihre Lebensart,« heisst es weiter, »ist recht viehisch, ihre Ehen nicht heilig und überhaupt eignet man den Hottentotten in den von ihnen herausgekommenen Beschreibungen mehr Religion zu, als man bei diesen armen Leuten findet.« Am Schlusse schreibt noch die Dame: »Es kommen zwar Befehle von der königlichen Statthalterei wegen der Kinder dieses Völkleins, sie bleiben aber unbefolgt. Man treibt sie aus einem Orte in den anderen, ohne ihnen Gelegenheit zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes zu verschaffen und

ohne Anstalten zu machen, dass die Kinder besser erzogen würden ...«

Trotz dieser Entnationalisirungs-Versuche vermehrten sich die Zigeuner ziemlich stark; besonders wuchs ihre Anzahl, als man endlich zu Anfang dieses Jahrhunderts alle Civilisirungsversuche beiseite liess und es dem Zigeuner anheimstellte, sich ansässig zu machen oder sein mühseliges Wanderleben fortzusetzen. Politische Wirren, Freiheitsbestrebungen u. dgl. nahmen die Aufmerksamkeit des Staates zu sehr in Anspruch, um sich noch weiter mit der Zigeunerfrage zu beschäftigen. Katholische Geistliche bemühten sich in dem Decennium von 1850—1860 die Zigeuner »zu gesittetem Leben zu erziehen«. Der Bischof von Szatmar, Johann Ham, eröffnete im Jahre 1857 zu Szatmar eine Schule für Zigeunerkinder, und der Pfarrer Ferdinand Farkas stiftete zu Neuhäusel eine Zigeuner-Erziehungsanstalt; doch ohne auch nur den geringsten Erfolg aufzuweisen, wurden beide Anstalten nach kurzem Bestehen aufgehoben. [1]

Ueber die Anzahl und Verbreitung der Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen hat Schwicker interessante Daten aus älteren Schriftstellern und amtlichen Berichten zusammengestellt: »Nach der Josephinischen Konskription betrug im Jahre 1780 die Zahl der Zigeuner im eigentlichen Ungarn 43609 Seelen; im Jahre 1783 wurden nur noch 30241 Zigeuner konskribirt. Da man jedoch die Weiber weggelassen hatte, so dürfte auch in diesem Jahre die Anzahl kaum weniger als im Jahre 1780 betragen. Im Jahre 1809 veranschlagte der ungarische Statistiker M. v. Schwartner die Zahl der Zigeuner in Ungarn (ohne Siebenbürgen) ebenfalls auf ungefähr 40000 Seelen; dagegen meinte zwanzig Jahre später der Ethnograph von Csaplovics diese Zahl auf 30000 Zigeuner reduziren zu

[1] Ueber diese Anstalten und deren Einrichtung s. Nagy és Bartok Szatmár Németi történetei (Szatmár 1860), die Zeitschrift: Vasárnapi Ujság 1858, No. 2 und Eötvös K. L., Népokt. Emlékeztetö 16, 38, 93, 164, 101, 187.

müssen. Dieser Ziffer kommt auch die offizielle Zählung im Jahre 1851 ziemlich nahe; denn darnach lebten im eigentlichen Ungarn 18 864, in der damals bestandenen serbischen Wojwodschaft und im Temeser Banate 11 440, somit im eigentlichen Ungarn 30 304 Zigeuner. Dazu kamen in Siebenbürgen 52665 und in der k.k. Armee 800, also insgesamt 83 769 Zigeuner. Nach den Berechnungen des ungarischen Statistikers A. Fényes hatte im Jahre 1867 das eigentliche Ungarn 33000, Siebenbürgen 58 000, Kroatien, Slavonien und die Militärgrenze 4500, somit das ganze ungarische Königreich 95 500 Zigeuner. Die Anzahl jener Zigeuner, die das zigeunerische Idiom als ihre Muttersprache bekannten, betrug bei der letzten Volkszählung (vom 31. Januar 1880) in Ungarn-Siebenbürgen 38 147 Männer und 37 764 Weiber, zusammen 75 911; die Zigeuner machen also 0,55 Procent der ungarisch-siebenbürgischen Gesamtbevölkerung aus. In Verbindung mit den Zigeunern in Kroatien-Slavonien und der (früheren) kroatisch-slavonischen Militärgrenze steigt die Anzahl dieses Volkes auf 79 393 Seelen oder 0,51 Procent der Gesammtbevölkerung des ungarischen Königreiches.«

Von diesen 79 393 Zigeunern des ungarischen Königreiches sprachen:

nur zigeunerisch	15 027	auch wendisch	53
auch rumänisch	32 415	„ armenisch	23
„ ungarisch	18 151	„ andere einheimische Idiome	57
„ slovakisch	6587	„ ausländische Sprachen	2
„ kroatisch-serbisch	4870	lesen und schreiben konnten	1001
„ deutsch	1619	nur lesen	202
„ ruthenisch	589	weder lesen, noch schreiben	78 190

Der Religion nach waren:

griechisch-orientalisch	24 060	armenisch	6
griechisch-katholisch	23 655	zu anderen Sekten gehörig	1
römisch-katholisch	20 110	mosaisch	3
reformirt	9022	nicht-christlich	11
lutherisch	1620	konfessionslos	40
unitarisch	861		

Von den gesamten Zigeunern des ungarischen Königreiches entfallen auf das eigentliche Ungarn (mit der hierher einverleibten ungarischen oder Banater Militärgrenze) 38,4, auf Siebenbürgen 61,6 Procente. Es lebt also die überwiegende Mehrzahl der Zigeuner in Siebenbürgen.[1]

Hier in Siebenbürgen, wo die Berghalden und Höhenzüge der Karpathen noch immer in erhabener Einsamkeit, in weihevollem Zauber des Urwaldfriedens ruhen, fanden die Zigeuner seit mehr als vier Jahrhunderten ein geeignetes Terrain für ihre stetigen Wanderfahrten. Die ganze Beschaffenheit des Landes, sein Klima, seine Bevölkerung mussten dies romantische Wandervölkchen zum Bleiben einladen. Im Halbkreis umschlossen von mächtigen Felsenwänden sind die unzähligen Gebirgsthäler der südlichen Abhänge im Winter geschützt gegen die heftigen Karpathenstürme und bieten mit ihren Höhlen und Schlupfwinkeln geeignete Winterstationen für die Wanderzigeuner. Zahlreiche Gebirgsdörfer schimmern gleich einem Nebelstreif von einem winzigen Eiland in diese weltverlassenen Gebirgsthäler herab und bieten dem hausirenden Zigeuner ebensoviele Absatzorte für seine von ihm erzeugten primitiven Handarbeiten. Niemand stört ihn dort in seinem Thun und Lassen; nur Wildvögel umkreisen die geborstenen, himmelanstrebenden Gipfel der Wände, die sein Winterquartier gleich riesigen Wächtern umstehen; kein Pflänzlein fasst dort Wurzel, nur der Steinadler ruht darauf und nur die Stürme fahren donnernd darüber hinweg, aber selten verliert sich eines Menschen Fuss in diese Waldeinsamkeit. Hier kann der Wanderzigeuner in Erdhöhlen und Strohhütten von Niemandem gestört den Winter zubringen; die Bewohner der Gebirgsdörfer geben ihm als Besenbinder, Holzfäller, Schmied und Kesselflicker auch in der rauhen Winterszeit genügende Beschäftigung und sorgen für seinen Unterhalt. Kommt dann der Lenz ins Land gezogen, dann verlässt er mit seinen Ge-

---

[1] S. Schwicker S. 86.

nossen die wildzerklüftete Waldschlucht und singend und scherzend geht es hinaus in das ebene Land, wo ungehemmt und fernhinleuchtend im Glanze des Morgens und des Abends die Wogen und Wellen des Marosch- und Altflusses nach Osten und Süden gleiten und in traumhafter Ferne verschwinden. Und auch hier auf der blühenden, bevölkerten Ebene, auf stetiger Wanderfahrt begriffen, von den Behörden selten gestört, findet er im Sommer bis spät in den Herbst hinein reichlichen Verdienst. Kein Wunder also, wenn auch er seine transilvanische Heimath mit der ganzen Gluth seines wilden Herzens liebt, kein Wunder also, wenn sich sein Volk vermehrt und gedeiht, denn hier ist auch für ihn eine zum Bleiben einladende, gedeihliche Luft und Umgebung. Ein leiser romantischer Duft schwebt über dem ganzen Lande; ein Stück mittelalterlicher Romantik, ein Singen und Klingen von längstverrauschten Zeiten. Selbst für die Zigeuner tönt hier noch in den tieferen Gründen der Seele ein Waldhornklang, blüht noch eine blaue Blume der Romantik. Aus diesen Gründen giebt es in Europa kaum einen gleich fruchtbaren Boden für das Studium des Volkslebens der Zigeuner, als das schöne Siebenbürgen, wo mehrere, sowohl in Betreff ihrer Abstammung, als auch ihrer Sprache, ihrer Gebräuche voneinander verschiedene Nationen wohnen und auf welche der Satz eines berühmten Völkerpsychologen und Aesthetikers genau zutrifft, dass nämlich hier die Kultur des Ostens und des Westens sich die Hand reichen. Das Volksleben der einzelnen Nationen Siebenbürgens ist auch aus dem Grunde interessant, weil in ihm zwei voneinander unabhängige Richtungen verfolgt werden können; nämlich die eine: das Hangen am Alten, Traditionellen, Vererbten, sowohl in Sitte, als auch in Gebrauch und politischer Haltung, welche gerade im Volksleben so recht zum Ausdruck gelangt; — die andere Richtung: das Sichanschmiegen an die Ideen des Fortschritts, die Aufnahme neuer Begriffe; die Eine gleicht einem düsteren, unbeweglichen See, dessen Spiegel selten der Sturm peitscht,

der aber dann riesige Wogen aus den innersten Tiefen ans Land treibt; die Andere aber gleicht einem lustig dahin plätschernden Bache, dessen Oberfläche die Umgebung samt ihrem Licht und Schatten im gaukelnden Spiel der Wellen getreu abspiegelt. Diese beiden Richtungen finden sich so zu sagen vereinigt und verwachsen im Volksleben der siebenbürgischen Zigeuner, das wir in den nächsten Abschnitten ausführlich behandeln werden.

II.

Ethnologisches.

Kann irgend ein Zug unseres heutigen Lebens Anerkennung fordern, so ist es der allgemeine Drang aller Kulturvölker, die unzugänglichsten, verschlossensten Erdwinkel bis tief in das arktische und antarktische Eis hinein zu erschliessen, die fernsten, isolirtesten Menschengruppen in den geistigen und materiellen Weltverkehr hineinzuziehen und so eine Gemeinsamkeit der Interessen und eine riesige Rotation von Gedanken, Anschauungen und Kenntnissen, von Erzeugnissen des Fleisses und der Natur anzubahnen, welche dereinst unser ganzes Geschlecht zu einer einzigen Familie vereinigen wird. Doch hat auch dieser Zug unseres modernen Lebens seine Kehr- und Schattenseite. Der allgemeine Fortschritt der Kultur und das erfolgreiche Eindringen derselben in die fernsten Winkel des Erdballs verwischt jeden Zug von Eigenthümlichkeit bei den einzelnen Völkern. Es ist gewiss eine vollkommen gerechtfertigte Klage, dass mit den Fortschritten der Industrie die nivellirenden Prinzipien im grossen wie im kleinen jeden Zug von Eigenthümlichkeit im Volksleben gefährden und unterwühlen. Das junge Volk kommt in die Fabriken der grossen Städte, Dampfmaschinen, Telegraphendrähte und Auswanderungsprojekte vertreiben die Einfachheit und das treuherzige Festhalten an

althergebrachten Sitten und Gebräuchen, was Wunder, dass dieselben als unnützer Plunder von ihrem seitherigen angeerbten Plätzchen vertrieben werden. Wozu soll die Grossmutter noch ihre Vermächtnisse an Sitte und Brauch, an Lied und Märchen, Sagen und Geschichten den Enkeln aufdrängen? Da ist der Vetter aus der Stadt oder gar aus Amerika gekommen, der erzählt von Löwen und Tigern und wilden Menschen, und wenn seine Erzählungen auch noch viel unglaublicher und ohne jeden Begriff einer sittlich ernsten, tieferen Bedeutung sind, wie sie die alten Geschichten aus der Heimath enthalten, so klingt es doch neuer und schrecklicher und weckt die Begier nach ähnlichen Erlebnissen. Dieser Richtung lässt sich nichts anhaben. Unaufhaltsam geht das Rad vorwärts, und das Einzige, was wir thun können, ist: dass wir soviel wie möglich von den schimmernden Blüthen des Volkslebens aus dem eilenden Strome zu retten suchen, bevor das zermalmende Rad sie vernichtet. Wie gerechtfertigt dies ist, dafür mögen die Worte meines hochverehrten Gönners, des berühmten Reisenden und Gelehrten Adolf Bastian, sprechen: »In der Fülle der Zeit zur Reife aufgebrochen, steht die Ethnologie am heutigen Tage ihrer Geburt mit einem Fusse bereits im Grabe. Seit wenigen Decennien sind ihre Aufgaben dem Bewusstsein klarer entgegengetreten, die Aufgabe, wie sie sich stellt, mit Einführung der Psychologie unter die Naturwissenschaften, bei induktiver Behandlung derselben mittelst der Bausteine aus den Schöpfungen des Völkergedankens, — die Vorbedingung der Aufgabe deshalb, wie in Ansammlung des Materials aufliegend, aus unabweislich erster und zwingendster Pflicht. Und nun die schreckensvolle Ueberzeugung plötzlich, dass solcher Pflicht zu genügen fast zu spät bereits, dass jedenfalls die zwölfte Stunde schon geschlagen, und kurze Frist nur bleibt, bis die letzte Hoffnung verhallt ist, unwiederbringlich und für immer . . . Nie mit den Blitzen, die erhellen und zerstören, hat es unheimlicher in der Kulturgeschichte je geleuchtet, als im Anbruche der gegenwärtigen

Periode, wo die Wissenschaft vom Menschen hervortreten sollte, fest gezimmert im induktiven Bau naturwissenschaftlicher Psychologie, wo aber nun vor unseren Augen das Material der Bausteine fortgerissen wird, ringsum auf allen Seiten zu Grunde geht, ehe uns Zeit gegönnt zum sicheren Aufbewahren derjenigen Schlüssel, die bei den Problemen künftiger Generationen von der unsrigen werden zurückerlangt werden. Schwer hat diese Schuld zu lasten, da Gleichgültigkeit nicht entschuldigen kann, wenn deutlich am Himmel die Zeichen geschrieben standen, wie sie von der Ethnologie gekündet haben.«[1]

Echte Volksthümlichkeit finden wir auf unserem Kontinent nur noch bei solchen Völkern, die noch nicht ganz in den Rahmen unserer komplizirten Kultur eingetreten sind, und wenn man gegenwärtig ursprüngliche nationale Eigenthümlichkeiten in ihrer tieferen Bedeutung kennen lernen will, so muss man abseits von den grossen ausgetretenen Heerstrassen seinen Weg nehmen, muss verborgene, weltabgelegene Strecken mühsam aufsuchen, wo die alles gleichmachende Hast unserer Tage mit ihrem Menschenbruderschaftsschwindel den poetischen Duft des Volkslebens noch nicht ganz vernichtet und die charakteristischen Züge der einzelnen Stämme noch nicht völlig verwischt hat, um an deren Stelle sozialdemokratisch angehauchte Projektionsideen und geiferndes Streben nach behäbigen Sinekuren zu pfropfen. Wie der ernste Mann sich aus dem Gewirre des vollerwachten Daseins zu den Quellen seines Lebens, zu seiner Heimath gezogen fühlt, und Jeder gern einmal in traulicher Stunde auf die Erzählung der Erlebnisse aus den Tagen unserer Vorfahren lauscht, so auch und mehr noch üben die Kunden von den naiven, unbewussten Regungen aus der frühesten Kindheit des Menschengeschlechtes stets ihre Gewalt über das Gemüth des empfänglichen Forschers und regen namentlich dichterische Naturen zu verklärten Wiedergaben an.

---

[1] In den »Original-Mittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin«. Heft 2/3, 1886. S. 164.

Wir müssen das Eigenthümliche im Volksleben aber in seiner nackten Klarheit und Barheit geben, so wie es in der That besteht ohne gelehrtes Hinzuthun oder poetische Beschönigung, und dies ist eben gar schwer den Zigeunern gegenüber, deren Volksleben wir hier behandeln wollen. Da müssen auf Schritt und Tritt aus ästhetischen Gründen Klippen und Sandbänke umschifft werden und doch müssen auch diese der Wissenschaft verrechnet werden; denn die Wissenschaft als solche muss ihre allgemeinen Sätze auf die Gesamtheit aller Erscheinungen im Volksleben stützen, und dann erst sprudelt für sie eben so rein und klar der Born der Erkenntniss in den öden Schnee- und Eisregionen der Pole, wie in der lebenswarmen Zone des Aequators. Auf die Geschicke der Welt, auf die Entwickelung der Kultur haben die Zigeuner, der Zahl ihrer Individuen nach ein geringfügiger Theil der Menschheit, nie einen Einfluss gehabt; aber sie haben als eine besondere Gruppe unseres Geschlechtes in der ethnographischen oder naturwissenschaftlichen Betrachtung der Menschheit ebenso ihre Bedeutung, wie alle anderen Arten oder Klassen von Völkern, und es ist eben die höchste Zeit, wenigstens als ersten Schritt in dieser Richtung, einen Theil der Zigeuner vom ethnologischen Standpunkt zu behandeln. Wollen wir dann die gehobenen Schätze wissenschaftlich verwerthen, so müssen wir bedenken, dass der uncivilisirte Mensch gleich dem Thiere ein blosser Zögling der Natur ist, und nicht die freiwaltende, geistige Kraft, sondern eine unbewusste Anregung durch die äussere Umgebung bestimmt seine Lebensweise, seine Thätigkeit, ja selbst die gesellschaftliche Ordnung, die er sich als Norm aufstellt; und er wird deshalb unter den gleichen Verhältnissen allenthalben zu den gleichen Mitteln hingeleitet, sowie dazu, die gleichen Wege zu betreten. So lassen sich auch die Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zigeuner und ihre gesellschaftliche Ordnung überhaupt — wenn von einer solchen die Rede sein kann — nur theilweise und auch dann nur nach mühsamer Ausscheidung

der fremden, nicht eigenen Elemente, auf ihre urheimathlichen, indischen Zustände zurückführen, obwohl im ganzen genommen ein konservativer Zug im zigeunerischen Volkscharakter, de jedem Amalgamirungsprozess bislang mit mehr oder weniger Erfolg widerstand, sich deutlich in dem Fortleben uralter Sitten und Gebräuche, deren Ursprung sich nicht selten bis in die indische Vorzeit zurückverfolgen lässt, offenbart. Auch in ihren Stamm- und Familienverhältnissen, sowie dieselben auch noch heutigen Tages bestehen, finden sich solche urheimathliche Momente, die, wenngleich durch den Einfluss abendländischer Kultur mehr oder weniger verwischt, doch auf eine alte Zeit hinweisen, wo die Zigeuner in einem geordneten Staatswesen gelebt und eine streng geschiedene, gesellschaftliche Ordnung beobachtet haben müssen. Als solch' ein Moment in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen kann z. B. die gegenseitige Abneigung angesehen werden, die zwischen den ansässigen (Glete-core = Sprache-arm) und den Wander- oder Zeltzigeunern (Kortorár) Siebenbürgens herrscht und welche, von den Vätern überkommen, bei jeder Gelegenheit zu Neckereien, sowie oft auch zu blutigen Händeln Anlass giebt. Bei den Kortorár und Gletecore (sprich: Gletetschore) sind Sprache und vererbter Glaube wohl gemeinsam, aber die Lebensweise ist verschieden, und dies reicht hin, die beiden Hauptgruppen der siebenbürgischen Zigeuner voneinander getrennt zu halten. Diese gegenseitige Abneigung der Gletecore und Kortorár einander gegenüber hat ihren Keim wohl im alten, indischen Kastenwesen. Nie fällt es z. B. einem Kortorár ein, ein Gletecore-Mädchen zu freien, und umgekehrt tritt nie der Fall ein, dass ein ansässiger Zigeuner eine Kortorarin heimführe, es sei denn, dass dieselbe — wie wir später sehen werden — von ihren Stammgenossen für »ehrlos« (bipátyivákes) erklärt und ausgewiesen worden ist. Uebrigens offenbart sich dieser Kastengeist auch bei den Wanderzigeunern einander gegenüber, indem es höchst selten und auch dann nur in Wojwoden-Familien vorkommt, dass

einer in einen fremden Stamm hineinheirathet; dergleichen Fälle werden aber, wo nur irgend möglich, vermieden, um keinen Anlass zu öffentlichem Aergerniss zu geben, dessen Folgen, wie wir später sehen, selbst für Wojwoden oder deren Abkömmlinge nicht gerade angenehm sind. Selbst der Theil der ansässigen Zigeuner Siebenbürgens, der als Goldwäscher und Holzfäller sein Fortkommen findet und von den anderen Zigeunern wegen seiner Händel- und Raufsucht Jiuklánush (sprich: Dschiuklanusch = Hundemensch) genannt wird, geht nicht gerne Mischehen ein. — Den Zeltzigeunern liegt der Gedanke fern, sich untereinander zu vermischen, oder sich gar noch mit fremden Verhältnissen, Zuständen und Ideen zu befreunden; dazu kann den Kortorár nur die denkbar grösste Noth treiben; freiwillig aber thut er diesen Schritt nach vorwärts nie. Bei ihnen bewahrheitet sich der Satz: Je näher der Mensch dem ursprünglichen Naturzustande ist, desto mehr scheut er das Fremde, Ungewohnte.

Die ansässigen Zigeuner, von den Ungarn in früheren Zeiten von Amtswegen »uj magyarok« (Neu-Ungarn) genannt, von den Wanderzigeunern von oben herab angesehen und mit dem bedeutungsvollen Spottnamen »Gletecore« (Spracharme) belegt, sind die Nachkommen solcher Zigeuner, die auf Befehl des Wojwoden aus dem Stamme wegen eines begangenen Verbrechens ausgewiesen und, des einsamen Alleinwanders müde, sich in Städten und Dörfern ihr Brot durch Arbeit und Betteln suchten. Mit der Zeit erlernten sie Handwerke, vermischten sich mit den untersten Schichten der ansässigen Bevölkerung und bildeten die Zigeunerkolonien von Handwerkern und Musikanten, die sich in allen Städten und Dörfern Siebenbürgens vorfinden. Ihre Muttersprache haben sie zum Theil verlernt, zum Theil aber durch den Einfluss fremder Elemente so wesentlich verändert, dass sie sich mit dem Kortorár nur noch mit Mühe verständigen können. Dasselbe gilt auch von den Jiuklánush, die eine durch technische

Ausdrücke, namentlich deutsche und italienische[1] Elemente zersetzte Sprache reden. Die ansässigen Zigeuner haben auch jedes Gefühl von Zusammengehörigkeit verloren, welches ihre nomadisirenden Genossen so sehr charakterisirt. Die Erlässe Maria Theresias und Josephs II. in Sachen einer zwangsweisen Kolonisation der Zigeuner waren — wie wir gesehen haben — für dieselben von geringer Bedeutung, denn sie wurden von den Behörden nur oberflächlich durchgeführt.

Nach dem Jahre 1848 erhielten die städtischen Zigeunerkolonien bedeutenden Zuwachs durch die in den Dörfern ansässigen, von denen gar Viele, verlockt durch das mehr oder weniger freie Leben der Stadt, nach Aufhebung der Leibeigenschaft sich in solchen Kolonien als gern gesehene Ankömmlinge niederliessen. So kam es, dass von den sieben historisch nachweisbaren Zigeunerstämmen Siebenbürgens gegenwärtig nur noch vier existieren, die drei anderen aber infolge verschiedener Zerklüftungen, die in ihrem Gemeinwesen entstanden, zu geordneteren Zuständen übergingen, d. h. sich familienweise nacheinander vom Stamme abbröckelten und irgendwo feste Sitze aufschlugen, wozu ihnen besonders vor dem Jahre 1848 von seiten der ungarischen Grundherren reichlich Gelegenheit geboten wurde, da diese den Zweck verfolgten, recht viel Leibeigene und somit auch recht viele Bearbeiter ihrer Grundstücke zu haben. Solchen neuen Zigeunerkolonisten wurden dann gewöhnlich die leeren Hütten derjenigen Leibeigenen angewiesen, die Gelegenheit gefunden hatten, aus drückender Leibeigenschaft in die Walachei und Moldau zu flüchten. Freilich bereuten gar bald die meisten Zigeuner, freiwillig Leibeigene geworden zu sein, und suchten in der Flucht ihr Heil; aber gewöhnlich wurden sie gar bald eingeholt und zurückgeführt, mit den schwersten und niedrigsten Arbeiten belastet und mit der Zeit gänzlich entnaturalisirt.

---

[1] In den Karpathen Siebenbürgens arbeiten nämlich jahraus jahrein mehrere tausend Italiener, Durchlacher und Badenser als »Holzknechte«.

Welche Behandlung diese leibeigenen Zigeuner bisweilen von seiten ihrer Grundherren genossen, ersehen wir aus den ungarischen Privataufzeichnungen, einer Art »Tagebuch«, die ein gewisser Ladislaus Szacsvay, ein Haromszeker (Südosten Siebenbürgens) Grundherr vom Jahre 1730 bis 1766 führte, und die durch freundliche Vermittelung in meinen Besitz gelangt sind. Da steht unter dem 12. Juli 1760 Folgendes zu lesen: »Heutigen Tages sind drei leibeigene Zigeuner flüchtig geworden und wurden dieselben vom herrschaftlichen Diener Fara János im Angyaloscher (Südosten Siebenbürgens) Hattert eingefangen. Der eine, namens Chutschdy Peter, ist schon zum zweitenmale flüchtig geworden. Ich liess ihn auf Anrathen meiner lieben Frau so lange auf die Fusssohlen mit Stöcken schlagen, bis das Blut rann; dann musste er seine Füsse in starker Lauge baden. Hierauf liess ich ihm wegen ungebührlicher Reden die Oberlippe abschneiden und braten, die er dann verzehren musste. Die beiden anderen Zigeuner, namens Rütyös Ferki und Tschingely Andris, liess ich 50 Stöcke kosten; dann mussten sie zwei Schubkarren voll Pferdemist verzehren und einen Tag lang alle drei vor dem Fenster meiner Frau mit entblössten Beinen knieen ...« Unterm 7. August 1764 heisst es: »Die alte Zigeunerin Sarka Bori, deren Vater ich vor vielen Jahren, als er sich niederliess, eine Hütte habe bauen lassen, hat mir zwei Birnen von einem Bäumchen, das heuer zum erstenmal trug, gestohlen. Ich bin ohnehin schon kränklich, und so dankt mir dies nichtsnutzige Gesindel! Ich liess ihr sechzig Hiebe aufmessen, dann eine halbgebratene Birne heiss, wie dieselbe von der Platte kam, in ...... einkeilen! Ich bin mit mir und meiner Umgebung unzufrieden« u. s. w.

Die Erinnerung an die unglückseligen Zeiten der Leibeigenschaft lebt auch noch heutigen Tages in der Volkspoesie der Siebenbürger Zigeuner fort; so z. B. lautet ein Lied meiner Sammlung also:

Yobádjipen ná kámáv,	Mag nicht die Leibeigenschaft,
Andre besá the beshàv!	Hab' mich nun emporgerafft!
Sár yobádyo ná jidáv,	Als Leibeig'ner leb' ich nicht,
Miseçes keráv dostá!	Mir am Guten es gebricht!
Káná ándro bes meráv,	Sterb' ich auch im grünen Wald,
Megish odoy me jiáv!	Dorthin geh' ich dennoch bald!
Ráyen! ferinel o del,	Grundherr, leb' wohl! wie das Stroh,
Te tire ker pçábuvel!	Brenn' dein Haus bald lichterloh!
Te cepelyel yivoro	Dreschen soll im Sommer heiss,
Taysá tiro yároro!	Deine Frucht das Hageleis!
Andre minc t're romñákri	Dreissig Hunde aus dem Leib'
Triándá meren juklá!	Deiner Frau der Hunger treib'!
Uvá, uvá tu ná merá,	Sechsmal soll die Todespein
Máren tut shov meribená!	Zieh'n in deinen Leib hinein!

Während die Gletecore sich weder in Stämme, noch Sippen theilen, scheiden sich die Kortorár Siebenbürgens streng in vier voneinander gänzlich getrennte Stämme. Diese vier Stämme, nämlich der Stamm der Leïla, Kukuya, Aschani und Tschale, sind aber nicht auf Siebenbürgen allein beschränkt; denn ein bedeutender Theil des Volkes »wohnt« auch ausserhalb des Stammlandes, und viele Gegenden Südungarns, der Walachei, Moldau und Bukowina — namentlich die Grenzstriche — werden von ihnen in der besseren Jahreszeit durchstreift, in deren so zu sagen ungetheilten Besitz sie sind und wo sie im Zustande völliger Vereinzelung leben, indem die vier Stämme wenig oder gar keinen Verkehr miteinander haben. Daher kommt es auch, dass die Dialekte, welche diese Stämme sprechen, etwa in dem Grade wie Hoch- und Plattdeutsch voneinander abweichen, d. h. die Leute verstehen sich einander sehr schwer, oder nur höchst nothdürftig, wenn sie im fremden Dialekt gänzlich unerfahren sind, und es gehört für beide Theile stets einige Zeit dazu, sich in die ungewohnte Sprechweise zu finden. So traf es sich, dass im Sommer 1883 während meiner mehrmonatlichen, ersten Wanderschaft mit einer Zeltzigeunertruppe des Stammes Leïla diese einer Truppe des Stammes Kukuya begegnete und gezwungen war, infolge anhaltenden Regenwetters mit den

fremden Volksgenossen auf einer Wiese bei Heviz (Süden Siebenbürgens) zu lagern. Beide Trupps konnten sich nur mit Mühe verständigen und es dauerte lange Zeit, bis sie sich in die ungewohnten Dialekte hineinarbeiteten. —

Die einzelnen Stämme erscheinen nur insofern als gesellschaftliche Einheiten, als jeder derselben unter einem Wojwoden steht; denn in der That zerfallen sie, schon durch den Umstand, dass nirgends im Lande grössere Zigeunertruppen geduldet werden, in mehrere, voneinander unabhängige, kleine Gemeinwesen und Genossenschaften (máhliyá von máhlo = Freund), die unter einem Vorstande, dem Saibidjo (sprich: Schaibidscho; wohl türkischen Ursprungs) stehen, der dann in wichtigen Fällen oder auf specielles Verlangen der Máhliyá selbst den Wojwoden, der auch bei irgend einer Sippe des Stammes weilt, aufsucht und seine Entscheidung einholt. Der Saibidjo der Truppe wird nicht im eigentlichen Sinne des Wortes gewählt. Wer sich im Laufe der Zeit am meisten bewährt und die Neigung und Achtung, oder auch die Furcht Aller sich zu erwerben verstand, der wird stillschweigend als Saibidjo anerkannt und von seiten der Máhliyá sowohl, als auch des Stammes-Wojwoden als solcher betrachtet, und tritt die Leitung seiner Máhliyá an einen Anderen ab, erst wenn er alt und gebrechlich geworden ist. Der Wojwode muss den Saibidjo, wenn auch nur formell, bestätigen, wofür ihm der Betreffende ein Geschenk, gewöhnlich ein Ferkel, zu machen hat. Ueber die Machtvollkommenheit, welche der Wojwode dem Saibidjo dann in öffentlicher Sitzung zugesteht, lässt sich wenig sagen. Nachdem er mit dem Saibidjo öffentlich Salz und Brot gegessen, trägt er der betreffenden Máhliyá auf, die Machtvollkommenheit des Saibidjo der seinen gleich anzusehen; seinem Befehle soll unbedingt gehorcht werden; die Widerspenstigen treffe in kleinen Strafsachen dieselbe Strafe, als wenn sie der Wojwode verhängte; über die grossen Straffälle aber habe er, der Wojwode, allein abzuurtheilen; wollte aber je die Máhliyá ihren Saibidjo absetzen, so müsse

sie vorerst ihn, den Wojwoden fragen, ob er darin einwillige. In alten Zeiten waren die Saibidjo in den öffentlichen Sitzungen gleichsam der »Senat« des Wojwoden, der den grössten Einfluss auf die gesamten Angelegenheiten des Stammes ausübte und man könnte sagen der Träger des Volksbewusstseins war. Die Saibidjos bildeten also in früheren Zeiten wahrscheinlich eine Art Demokratie gegenüber der auch bei den Zigeunern noch heutzutage gerne alles vergewaltigen wollenden Tyrannei der Wojwoden. Ein Sprichwort sagt: »Báres o thágár, báreder penel, legbáreder kámel« (Gross der Wojwode, Grösseres sagt er, das Grösste will er). Im Stamme Kukuya stürzten sie einmal sogar den Wojwoden und verjagten ihn und seine ganze Familie, die den Namen Bakro trägt. Sie schlossen sich dem Stamm der Leïla an. Einkünfte hat der Saibidjo nie gehabt, ausser der Nutzniessung des geräumigen »Ehrenzeltes«, welches vor dem Jahre 1850 ungefähr jede Máhliyá verpflichtet war, ihrem Saibidjo zu stellen. Auf Haltestationen hatte er in früheren Zeiten das Vorrecht, dass von seinen Untergebenen ihm das Feuer und Wasser besorgt werde.

In geringeren Streitsachen ist der Saibidjo auch noch heute der Richter; in schwierigeren Fällen ruft er beim Urtheilfällen die Aeltesten der Máhliyá zusammen; in Angelegenheiten von allgemeinem Interesse ist er berechtigt, eine Versammlung aller Angehörigen seiner Máhliyá einzuberufen. Er führt dann zwar den Vorsitz und das Wort, es steht ihm auch die Exekutive zu, aber in Angelegenheiten von tiefeingreifendem Interesse, wo jeder Angehörige der Máhliyá Sitz und Stimme hat, ist er jedesmal dem Wojwoden verantwortlich und hat ihm sobald als möglich über sein Vorgehen Bericht zu erstatten. Die sogenannten »Zigeunerrichter« der Ansässigen waren eigentlich der letzte Nachklang des Saibidjo-Amtes bei den Gletecore. —

Diese Zerklüftungen in einzelne Trupps (máhliyá) datiren, wie ich zu glauben geneigt bin, erst aus neuerer Zeit. Die

Theilung in kleinere und grössere Sippen (gákkiyá; Vetter, Verwandter = gákko) mag jedenfalls innerhalb des Stammes von jeher üblich gewesen sein; aber die äusserliche Trennung, die Auflösung des Stammes in einzelne, räumlich voneinander geschiedene Genossenschaften (máhliyá) kann erst dann erfolgt sein, als auch in Siebenbürgen geordnetere Zustände begannen und die Wanderzigeuner nirgends im Lande als grössere, zusammenhängende Masse und als einheitlicher Stamm geduldet wurden; sie waren zum Theil auch von selbst gezwungen, sich in kleinere Trupps aufzulösen, indem bei dem in neuerer Zeit gehobenen Verkehr im Lande grössere Weideplätze immer mehr verschwanden und die Pferde, Schweine und andere Thiere des Stammes dem grössten Futtermangel ausgesetzt waren; aber noch vor ungefähr 80 Jahren bildeten alle Zigeunerstämme Siebenbürgens ein Ganzes für sich. So z. B. erinnerte sich ein alter Zigeuner von der Fores-Sippe des Kukuya-Stammes ganz genau an die Wahl des Häuptlings Johann Dura (genannt Lolo, »der Rothe«), der den ganzen Stamm in die Türkei führen wollte, weil ihm die Behörden nicht gestatteten, dass derselbe weiterhin als einiger Stamm und zusammenhängende Masse das Land durchstreife. Doch wurde er gleich seinem eben deshalb vom Stamme entsetzten Vorgänger Peter Tscharo an der Grenze zurückgewiesen und musste sich nun samt seinem Stamme ins Unvermeidliche fügen, besonders nachdem es zwischen dem Stamme und dem damaligen irregulären Militär — den sogenannten »Grenzern« — bei Tohan (Südosten Siebenbürgens) zu einem blutigen Zusammenstosse kam, wobei auch der abgesetzte Wojwode Peter Tscharo den Tod fand, sieben Männer fielen, »einige Hundert« verwundet, der ganze Stamm aber in der Citadelle Fogarasch internirt und zu Zwangsarbeiten verwendet, und erst nach Jahresfrist — in kleinere Trupps aufgelöst — frei gelassen wurde (im Jahre 1819). Die meisten dieser Trupps suchten in der Walachei eine neue Heimath, die im Lande Gebliebenen aber vereinigten sich mit dem damals auf kaum

30 Mann herabgesunkenen Stamm der Tek zu einem Stamme. So erzählte es mir der nunmehr im Jahre 1885 halb erblindet verstorbene Zigeunergreis Stanku Doda, der das Jahr nach dem oben erwähnten Kampfe seine erste Frau heirathete, mit der er schon während seiner Haft zu Fogarasch verlobt war.

Diese Erzählung, die auf Thatsachen beruht, unterstützt meine Ansicht, dass die Trennung der Stämme, d. h. ihre Auflösung in einzelne, durch Blutbande verwandte Trupps erst in neuerer Zeit in Siebenbürgen erfolgte. Bei diesen Trupps (máhliyá) beruht die gesamte gesellschaftliche Ordnung — insoweit man eben von einer solchen sprechen kann — auf der Grundlage verwandschaftlicher Beziehungen. Bei den einzelnen Stämmen sind dieselben aber nicht in demselben Maasse ausgeprägt, sondern zwei Stämme — die Aschaṇi und Tschale — haben auch diese letzte Grundlage der Zusammengehörigkeit im Laufe der letzten 20 Jahre fahren lassen und zählen selbst bei wichtigen Angelegenheiten, wie Eheschliessung, nur drei Glieder in aufsteigender und ebenso viele in absteigender Linie, wobei nur die weibliche Linie in den Vordergrund tritt, der männlichen hingegen nur eine untergeordnete Bedeutung eingeräumt wird; die letztere gelangt nur ausnahmsweise zur Geltung, wenn z. B. irgend ein Vorfahr des Vaters mit Wojwoden - Familien in verwandtschaftlichem Verhältnisse gestanden. Im übrigen aber treten die verwandtschaftlichen Beziehungen väterlicherseits ganz und gar in den Hintergrund. Dies ist ein seltener, eigenthümlicher Umstand und findet seinen Grund wohl darin, dass der Zeltzigeuner, sobald er sich beweibt, der Truppe (máhliyá) resp. Sippe (gákkiyá) sich anschliessen muss, zu welcher seine Frau gehört, ferner, dass er bei der Sippe, zu der er durch Geburt gehört, nach seiner Verheirathung wohl als Person, als Einheit mitgezählt wird, er aber und seine Nachkommen nur der Sippe seiner Frau angehören. Wenn z. B. Peter aus der Sippe A die Maria der Sippe B heirathet, so gehört er der Sippe B an, wird aber bis zu seinem Tode von Sippe A

als Glied weiter mitgezählt; seine Kinder dagegen gehören der Sippe B an, werden von der Sippe A nicht als nahe Verwandte betrachtet und können in diese zurückheirathen, nur dürfen sie nicht die Schwestern ihres Vaters zu Frauen nehmen. Wahrscheinlich ist der Grund für dies eigenthümliche Verwandtschaftsverhältniss in dem Umstande zu suchen, dass der junge Ehemann die ganze Einrichtung eines zigeunerischen »Hauswesens« — Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge u. s. w. — von seiner Frau erhält, deren Anverwandte sorgsam wachen, dass Derjenige, der in ihre Sippe (gákkiyá) hineingeheirathet hat, das »Vermögen« seiner Ehefrau nicht verschleudere. Er ist demnach gezwungen, mit der Sippschaft seiner Frau zu wandern, und wenn es die Nothwendigkeit erheischt, sich sogar von seinen nächsten Geburtsverwandten zu trennen, mit denen er dann nur bisweilen in den gemeinsamen Winterquartieren — in den Orten, wo eben der ganze Stamm überwintert — zusammentrifft. »Die Mutter war deine Mutter; das Weib war und ist dein Weib« (E dáy ávlás t're dáy; e romñi ávlás te hin t're romñi), sagt das zigeunerische Rechtssprichwort, das uns zugleich die ethischen Momente derjenigen zigeunerischen Volkslieder erklärt, in denen die Mutter ihre Sehnsucht nach ihrem »verlorenen« Sohn ausspricht; z. B. im schönen Liede:

Bitásádes ná pirlin;	Keine Birne ohne Stachel ist;
M'ro ráklo m're vodyi hin!	Ach, mein Sohn, schon jetzt auf mich vergisst!
Muklyás mán pál coripe,	Seine alte Mutter müd' und matt,
The jidáv me e lime!	Er im Elend hier gelassen hat!
Rákleyá voyikerá,	Bist mein Trost, den ich noch hab',
Mánge hrobos ná kerá!	Grabe mir doch nicht das Grab!
Jute, tute gindináv,	Meine Freud' bist du allein,
Oh, tu luludyi taysá;	Bist mein gold'ner Sonnenschein;
Aná mánge piráná,	Komm' zu mir samt deinem Lieb',
Sákovremete kerávl	Alles thu' ich euch zu Lieb'!

Bei der Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen unter Angehörigen verschiedener Gákkiyá tritt das Bewusstsein der engeren Zusammengehörigkeit doch einigermaassen zu Tage,

indem sich die Angehörigen beider Sippen gegenseitig »Vetter« (gákko) nennen und die an der Spitze der beiden Gákkiyá stehenden ältesten Frauen (pçure) sich »Schwestern« (pçen) heissen. Merkwürdig und erwähnenswerth ist der besondere Umstand, der sich wohl bei kultivirten Völkern, aber bei unkultivirten kaum jemals vorfindet, nämlich die Achtung, die alten Frauen gegenüber gewahrt wird. Während die Zigeunermaid bis zu ihrer Verheirathung als Kind betrachtet wird, als junge Frau im Kreise ihrer Stammgenossen gar keine Achtung geniesst, sondern im Gegentheil als ein nothwendiges Uebel geduldet wird, geniesst die Matrone ein Ansehen und einen Einfluss, den sie bei allen inneren und äusseren Angelelegenheiten nicht nur ihrer Sippe (gákkiyá) oder Genossenschaft (máhliyá), sondern selbst des ganzen Stammes (ñámipe) geltend macht. Das Urtheil und die Meinung einer solchen Matrone gilt mehr, als der weiseste Urtheilsspruch des Wojwoden. Infolge der Achtung also, welche die Matronen bei den Zigeunern geniessen, werden sie als Vorsteherinnen der Sippe (gákkiyá) anerkannt und betrachtet. Sie kennen die Verwandtschaftsgrade, die zwischen den einzelnen Sippen (gákkiyá) und Genossenschaften (máhliyá) bestehen.

Die männliche Linie, die übrigens gar nicht in Betracht gezogen wird, heisst kurzweg mánusheyá (Mannschaft); die weibliche dagegen wird mit dem Namen gule páràlipe (süsse Verwandtschaft) oder einfach dáyosáve belegt. Die Benennungen der aufsteigenden Glieder sind:

Erstes Glied (páytrin = Blatt): Mann (rom, gádsio, mánush) und Weib (romñi, gádsiori), als Vater (dád, Kosenamen: tátá, muko) und Mutter (dáy, Kosenamen: mama, cuci, dáydáy).

Zweites Glied: Grossvater (pápush) und Grossmutter (bábá, pçure dáy = alte Mutter).

Drittes Glied: Urgrossvater (pápusheskro dád) und Urgrossmutter (bábákri dáy, legpçureder dáy).

In absteigender gerader Linie:

Erstes Glied: Vater und Mutter (s. oben).
Zweites Glied: Kinder (cáy), Sohn (ráklo) und Tochter (ráklyi, cáyori); Zwillinge (dongoy), Drillinge (trigoy).
Drittes Glied: Enkel (unoká), Enkelin (unoká cáyori).
Viertes Glied: Urenkel (unokeskro ráklo) und Urenkelin (unokeskro ráklyi).

Zur Bezeichnung der einzelnen Mitglieder der aufsteigenden und absteigenden Seitenlinien werden folgende Ausdrücke gebraucht:

1. Der Bruder des Grossvaters oder Oheim des Vaters (pçrál pápusheskro).
2. Der Bruder des Vaters, Oheim (pçrál dádeskro, báci).
3. Der Bruder der Mutter, Oheim: pçrál dáyíkri, gulbáci (= gulo báci, süsser Oheim).
4. Schwester der Mutter (pçen dáyákri, gule néni, seki).
5. Schwiegermutter (sásuy).
6. Schwiegervater (sokro).
7. Brüder (pçrálá), Schwestern (pçeñá).
8. Kinder des Bruders (cáyá pçráleskro), Kinder der Schwester (cáyá pçeñákri, brátuce).
9. Schwiegersohn (dumneskro ráklo = Sohn des Rückens, suro); Schwiegertochter (dumneskro ráklyi = Tochter des Rückens, sure).
10. Schwager (shogor, svásto); Schwägerin (suráte).

Nur diese Glieder und zwar nur die der weiblichen Linie (dáyosáve) werden zur eigentlichen Sippe (gákkiyá) gerechnet. Das Rechtsverhältniss nicht nur des einzelnen Gákkiyá, sondern auch der Máhliyá zu einander ist daher ein sehr loses; jede verfolgt ihre Sonderinteressen und daran scheitert gewöhnlich das Gesamtinteresse des Stammes.

Während die Máhliyá keinen besonderen Namen hat und nur nach dem Namen ihres jedweiligen Saibidjo benannt wird,

hat jede Sippe (gákkiyá) einen Namen, der im Laufe der Zeit sich nicht ändert, sondern stets derselbe bleibt. Der Mann nimmt nach seiner Verheirathung als Zunamen auch den Namen der Sippe seiner Frau an und lässt gewöhnlich den **seiner** Sippe, zu der er durch Geburt gehört, fallen. Jeder hat folgende Namen: 1. einen Taufnamen, z. B. Ambrush (Ambrosius); 2. den Namen seines Vaters in adjektivischer (Genitiv-) Form: Petreskro (Ambrusch Peters, wenn der Vater nämlich Peter heisst); 3. hierzu kommt noch der Name der Sippe, also Ambrush Petreskro Kiri, wenn der Betreffende zur Gákkiyá Kiri (Stamm Aschani) gehört; 4. wird der Name des Stammes hinzugefügt, z. B. Ambrush Petreskro Kiri, Aschání; 5. schliesslich kommt noch hinzu irgend ein Spott- oder Spitzname. **Als Familienname gilt der Name der Sippe**, der sich — wie wir gesehen haben — beim Manne mit seiner jeweiligen Verehelichung jedesmal verändert. Wenn einem der Vater noch in seiner Kindheit verstirbt, so bildet man den Zunamen nach dem Taufnamen der Mutter, z. B. Ambrush Máriákri (früher Petreskro) Kiri Aschání (im Falle seine Mutter eben Maria heisst). Untereinander benennen sich die Zigeuner gewöhnlich mit dem Tauf- und Spottnamen und gebrauchen den väterlichen oder mütterlichen Zunamen, ebenso den Namen der Sippe und des Stammes nur Fremden gegenüber.

Die stehenden Namen der Sippen, welche zugleich die Stelle der Familiennamen vertreten, haben nichts Ureigenthümliches an sich, sondern werden gewöhnlich nach der Benennung von Handwerken (Sástrâyi, Buci, Tçoválo, Shermán, Bilákiyá) oder Eigenschaften (Bibáre, Mikle, Loleyá, Káleyá, Kushlemoske = nacktmundig, Çásaleyá, Skrumále), oder aus Taufnamen (Joneskere, Stánkeskere) gebildet. **Spottnamen** hat unter den Zigeunern ein Jeder, und derselbe bleibt ihm sein ganzes Leben eigen, ja häufig genug vererbt er sich auch auf seine Kinder. In der Erfindung solcher Spottnamen sind die Zigeuner rechte Virtuosen, freilich gehen sie darin gewöhnlich über alle Grenzen des Anstandes, so dass z. B. der im

Jahre 1880 zum Wojwoden des Leïla-Stammes erhobene Jon Pçále seinen früheren unästhetischen Spottnamen in die Benennung Shelo (Strick) selbst veränderte, und als der ganze Stamm in den Winterquartieren beisammen war, den Mitgliedern strenge verbot, ihn mit dem früheren Spitznamen zu belegen. Indem drei bis vier Sippen, von denen jede höchstens 30 Mitglieder zählt, zusammen wandern und eine Genossenschaft oder Máhliyá bilden, so kennt jeder die Schwächen seines Nächsten, und die Wahl eines Spitznamens fällt nicht schwer.

Wer seinen Spottnamen verändern will, der kann es mit Erlaubniss des Wojwoden thun. Wenn er seiner und der des Wojwoden Máhliyá »Essen und Trinken« zahlt, dann erlässt der Wojwode den Befehl der Namensveränderung. Bei den Gletecore und Jiuklánush erbt sich der Familienname, ja oft auch der Spottname des Vaters auf seine Kinder fort, wie sie denn überhaupt sich den herrschenden Verhältnissen der kultivirten Völker angeschlossen haben, in deren Mitte sie eben leben.

Wir haben im obigen ein ungefähres Bild von den einzelnen Gruppen zu geben versucht, in welche die Wanderzigeuner Siebenbürgens zerfallen. Diese Spaltungen führen nun zu der Frage nach dem gegenseitigen Verhältnisse der Gákkiyá zur Máhliyá und dieser zum ganzen Stamme.

Das Verhältniss der einzelnen Sippen zu einander ist das der Verwandtschaft und der gemeinsamen Abkunft. Indem die Ehefrau bei den Zeltzigeunern nicht die finis familiae ist, und ihre Nachkommenschaft zu der Sippe gehört, der sie entsprossen ist, ihr Mann aber als Zukömmling, als neues Mitglied der Sippe betrachtet wird, zu der seine Frau gehört, so wird das Weib mit Recht nicht nur als Mehrerin der Familie, sondern auch der Sippe betrachtet, während der Mann stets nur ein »halbes« Mitglied ist, denn nach dem Tode seiner Frau kann er in eine andere Sippe übergehen, sobald er nämlich eine zweite Ehe eingeht. Es giebt daher

unter den Wanderzigeunern Männer, die Mitglieder von fünf bis sechs Sippen waren, je nachdem sie eben als Witwer oder geschiedene Gatten mehrere Ehen nacheinander eingingen. Die Kinder der verstorbenen Frau gehören selbstverständlich der Sippe ihrer Mutter an, während der Mann nach Eingehen einer neuen Ehe von dieser als »Fremder« (streyimánush) betrachtet wird und erst dann als »Vetter« und Verwandter (gákko) in Rechnung kommt, wenn er bei der Ceremonie des ersten Haarschnittes seines ersten Kindes aus der neuen Ehe einen Mann aus der Sippe, zu der er früher gehörte, zum »Beistand« (koma) wählt. Diese Ceremonie besteht nämlich darin, dass der Koma dem Kinde gleich nach dem ersten Haarschnitt drei Eier von einer schwarzen Henne, deren Inhalt in Salzwasser aufgelöst ist, auf das frischgeschorene Haupt giesst. Merkwürdig ist der Umstand, dass in dem Falle, wo ein Witwer eine neue Ehe eingeht, die Kinder aus seiner ersten Ehe bei der Sippe ihrer verstorbenen Mutter zurückbleiben, wenn auch der Vater sich einer anderen Sippe, ja bisweilen einer anderen Genossenschaft (máhliyá) angeschlossen hat. Dies ist um so merkwürdiger, weil ein Zeltzigeuner zum zweiten Male aus derselben Sippe sich nicht beweiben darf, geschweige denn, dass er die Schwester oder eine nahe Verwandte seiner verstorbenen Frau heirathen kann. Im Konkubinat darf er leben, aber eine gesetzliche Ehe einzugehen ist ihm versagt. »Neues Weib, neue Sippe« (ñeve romñi, ñeve gákkiyá), sagt das zigeunerische Sprichwort. Dass in solchen Fällen die Sorge für die verwaisten Kinder nicht dem Vater, sondern der betreffenden Sippe, zu der sie gehören, anheimfällt, ist selbstverständlich, wenn man weiss, dass auch bei Lebzeiten der Gattin sich der Zigeuner um das geistige und leibliche Wohl seiner Kinder nicht im geringsten kümmert, sondern das Weib die ganze Last einer Mutter zu verspüren hat. So kommt es, dass Mancher seinen Vater — wenn er auch lebt — höchst selten gesehen hat oder gar nicht kennt, und oft gilt im wahren Sinne des Wortes das Lied:

M'ro dádes ná prinsáráv	Meinen Vater kenn' ich nicht,
Ñiko mállen me dikháv,	Mir an Freunden es gebricht;
Bidádengro, bimállákro,	Ohne Freunde, vaterlos,
Kiyá day som bigondáko!	Ruh' ich in der Mutter Schooss!

So lange der Mann verheirathet ist, darf er die Genossenschaft, welcher sich seine Sippe angeschlossen hat, nicht verlassen und sich einer anderen Máhliyá anschliessen. Dies kann nur in dem Falle geschehen, wenn die ganze Sippe die Genossenschaft verlässt und mit Einwilligung des Saibidjo und des Wojwoden sich einer anderen anschliesst. Bei Uebervölkerung einer Máhliyá trifft der Wojwode selbst eine Theilung, indem er irgend eine Sippe einer schwächeren, minder bevölkerten Genossenschaft (máhliyá) einverleibt. Dass aber eine Sippe (gákkiyá) oder gar eine ganze Genossenschaft (máhliyá) sich vom Stamme lostrennt und einem anderen Stamme anschliesst, kommt nie vor. Einzelne Personen, namentlich solche, die von ihrem eigenen Stamm in die Acht gethan oder der Sitte entgegen sich nicht aus ihrem Stamme beweiben, thun es ebenfalls selten. Tritt aber ein solcher Fall ein, dann muss der Wojwode den neuen Ankömmling feierlich aufnehmen, indem er mit ihm ein Stück gesalzenes Brot ist und einen Becher Wein trinkt; hierauf wird ein Loch in die Erde gegraben und einige Haare des aufzunehmenden Mitgliedes in dasselbe geworfen; alle Anwesenden speien dann dreimal in das Loch, worauf dasselbe zugescharrt wird. Durch das Begraben der Haare soll die Erinnerung des Ankömmlings an seine früheren Verhältnisse und Verbindungen schwinden; der Speichel dagegen bedeutet, dass er von nun an mit seinem Blute dem neuen Stamme angehöre. Doch kann diese Aufnahme nur durch den Wojwoden selbst vorgenommen werden und kommt in den seltensten Fällen vor, indem jeder Kortorár seinen Stamm für den »auserwählten« und rühmlichsten hält, was auch aus den Entstehungssagen der einzelnen Stämme ersichtlich ist. Jeder Stamm weist eine Stammsage auf, die den Urahn verherrlicht, und die Kortorár

lieben es, die Lebenszeit des Stammvaters in eine längst entschwundene Vergangenheit zurückzuverlegen. Auf diese Stammsagen ist freilich kein grosses Gewicht zu legen, denn die meisten derselben berichten Mögliches und Unmögliches bunt durcheinander. Im folgenden will ich nun die Stammsagen der vier Zigeunerstämme Siebenbürgens in genauer Uebersetzung mittheilen, sowie ich eben die Originaltexte aufgezeichnet habe, — liefern sie doch auch einen Einblick in das Kulturleben der Zigeuner.

Stammsage der Kukuyá.

Vor vielen tausend Jahren gab es auf der Welt noch gar wenige Phuvusche.[1] Da traf es sich einmal, dass ein junges Phuvusch-Weib auf die Erde kam und sich in einem schönen, grünen Wald erging. Da bemerkte die Frau unter einem Baume einen schönen Jüngling, der im Schatten schlief. Sie trat an ihn heran und betrachtete mit Wohlgefallen seinen schönen Körper. Sie sprach zu sich selbst: »Wie herrlich mag es doch sein, einen solchen schönen Jüngling zum Gatten zu haben! Mein Mann aber ist schwarz und haarig!« Diese Worte hörte ihr Gatte, der ihr nachgeschlichen war, und sprach nun also; »Ich will es bewirken, dass du zehn Jahre lang die Frau dieses Jünglings werdest, wenn du mir versprichst, von den Kindern, die du während dieser Zeit auf die Welt bringst, entweder die Mädchen oder die Knaben mir zu geben! Wir wollen gleich losen!« Und sie zogen das Loos. Die Mädchen sollten dem Phuvusch anheimfallen. Hierauf weckte der Phuvusch-Mann den Jüngling auf, indem er laut wie ein Hund zu heulen begann:

[1] Phuvusche sind unterirdische Wesen von menschlicher Gestalt. Sie haben unter der Erde ganze Städte und kommen oft auf die Oberfläche der Erde. Sie sind hässlich; die Männer mit Haaren bedeckt. Oft rauben sie Jungfrauen, die sie sich dann zu Frauen nehmen. Ihr Leben ist im Ei einer schwarzen Henne verborgen. Wer die Henne tödtet und das Ei in ein fliessendes Wasser wirft, der tödtet dadurch den betreffenden Phuvusch.

Kuku-kukuyá!
Kámes tu ádálá!
Kuku-kukuyá!
Willst du diese da!

Der Jüngling erwachte, und als ihm der Phuvusch-Mann sein Weib mit vielem Gold und Silber antrug, willigte er in sein Begehren ein und lebte mit dem Phuvusch-Weibe zehn Jahre lang, das ihm jedes Jahr einen Sohn gebar.

Als die zehn Jahre um waren, kam der Phuvusch, um sein Weib und die Mädchen abzuholen, die er den Phuvusch-Männern zu verkaufen gedachte. Aber er bekam nur sein Weib zurück und zog traurig in die Erde hinab, indem er laut heulte:

Kuku-kukuyá!
Adá hin jiuklá!
Kuku-kukuyá!
Hunde sind diese da!

Da lachten die zehn Knaben und sprachen zu ihrem Vater: »Wir werden uns Kukuyá heissen!« Sie nannten sich also Kukuyá und von ihnen rührt unser Stamm her . . .[1]

Stammsage der Leïla.

Vor vielen hundert Jahren lebte am Rande eines Waldes eine wunderschöne Maid. Sie war die Tochter eines mächtigen Königs gewesen. Als ihr Vater starb, da verstiess sie ihr Bruder und dessen böse Frau, die es nicht haben wollte, dass im Lande ein schöneres Weib als sie lebe. Die schöne Maid floh also an die Grenze des Landes, wo sie am Rande eines grossen Waldes in einer kleinen Höhle wohnte. Kümmerlich ernährte sie sich von den Früchten des Waldes und war oft nahe daran, vor Hunger zu sterben. Hoch oben im Gebirge

[1] Diese Sage enthält meiner Ansicht nach eine verwischte Reminiscenz des weitverbreiteten Mythos, demzufolge ganze Völkerschaften ihre Abstammung von Hunden herleiten; vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 17: »Romulus und die Welfen.«

da wohnten auch drei Keschalyi,[1] die oft ins Thal hinabblickten und dem Treiben der Maid zusahen. Da sprach einmal die eine Keschalyi zu ihren Schwestern: »Die arme Maid hat ein gar schlechtes Leben; sie ist sehr hungrig! Ich werde einige meiner Haare zu ihr hinab ins Thal fallen lassen; sie wird diese Haare verzehren und dann einen Sohn zur Welt bringen; der wird für sie sorgen!« Während die Keschalyi einige Haare hinabfallen liefs, welche von der Maid sogleich verzehrt wurden, sprach die zweite Keschalyi: »Ich werde bewirken, dass ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fliesse und ein goldener Baum ebenda wachse, der alle Früchte der Welt tragen soll!« — »Und ich,« sprach die dritte Keschalyi, »werde schon sorgen, dass es dem Kinde, wenn es zum Manne erwachsen, nicht immer gut ergehe!«

Wie freute sich die arme Maid, als sie am nächsten Morgen ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fliessen und einen goldenen Baum daselbst stehen sah! Nun hatte sie Speisen in Fülle, und das Wasser des goldenen Bächleins schmeckte wie der allerbeste Wein. Da gebar eines Tages die Maid ein Knäblein, das ein rothes Striemchen am Halse hatte. Nun wusste die Maid, wer ihr das Kind beschert habe! Als sie es im Wasser des goldenen Bächleins badete, da wuchs es auf einmal zu einem schönen Jüngling heran. Doch nicht lange sollte die Freude der Beiden dauern! Der Bruder der Maid hatte erfahren, dass seine Schwester Leïla in einer Höhle wohne, wo ein goldenes Bächlein fliesse und ein goldener Baum stehe. Er schickte seine Soldaten hin, und Diese berauschten sich vom Weine des goldenen Bächleins. In ihrem Rausche tödteten sie Leïla, deren Sohn nur mit Mühe dem Tode entrann. Er floh in die Welt, und als er geheiratet hatte und Kinder besass, sprach er zu seinen

[1] Hier sind die drei Keschalyi als Schicksalsgöttinnen vorgeführt, deren Kinder nur einen Tag leben. Sie sitzen auf einsamen Felsblöcken und kämmen ihr meilenlanges Haar, das sie im Winde bis in die Thäler hinab als Nebel wehen lassen.

Leuten: »Wir wollen uns Leïla nennen lassen, damit der Name meiner Mutter ewig lebe!« Und wir haben es gehalten, denn auch noch heute heissen wir »die Leïla« . . . .

Stammsage der Aschani.

Es lebte einmal vor vielen hundert Jahren ein Ehepaar, das lange Zeit hindurch keine Kinder hatte. Da trieb einmal der Mann seine Kuhherde hinaus auf das Feld, um sie daselbst weiden zu lassen. Während die Kühe sich auf der Weide herumtrieben, legte sich der Mann unter einem Baum nieder und schlief ein. Da hatte er einen wunderbaren Traum. Es träumte ihm nämlich, dass ein Chagrin[1] auf einer seiner trächtigen Kühe herumreitend, also zu ihm sprach: »Lieber, wenn du ein Kind haben willst, so schlachte diese Kuh und verbrenne ihr Fleisch; von der Asche lasse deine Frau essen[2] und lege dich dann mit ihr auf das Kuhfell schlafen;[3] dann wirst du ein Kind erzeugen!« Als der Mann erwachte, dachte er über den Traum nach. Schliesslich handelte er so, wie ihm der Chagrin im Traume angeraten hatte. Er schlachtete also die trächtige Kuh, verbrannte ihr Fleisch, und nachdem er von der Asche seiner Frau zu essen gegeben hatte, legte er sich mit ihr auf das Kuhfell nieder.

Die Zeit verging, und die Frau gebar nach neun Monaten ein Töchterlein, das gleich nach seiner Geburt lachte. Da

[1] Ein dämonisches Wesen, das die Thiere zur Nachtzeit quält; es soll die Gestalt eines Stachelschweines haben, von gelblicher Farbe und ungefähr einen halben Meter lang und eine Spanne breit sein. Vgl. dazu den nordindischen Harginn bei Leitner, Results of a Tour in Dardistan I, S. 13.

[2] Vgl. Ovid, Fasti IV, 721.

[3] In Açvalâyanas Hausregeln finden wir das Stierfell neben dem Hausherde ausgebreitet, das Weib darauf sitzend und den Mann, indem er die Gattin umarmt, ausrufend: »Möge der Herr aller Wesen uns Kinder schenken.« Worte, die dem vedischen Hochzeitshymnus entlehnt sind (Rigveda X, 85, 43), vgl. Gubernatis, die Thiere in der indogermanischen Mythologie 34. Der Glaube an eine Kunsterzeugung findet sich auch bei den Zigeunern vor.

gaben die Eltern ihrer Tochter den Namen Aschani (die Lachende); und diesen Namen verdiente auch Aschani, denn selbst als sie zur Jungfrau herangewachsen war, lachte sie den ganzen Tag über und wenn auch alle Leute weinten über irgend ein Leid, — Aschani allein lachte doch noch immer. Als sie sechzehn Jahre alt wurde, da heirathete sie ein reicher Mann, mit dem sie viele Jahre hindurch in Glück und Frieden lebte und gar viele Kinder erzeugte. Ob sie Leid oder Freud traf, sie lachte den ganzen Tag über. Da traf es sich einmal, dass ihr Mann sich ein Bein brach und im Schmerze den ganzen Tag über jammerte. Als er nun bemerkte, dass Aschani über sein Leid nur lachte, da wurde er gar zornig und liess sie samt ihren Kindern durch seine Diener hinaus in die weite Welt treiben. Nun begann für Aschani und ihre Kinder eine gar schwere Zeit; sie durchwanderten die Welt, vermehrten sich immer mehr, und wir armen Leute sind ihre Nachkommen, die den Namen ihrer Urgrossmutter Aschani noch immer beibehalten haben.

Die Stammsage der Tschale.

Es lebte einmal ein gar schöner Jüngling, der aber trotz seines Fleisses in der Welt doch zu nichts kommen konnte, denn er ass gewöhnlich so viel Speisen, die für zwanzig Männer genug gewesen wären. Selten hörte man ihn sagen: Ich bin satt! Daher nannten ihn auch seine Freunde und Bekannte den Tschalo (der Gesättigte). Da dachte nun einmal Tschalo bei sich: »Du gehst zum König und wirst sein Diener; dort muss es doch Speisen in Hülle und Fülle geben und dort wirst du dich jeden Tag satt essen können!« Tschalo ging also zum König und sprach zu ihm: »Wollt ihr mich, Herr König, in euren Dienst nehmen?« — »Ja,« versetzte der König, »wenn du mir sagst, worauf du dich am besten verstehst?« — »Aufs Essen,« antwortete Tschalo, »ich esse für zwanzig Männer und bin erst dann gesättigt!« Da lachte der König hell auf und sprach: »Du gefällst mir, und ich

will dich gerne in meinen Dienst nehmen, wenn du folgende Aufgabe lösen kannst: Gehe aus meinem Hause und komm' dann zurück weder am Tage, noch in der Nacht; komm' weder barfuss, noch in Stiefeln, und wenn du hierher zurückgekehrt bist, sei weder drinnen noch draussen!«[1] Tschalo versetzte: »Gut, Herr König! ich werde kommen!« Hierauf ging er weg, und als die Dämmerung hereinbrach, kehrte er zum König zurück, indem er ein Stück Leinwand vor sich herrollte, und als er zum Hause des Königs kam, da setzte er sich auf die Schwelle, indem er ein Bein nach innen, das andere nach aussen hielt. Als dies der König sah, lachte er hell auf und sprach: »Du bist ein kluger Junge, und ich will dich in meinen Dienst nehmen!« Von nun an konnte sich Tschalo jeden Tag satt essen. Bald nahm er sich ein Weib und hatte mit der Zeit sehr viele Kinder, die ihrem Vater nacharteten und im Essen unersättlich waren. Doch bald nahm die Herrlichkeit ein Ende, denn der König fürchtete, dass Tschalo und seine Kinder ihn arm fressen würden, und jagte daher die ganze Familie in die Welt hinaus. Wir stammen von Tschalo ab, haben auch einen grossen Appetit, aber leider sehr wenig zu essen.

Dies die Stammsagen der vier Zigeunerstämme Siebenbürgens. Was nun das Amt des Wojwoden anbelangt, so ist er nicht nur Vorstand seines Stammes, sondern auch Bevollmächtigter desselben. In letzterer Eigenschaft vertritt er die Interessen seines Stammes anderen Stämmen, besonders aber den »weissen Leuten« (párne mánushá) gegenüber und unterstützt ihre Angelegenheiten bei den Gerichten als Advokat, sowie bisweilen auch als Dolmetscher. Die ihm in der zweiten Eigenschaft — als Oberhaupt des Stammes — zustehenden Funktionen erstrecken sich auf die inneren Angelegenheiten

[1] Aehnliche Aufgabe in einem finnischen Märchen bei Schiefner im Vorwort zu Radloffs, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Südsibiriens. (Vorwort XIII.)

seiner Leute. Die höchste Gewalt im Stamme jedoch steht heutzutage dem Volke zu, welches dieselbe durch seine Genossenschaftsvorstände — die Saibidjo — in den Versammlungen ausübt. Diese Versammlungen werden gewöhnlich zur Winterszeit, wenn der ganze Stamm seine festen Winterquartiere (Erdhöhlen in den Bergabhängen) bezieht, abgehalten, zu welcher Zeit eben die einzelnen Saibidjo samt ihren Máhliyá, denen sie eben vorstehen, sich in unmittelbarer Nähe oder in gar geringer Entfernung vom Wojwoden befinden. Das Verhältniss des Wojwoden zu den Saibidjo, denen er vorsteht, regelt sich nach seiner Persönlichkeit und nach seinem Einfluss und Ansehen, bei welchem das »Vermögen, der Reichthum« auch bei den Zeltzigeunern zur vollen Geltung kommt. Stützt sich sein Ansehen auf Reichthum oder einen energischen Charakter, so beugen sich Alle unbedingt seinem Willen; ist dies jedoch nicht der Fall, so kümmern sich die einzelnen Máhliyá seines Stammes wenig um ihn und leben so zu sagen auf eigene Faust.

In den Versammlungen, welche Foros manushengré = Männermarkt, Hetámesápe heissen und in welchen über die gesamten Interessen des Stammes (Programm über die Wanderung im nächsten Sommer, Auftheilung des Territoriums, welches die einzelnen Máhliyá durchstreifen wollen u. s. w.) berathen und beschlossen wird, haben nur die Saibidjo und der Wojwode Sitz und Stimme. Das bei den Versammlungen beobachtete Verfahren ist ungefähr folgendes. An dem für solche Zusammenkünfte bestimmten, abgelegenen Platze setzen sich der Wojwode und die Saibidjo in einen Kreis, während die einzelnen Máhliyá sich ringsum lagern. Der Wojwode eröffnet dann die Versammlung, indem er die zu verhandelnden Gegenstände vorträgt. Gar oft ereignet es sich dabei, dass in Fällen, wo Streitigkeiten zwischen Mitgliedern des Stammes zu schlichten sind, diese sich nicht vereinigen können und die Versammlung unter Lärm und Zank ohne Beschluss auseinandergeht, wobei es gar häufig zu handgreiflichen Thätlich-

keiten kommt. Soll ein Beschuldigter überwiesen und bestraft werden, so beschränkt sich das ganze Verfahren au die Abhörung der Zeugen. Sind nun die Entlastungszeugen zahlreicher, als die anklagenden, so wird der Betreffende freigesprochen, im entgegengesetzten Falle aber je nach dem begangenen Verbrechen zur Zahlung einer grösseren oder geringeren Quantität von Branntwein verurtheilt, die er womöglich sofort herbeizuschaffen hat. Dergleichen Bussen betreffen zum grössten Theile Schlägereien, ertappte Diebstähle u. dergl. m. Ehebruch, der übrigens bei den Zigeunern Siebenbürgens nicht gerade zu den Seltenheiten gehört, berechtigen die gekränkte Partei, die Scheidung zu verlangen, wenn vor dem Wojwoden keine Versöhnung der Gatten stattgefunden hat. Wenn auch Mann und Frau sich gar häufig trennen und Jedes von ihnen seine Wege geht, am Ende kommen sie doch zusammen, und wenn nicht früher, so am St. Georgitag gewiss. An diesem Tage — bei einigen Stämmen am Ostertage — backen die Weiber eine Art Kuchen, der, durch verschiedene Kräuter gewürzt, einen nicht gerade unangenehmen Geschmack hat. Diesen Kuchen vertheilen sie dann unter Freund und Feind, und Jeder, der davon zehrt, muss sich mit dem Geber — sei er ihm auch noch so verhasst — versöhnen. Diesem Kuchen werden auch geheimnissvolle Wirkungen zugeschrieben, und namentlich soll seine Kraft in Liebesangelegenheiten unzweifelhaft sein. Manche Maid raubt durch diesen Kuchen »das Herz und den Verstand« des Burschen, der dann später in seliger Erinnerung singt:

Kásáve romñi ná jidel,
Ke kásávo máro the del,
Sár m're gule lele pekel,
Káná Sváto Gordye ável.

Wohl kein Weib bäckt solches Brot,
Wie mein süsses Lieb' es bot
In dem Wald, beim Festgelag'
Mir am Sankt Georgi-Tag.

Furmuntel bute luludyá,
Furmuntel Yoy bute çármá.
Andrepekel but kámáben, —
Ko çal robo ávlá láke.

Knetet Blumen von der Au
In den Teig und frischen Thau,
Backt hinein die Liebe gross. —
Sklav' wird ihr, der es genoss.

Ehescheidungen — wenigstens auf kirchlichem Wege — kommen schon aus dem Grunde bei den Zeltzigeunern höchst selten vor, weil ja Mann und Weib im Thun und Lassen frei und unabhängig voneinander sind. Selbst ertappter Ehebruch zieht keine besonders schweren Folgen nach sich, höchstens werden die Thäter durch ein Gebot des Wojwoden auf kurze Zeit für »beschimpft« (meláles) erklärt und müssen, vom Stamme ausgeschlossen,[1] allein wandern. Diese Acht dauert aber nur so lange, bis es dem Verpönten gelingt, durch ein Geschenk, gewöhnlich durch eine gewisse Quantität von Branntwein, sich die Gunst der Stammesgenossen wieder zu gewinnen, worauf er dann feierlich abermals in den Stamm aufgenommen wird und mit einer Máhliyá desselben wandern und lagern kann.

Die gewaltsame Vertreibung von unbeliebten Stammesgenossen — selbst von Familienmitgliedern des Wojwoden — ist auch noch heutzutage gar nicht selten; ja es fehlt nicht an Beispielen, dass Stämme die Ausweisung eines Mitgliedes verlangten und dieses vom Wojwoden durch Gewalt erzwangen, so dass der Betreffende geächtet auf einige Jahre oder für immer den Stamm zu verlassen hatte. »Wir wollen ihn nicht haben!« Dieser Refrain ist auch den Zigeunerweibern geläufig, wenn ihnen irgend ein Bursche missliebig ist.

Solch eine Achterklärung, die nicht bloss in Ehesachen, sondern auch bei Thätlichkeiten und dergl. von Seiten des Wojwoden auf allgemeines Verlangen der Stammgenossen als höchste Strafe angewendet wird, hat für den Zeltzigeuner in jeder Beziehung schreckliche Folgen. Abgesehen davon, dass er allein und einsam die Welt durchstreifen muss, wird er noch obendrein überall von den Behörden angehalten, da seine einzelne Erscheinung stets Verdacht erregt; kein Bauer giebt ihm Arbeit, keine Bauersfrau giebt ihm ein Almosen;

[1] Vgl. auch Liebich, Die Zigeuner, S. 40.

Jedermann fürchtet sich vor ihm und glaubt, dass er bloss aus dem Grunde allein wandere, um desto leichter und sicherer Frevel verüben zu können. Zu all diesen Uebelständen, die den einsamen Wandersmann auf Schritt und Tritt verfolgen, gesellt sich noch eine Art von Heimweh, ein Gefühl der Verlassenheit, das sein Gemüth gar oft aus Rand und Band löst. Man muss eben den Zeltzigeuner genau kennen, um die Grösse der Strafe, die eine Inachterklärung für ihn enthält, beurtheilen zu können. Wie sehr er auch das ziel- und zügellose Herumschweifen in der Welt liebt, ebenso sehr hängt er an seinem Stamme, und bei seinem geselligen und gesprächigen Wesen allein von Ort zu Ort zu wandern ist für ihn die denkbar grösste moralische Strafe. Schon sein gesellschaftliches Wesen verleidet ihm das Alleinsein.

Diebstahl und Betrug an »weissen Leuten« oder an Mitgliedern eines anderen Stammes begangen sind straffrei; für den Fall aber, dass sie an einem Stammesmitglied verübt wurden, besteht die allen siebenbürgischen Zigeunerstämmen gemeinsame Satzung, welche den Beklagten und Ueberlieferten mit dem drei- bis neunfachen Betrage des entwendeten Gutes belangt. Auf blossen Verdacht wird nichts gegeben. Als Zeuge fungirt Niemand gern, denn er ist dann für die Zukunft von seiten des Beklagten und dessen Sippe gar argen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Zum Lobe der Zigeuner sei es erwähnt, dass Diebstähle unter den Mitgliedern eines Stammes höchst selten vorkommen. Ich habe dies an mir erfahren. So lange ich nicht als »Mitglied« in den Stamm (námipe) aufgenommen war, wurde ich tagtäglich von den Leuten, mit denen ich wanderte, bestohlen; nach meiner — übrigens schwer erwirkten — Aufnahme konnte ich aber unter den Mitgliedern »meines« Stammes unbesorgt wandeln; doch nicht im Kreise der anderen Stämme, deren »Genosse« ich nicht bin.

Wie wir gesehen haben, ist die Gewalt des Wojwoden heutzutage sehr beschränkt. In früheren Zeiten mag es anders

gewesen sein. Die Wojwoden erhielten von den siebenbürgischen Fürsten, bisweilen auch von den städtischen Munizipien, Bestallungsdekrete und waren hierdurch verpflichtet, so oft irgend ein Mitglied ihres Stammes mit den Behörden in irgendwelche Kollision gerieth, dasselbe auszuliefern, überhaupt bei Fahndung eines Verbrechens thätige Beihülfe zu leisten, bisweilen auch mit dem eigenen Kopfe für die Seinigen zu haften. So stellte z. B. die Stadt Schässburg noch im Jahre 1781 dem damaligen Wojwoden des Tschalo-Stammes, Namens Peter Maro, in dessen Familie neben anderen wichtigen Dokumenten sich auch dies Aktenstück erhalten hat, eine derartige Bestallungsurkunde aus, in der es unter anderem ausdrücklich heisst, dass: ». . . Benambter Wojewode sich in den Schutz der ehrsamen Stadt Schässburg begiebt, indem er mit lebendigem Wort und Handschlag am heutigen Dato das Versprechen abgab, bei Straffe des eigenen Leibes zu wachen über die Ehrsamkeit seiner Genossen und Genossinnen und dero Kinder sambt Kindeskinder.« Es ist jedoch ein Irrthum, anzunehmen, dass die Landesherren den jeweiligen Wojwoden ernannt oder seine Wahl bestätigt haben. Die von der Regierung ernannten »Wojwoden« waren — wie wir gesehen (S. 37) — Vertreter und Befehlshaber der ansässigen Zigeuner. Solcher Führer haben die Jiuklánush auch noch heutzutage, nur werden dieselben von den Unternehmern ihnen als Werkführer beigesellt. Diese Führer haben bei den Goldwäschern über die richtige Ablieferung des gefundenen Goldes zu wachen und werden von den Jiuklánush fast monatlich abgesetzt und vertrieben. »Jiuklánush nisto del Saibidjeske, Kortorár del duy bánuc devleske« (Der Jiuklánush giebt nichts dem Saibidjo, der Kortorár giebt auch Gott zwei Kreuzer) sagt das Sprichwort, um ihre Achtung vor nichts und ihre Händelsucht auszudrücken.

Die Wojwoden-Würden sind in der Art erblich, dass, im Falle der zu einer solchen Berufene unmündig sein sollte, dessen Stelle bis zur Mündigkeit, d. h. Mannbarkeit (gegen-

wärtig nach Schluss des militärstellungspflichtigen Alters), von einem nächsten Verwandten versehen wird. Gewöhnlich bestimmt der Wojwode, sobald er alt und kraftlos geworden, seinen Nachfolger selbst; entweder seinen ältesten Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen seinen Bruder, oder wenn er auch keinen Bruder hat, seinen Schwiegersohn. Wird er abgesetzt oder stirbt er unversehens und ohne direkte Nachkommen, so wird sein nächster Verwandter zum Wojwoden erhoben. Wenn mehrere gleichberechtigte Prätendenten vorhanden sind, so backt man eine Bohne in einen Kuchen, den man stückweise unter die Kandidaten vertheilt. In wessen Kuchenstück sich die Bohne befindet, der wird zum Wojwoden erhoben. Die Erhebung geschieht auf eine sehr einfache Weise. An dem dazu bestimmten Tage und Orte versammeln sich die Saibidjo der einzelnen Máhliyá, und während sie sich im Kreise aufstellen, steht der älteste Saibidjo mit dem jungen Wojwoden, den man in Amt und Würden seines Vorgängers einzusetzen beschlossen hat, in der Mitte und fragt die Anwesenden, ob sie diesen Mann zum Wojwoden haben wollen? Auf die Bejahung dieser Frage legt der Wojwode den Eid ab, dessen Formel beim Kukuyá-Stamme also lautet: »Satyáráv tumenge pále báçt te pále bibáçt; sátyáráv tumenge pále náshválуipen te pále sáscipen; sátyáráv tumenge kere te sákotáneste! Ko tumen ákámel, mánge ákámel; ko mán kámel, tumen kámel. Odoy me som, odoy tumen sán; odoy tumen sán, odoy me som! O kám sátyár mán, cumut ável mánge!« (»Ich helfe euch in Glück und Unglück; ich helfe euch in Krankheit und Gesundheit; ich helfe euch zu Hause und überall! Wer euch beleidigt, beleidigt mich; wer mich liebt, liebt euch. Wo ich bin, seid ihr; wo ihr seid, bin ich! Die Sonne helfe mir, der Mond folge mir!«) Nach dieser einfachen Formel hebt nun der Aelteste der Stammgenossen den jungen Wojwoden auf seinen Rücken und ruft: »Ac tu tro dád, tro dád ác tu!« (»Sei du dein Vater, dein Vater sei du!«). Darauf nimmt ihn jeder Mann des Stammes auf

seinen Rücken und ruft gleichfalls obige Worte, während ihn die Weiber mit Stechapfelsamen bewerfen, um ihn gegen die bösen Geister zu feien. Nach dieser Prozedur trinkt er mit allen Saibidjo aus dem sogenannten Wojwoden-Becher (s. S. 14) Wein, worauf ihm die Anwesenden in allen Dingen Unterwürfigkeit versprechen. Nun pflanzt der Wojwode auf der Stätte seiner Wahl einen Baum, unter dessen Wurzeln er Hirse und einige Eier in die Erde legt, damit »der Stamm unter seiner Leitung wachse und gedeihe«. Sein Volk muss er nun je nach seinen Vermögensverhältnissen oft tagelang bewirthen, wobei es an skandalösen Vorfällen nicht fehlt.

Der Wojwode bekleidet heutzutage nur eine Ehrenstelle, die ihm nichts abwirft, ausser Achtung von seiten seiner Stammesgenossen. In früheren Zeiten aber zahlte ihm jede Máhliyá je nach dem Stande ihrer Mitglieder jährliche Abgaben, die in Schweinen oder Geld bestanden. Heutzutage wird er auch viel leichter abgesetzt, als in früheren Zeiten, und zwar namentlich in folgenden Fällen: 1. wenn er alt geworden und seine Rüstigkeit verloren hat (in solchen Fällen entsagt er aus freien Stücken selbst seiner Würde); 2. wenn er dem Volke verhasst geworden; oder 3. durch Leiden und Krankheit geplagt, an einen Ort gefesselt, nicht wandern kann. In solchen Fällen entsetzen ihn die Saibidjo, aber nur auf allgemeines Verlangen, und wählen aus seiner Familie einen neuen Häuptling. Doch eine solche Entsetzung kommt in den seltensten Fällen vor; häufiger werden die Saibidjo mit Einwilligung des Wojwoden ihrer Würde entsetzt, doch dies geschieht stets nur aus triftigen Gründen. Es herrscht überhaupt in dem Verhältnisse zwischen Wojwode, Saibidjo und Untergebenen viel Patriarchalisches, und betrachten Letztere ihren Wojwoden und Saibidjo als ihre Führer und Rathgeber, an die sie sich in allen Nöthen wenden, und die die Angelegenheiten ihrer Untergebenen stets als ihre eigenen betrachten. In früheren Zeiten, da die Willkür des Wojwoden nur durch die Sitte und das Herkommen gezügelt wurde,

erlaubten sich mitunter die Verächter derselben die schreiendsten Missbräuche und Gewaltthaten. So soll z. B. anfangs dieses Jahrhunderts der Häuptling des Leïla-Stammes, Stefan Bokor, seinen eigenen Schwiegervater, nach dessen schönen Pferden er trachtete, so ums Leben gebracht haben, dass er zwei gegenüberstehende Birkenbäume tief herabbeugen liess, und an je eine Krone derselben je ein Bein seines Schwiegervaters anbindend, liess er die Bäume zurückschnellen, wodurch der Unglückliche im wahren Sinne des Wortes in zwei Theile gerissen wurde. Aber Niemand wagte den Wütherich bei den Behörden anzuzeigen, und so kam es, dass dieser Zigeuner-Nero später seine eigene Mutter von einer Brücke in den Altfluss werfen liess, nachdem er ihr vorher schwere Steine an den Hals hatte binden lassen. Seine eigene Tochter schoss er nieder und wollte eben auch seinem Schwiegersohn den Garaus machen, als ihn sein Verhängniss erreichte und er von den Bauern eines Haromszeker Dorfes gefangen genommen und den Gerichten überliefert wurde. Man soll ihn zu Kezdi-Vásárhely hingerichtet haben. Solche Fälle stehen aber vereinzelt da, und die Wojwoden waren und sind auch noch heute stets bemüht, sich im Wohlwollen der Stammgenossen zu erhalten. Daher kamen auch in früheren Zeiten Absetzungen höchst selten vor; denn es ist überhaupt nicht in dem Charakter des Zeltzigeuners gelegen, sich gegen das Hergebrachte, selbst in den denkbar schlechtesten Verhältnissen, aufzulehnen. Schon Sitte und Brauch des siebenbürgischen Zeltzigeuners lassen das Volk gar schwer aus dem angeerbten Kreise treten und sich mit neuen Ideen befreunden. Tritt aber der Zeltzigeuner einmal über die Grenzlinie, die ihn von den Kulturvölkern trennt, dann entnationalisirt er sich sehr leicht und wird als ansässiger Zigeuner immer höhere Bedürfnisse haben. Denn alle Erscheinungen im Leben der Menschheit — im politischen, künstlerischen, gesellschaftlichen — sind eben nur Erzeugnisse von Wechselwirkungen. Die Befriedigung des einen Bedürfnisses schafft stets ein neues.

Wir täuschen uns überhaupt sehr, wenn wir der Meinung sind, dass die moderne Wissenschaft mit ihrer alles — das grösste, wie das kleinste Problem — umfassenden Forschung auch schon die tiefste Lage jenes natürlichen Felsens blossgelegt hat, auf dem alle Tempel ruhen, die von den Uranfängen der Menschheit her bis auf die allerjüngste Zeit für Opfer und Gebet errichtet worden sind. »Wenn auch der natürliche Felsen, das menschliche Herz, überall derselbe ist, und noch einige der Säulen, einige selbst der alten Wölbungen dieselben sein mögen, wo immer auf Erden Religion, Glaube und Gottesdienst sich finden, so ist die Zeit noch gar ferne, wo die unterirdischen Gemäuer aller menschlichen Religion mehr und mehr zugänglich sind.« Daher müssen die religiösen Gebräuche, der Glaube und Aberglaube christlicher Völker, selbst solcher, die in unserer unmittelbaren Nähe oder gar unter uns wohnen, für uns von hervorragendem Interesse sein, da sie oft nicht bloss Nachklänge religiöser Uranfänge sind, die sich unter dem Volke bis auf den heutigen Tag inmitten mannigfacher Wechselfälle doch erhalten und schon aus diesem Grunde Anspruch auf unsere Achtung erheischen, sondern uns häufig genug als Brücke, gleichsam als Verbindungsglieder zu ihren früheren Vorfahren oder auch nur Verwandten dienen und in das innerste, religiöse Leben eines Volkes einen Einblick verschaffen. Ohne diese Gebräuche und Sitten zu kennen, sind wir nicht imstande, das Gemeinwesen der Zeltzigeuner, das beinahe einem Naturstaat gleichkommt, nach allen seinen Seiten zu beurtheilen und zu würdigen. Und von einem Naturstaat in allerprimitivster Bedeutung kann man schon bei den siebenbürgisehen Zeltzigeunern reden, obwohl Wanderhorden im ganzen genommen keinen Staat bilden und man einen Naturstaat dasjenige sesshafte Gemeinwesen nennt, in welchem die gemeinsame Abstammung das Gliederungsprinzip seiner Mitglieder abgiebt. »Wir halten ihn gleich allen Naturprodukten nur einer beschränkten Entwickelung fähig; die Richtung dieser Entwickelung kann aber naturgemäss nur

eine centrifugale, von der Einheit zur Mehrheit vorschreitende sein, und demzufolge muss im Laufe der Zeiten das Förderativband, welches etwa die aus verwandten Geschlechtern erwachsenden Stämme umschlungen, sich mehr und mehr lockern und endlich zerreissen, denn das Bewusstsein der gemeinsamen Abstammung reicht nicht bis in das Unendliche.« Daher müssen wir uns wundern, dass das Gemeinwesen der Zigeuner, trotz aller Stürme der Zeiten, sich dennoch bis auf den heutigen Tag, wenn auch in veränderter Gestalt, erhalten hat, und müssen den Grund hierfür eben in den Sitten, Gebräuchen, Glauben und Meinungen des Volkes suchen, um uns diese merkwürdige Erscheinung im Leben eines Wandervolkes zu erklären.

Der ganze Lebenslauf des Kortorars ist charakteristisch genug, um die sozialen Einrichtungen des Zigeunervolkes zu erklären.

Zwischen Schweinen, Hunden und Pferden empfangen und geboren, ist der siebenbürgische Zeltzigeuner schon bei seinem allerersten Eintritte ins Leben auf »Mist und Stroh« gebettet. Mit gewissem Stolze gedenkt er aber dieses traurigen Umstandes, wenn er singt:

Káná m're dáy mán kerdyás, Ná pál cero, pál ful hás; Te ákáná yon penen: Me ná som kiyá ráyen!	Mist und Stroh die Stätte war, Wo die Mutter mich gebar; Deshalb sagt es Jedermann, »Herr« ich nimmer werden kann!
Andákode ná rováv; The me yek ráy ávává Báçtáles ná th'ávávás, Lele mán ná kámelás?	O, das stört nicht meine Ruh'! Wär' ein Herr ich! doch wozu? Wenn ich kein Zigeuner blieb, Hätt' mein Liebchen mich dann lieb?
Ráyes lele ná kámel, Leskre shero yoy kinel! Piráno som te o rom, — Legbáreder ráy me so!	Einen Herren liebt sie nicht, Wenn er ihr auch Gold verspricht! Bleib' ihr Liebster d'rum allzeit Und ich leb' in Herrlichkeit!

oder:

Káná m're day mán kerdyás,	Als die Mutter mich geboren,
Upro mán ñiko gindyás;	Hat sich Niemand um mich geschoren;
Pál e cár me paslyomás,	In dem Gras bin ich gelegen,
Te brisbind mán kerestlyás.	Und getauft hat mich der Regen.

Schon in seinem achten Lebensjahre wird der junge Zeltzigeuner von seinen Eltern, wenn auch nicht vor die Thür, so doch vor das Zelt gesetzt und kann nun auf eigene Faust hin leben, thun und lassen, was ihm beliebt. Er kann rauchen, Püffe austheilen und erhalten, Niemand kümmert sich von den Angehörigen darum. Während der Wanderschaft trabt er mit geschwungenem Knittel halbnackt hinter den Pferden, den Schweinen einher, raucht sein Pfeifchen und schläft des Nachts nicht mehr im Zelte, sondern draussen bei seinen »besten Kameraden«, den Thieren der Truppe. Heimlich nur steckt ihm hin und wieder sein Mütterchen einen Bissen zu, sonst muss er eben sehen, wie er sich durch das Leben schlägt. Frühzeitig lernt er schon im wahren Sinne des Wortes das allbekannte Lied kennen:

The çábená nácon men,	Wenn die Vorräth' uns aufgeh'n,
Váresár jidás ámen.	Müssen wir nach Arbeit seh'n.
Máro muyá trebuyen,	Seine Hoheit, unser Bauch,
Te e perá but çában.	Wünscht ja Fleisch u. Branntwein auch.
Ná pocivinen vástá,	Unsre Hände ruhen nicht,
Cines yon ná hin páshlá!	Arbeit ist ja ihre Pflicht!
But' jivesá yon keren	Haben oft schon Tag und Nacht
Orde-árde pro çában.	In der Arbeit zugebracht.
Káná ável coripe,	Ist die höchste Noth schon nah,
Coren yon orde-árde!	Stehlen sie auch hie und da!

Er streicht mit den Strichvögeln durch Wald und Feld, Dorf und Stadt und muss eben sehen, wie er sich Nahrung verschafft und sein hartes Lager einrichtet, während die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung im Zelte bei den Eltern

bleiben, ja sogar das Recht haben, ihren Liebsten bei sich zu beherbergen, sobald Aussicht auf Verehelichung vorhanden ist. Deshalb ist das Eheleben das Ideal des Zeltzigeuners; denn so lange er frei und ledig ist, kann er kein Zelt, keine Höhle sein eigen nennen. Der Sommer vergeht ihm noch leidlich, aber der Herbst und besonders der transsilvanische Winter mit allen seinen Schrecknissen und Stürmen, die aus den unwirthlichen Schluchten und Hochlanden der Karpathen herab in die Ebene brausen! Verhungert und durchfroren verlässt den gottbegnadeten Kortorar doch nicht sein Humor und mitten im Sturmgebraus singt er noch auf »seinem Heimweg« zu den Erdhöhlen, den gewöhnlichen Winterquartieren seiner Stammesgenossen:

Pçurde ármendiñe bárvál,	Kalt die Winterwinde blasen,
Upro sáke ráci páshál;	Durch die Nacht sie tosen, rasen;
Báçtales, ko pásh yákhá	Glücklich, wer an Herdesgluth
Beshel páshe piráná!	Sanft bei seinem Liebchen ruht!
Shile bárvál pçurdá, pçurdá,	Winterwind blas' immerzu,
Avává mánge yek kuñhá;	Bald find' ich auch Rast und Ruh';
Andro áver kurko biyáv, —	Meine Hochzeit wird bald sein, —
Rodáv mánge yek piráná!	Nenn' ein Zelt, ein Weib dann mein!

Hat er aber kein Liebchen, das ihn zu sich in die Hütte oder Erdhöhle hinein lässt, so muss er ohne Obdach, dem Wilde gleich, herumstreifen. Dann gilt im wahren Sinne des Wortes das Lied:

Párne, párne ulice,	Kalter Wind weht übers Feld,
Bute yiv hin yevende!	Schnee bedeckt die weite Welt!
Káske ná hin e romñi,	Wer jetzt frei und ledig blieb,
Jánel, the láces romñi!	Weiss nun, was bezahlt die Lieb'.
Káske ná hin piráni,	Ach, der jetzt kein Liebchen hat,
Káy jál pále brigoyi,	Schleicht einher stets müd' und matt,
Sár bigorekro jiukel	Friert im Schnee und Windgetos',
Andre yivá yov çucel!	Gleich dem Hunde, herrenlos!

»Eine Geige ohne Saiten, ist eine Wirthschaft ohne Weib« (gedüve bishelori, kerituno bi romñi), sagt das zigeunerische

Sprichwort, und jeder Zeltzigeuner trachtet, sich so bald als nur möglich zu beweiben. Liebe und Heirath sind bei ihm fast synonyme Begriffe. Hat er geheirathet, so bringt ihm sein Weib die ganze Einrichtung eines zigeunerischen Heimwesens, Zelte, Wagen, Werkzeuge u. dergl. m. mit, und er kann nun, seinen Begriffen nach, ziemlich sorgenlos leben, denn Mann und Frau arbeiten und erwerben sich unabhängig voneinander das Brot, das sie aber in den seltensten Fällen miteinander theilen; ja selbst die Sorge für die Leibesnothdurft der Kinder fällt der Frau anheim, die ein wahres Lastthier des zigeunerischen Heimwesens ist. Und dies ist für den Kulturgrad der siebenbürgischen Zeltzigeuner sehr maassgebend. »Denn die Stellung des Weibes ist ein Maassstab für den Nationalcharakter und Kulturgrad: je gemeiner, je dumpfer der Nationalcharakter, desto härter bleibt das Los des Weibes sogar auf ziemlich hoher Kulturstufe — so bei den Türken und anderen Orientalen; — andererseits bürdet aber die Noth des Lebens, die Niedrigkeit der Kultur, der noch sehr harte Kampf ums Dasein auch bei edel angelegten Völkern dem Weibe Lasten auf, welche der sonstigen idealen Würdigung des Weibes zu widersprechen scheinen, jedoch unerlässliche Folgen niederer Kultur sind, und erst bei höheren Stufen derselben, namentlich bei vermehrtem Nationalwohlstand, abgenommen werden können den zarten Schultern.«[1] Und trotzdem ist der höchste Wunsch dieser Weiber des Elends und der Noth, Kinder zu haben. So heisst es denn auch im Lied:

Rákli kámel luludyá,	Mägdlein wünscht sich Bänder, Rosen;
Ráklo kámel urvibá;	Knabe wünscht sich bunte Hosen;
Romñi kámel may cáven,	Weib wünscht Kinder sich, ganz kleine;
Mánush kámel may bálen!	Mann wünscht sich — recht viele Schweine!

---

[1] S. Felix Dahn, Bausteine 6. Reihe, S. 161 (Das Weib im altgermanischen Recht und Leben).

Ein kinderloses Weib wird bemitleidet und gering geschätzt, und ihre Stellung dem Gatten gegenüber wird mit der Zeit ganz unhaltbar; denn dem Volksglauben der Zigeuner gemäss hat ein kinderloses Weib vor ihrer Verehelichung mit einem Vampyr ein Liebesverhältniss gehabt, und dies ist der Grund ihrer Unfruchtbarkeit. Deshalb suchen die Zigeunerweiber schon in den ersten Wochen ihrer Verehelichung diesem eventuellen Uebelstande — der bei den Zigeunern gar selten eintrifft — von vornherein durch zauberkräftige Mittel abzuhelfen. Das gewöhnlichste und unschädlichste Mittel ist: bei zunehmendem Monde Gras vom Grabe zu essen, in welchem eine Frau, die im Kindbett starb, ruht; oder die Fäden der Herbstspinne, die über die Felder fliegen (Sommerfäden, Altweibersommer), zu sammeln und dieselben in Gemeinschaft mit dem Gatten zu verzehren, wobei folgender Spruch herzumurmeln ist:

Keshályiyá lisperpen,	Ihr Keschalyi[1] spinnet, spinnt,
Cin páñi hin ándre len!	Bis noch Wasser in den Bächen rinnt!
Mángávás pál bolyipen,	Euch zur Kindstauf' wir einladen,
Káná lolo sheloro	Wenn die rothen Glückesfaden
Mende tumen lisperpen	Ihr gesponnen, ihr gesponnen
Vásh rákleske, ko ávlá	Für das Kind, das wir gewonnen
Mende, oh Keshályiyá!	Haben von eu'rer Gnad, ihr Keschalyi.[2]

Oder das Weib trinkt das Wasser, in welches der Gatte glühende Kohlen geworfen, oder noch besser seinen Speichel hat rinnen lassen, mit den Worten: »Wo ich die Flamme bin, sei du die Kohle; wo ich der Regen bin, sei du das Wasser!« (Káy me yákh som, ác tu ángár; káy me brishind som, ác tu páñi). Bisweilen nimmt der Gatte ein Ei, macht an beiden Enden desselben je ein kleines Loch und bläst dann den Inhalt des Eies in den Mund der Gattin, die ihn hinabschluckt.

[1] Ueber die Keschalyi s. S. 71.

[2] Vgl. meinen Aufsatz: »Zu den drei Mareyen« (in der »Germania« XXII. Bd. 130).

Interessant als Beitrag zur vergleichenden Volkskunde ist auch die Art und Weise, auf welche sich die transsilvanischen Zigeunerinnen die Gewissheit über ihren Zustand verschaffen. Will eine Frau dies wissen, so soll sie an neun aufeinander folgenden Abenden auf einem Kreuzwege einen Hammer oder eine Axt mit dem Wasser ihres Mundes befeuchten und daselbst vergraben. Ist das Eisen des Hammers oder der Axt am neunten Morgen verrostet, so ist die Frau in gesegneten Umständen. Oder sie nehme ein Ei, giesse den Inhalt desselben, ohne jedoch das Eiweiss vom Dotter zu trennen, in einen Napf und lasse Wasser aus ihrem Munde hineintröpfeln. Schwimmt das Ei am nächsten Morgen auf der Oberfläche des Wassers, so ist sie in gesegneten Umständen und wird, wenn das Dotter vom Eiweiss getrennt herumtreibt, einen Sohn, wenn aber beide Eibestandtheile vereinigt auf der Oberfläche schwimmen, eine Tochter zur Welt bringen. Sieht sie in dieser Zeit Enten oder Gänse am Abend fliegen, wird sie in den Morgenstunden gebären. Sieht sie das aufgesperrte Maul eines verendenden Thieres, so bekommt das Kind einen hässlichen Mund; trägt sie Hirse, Hanfsamen, Perlen oder sonstige kleinkörnige Dinge in ihrer Schürze, so bekommt das Kind einen schwer zu heilenden Hautausschlag; spritzt ihr zufällig das Blut eines abgeschlachteten Thieres ins Gesicht, so treten ihrem Kinde an derselben Stelle rothe Flecken hervor, wenn sie die angespritzte Stelle ihres Gesichtes nicht bei abnehmendem Monde mit Salzwasser einigemal befeuchtet. Isst eine Frau zu dieser Zeit Fische, so lernt das Kind gar spät sprechen; isst sie Schnecken (eine Lieblingsspeise der siebenbürgischen Zeltzigeuner), so wird ihr Kind sehr schwer gehen lernen. Gähnt sie während dieser Zeit, so muss sie ihren Mund sogleich mit der Hand zuhalten, damit nicht böse Geister in ihren Leib schlüpfen.

Sobald die Geburtswehen eintreten, löst man jeden Knoten an den Kleidern der Frau und an ihrer Umgebung. Der Mann zerlegt die Axt oder den Hammer und lässt dann

vermittelst eines Schilfrohres oder eines Strohhalmes aus seinem Munde einige Tropfen Wasser in den Mund seiner Gattin laufen. Vor dem Zelte der zukünftigen Mutter wird ein Feuer angefacht, das bis zur Taufe des jungen Erdenbürgers unterhalten wird, um nämlich die bösen Geister, die dem ungetauften Kinde nachstellen, aus der Umgebung seines Lagers zu vertreiben. Die Weiber, welche das Feuer anfachen, murmeln nun bei dieser Hantirung folgenden Spruch:

Oh yákh, oh yákh pçábuvá,
pçábuvá,
Te cávestár tu trádá, trádá,

Pçuvushen te Niváshen
Tire tçuva the tráden!
Láce Urmen ávená,
Cáves báçtáles dená,
Káthe hin yov báçtáles,
Andre lime báçtáles!
Moturá te ráná,
Te átunce but' ráná,
Moturá te ráná,
Te átunci but' ráná,
Me dáv ándre yákhorá!
Oh yákh, oh yákh pçábuvá,
Rovel cávo: áshuná!

Feuer, Feuer brenn' geschwind,
brenn' geschwind,
Und vertreib vom kleinen Kind,
vom kleinen Kind,
Phuvusche, Nivaschi[1] auch
Soll vertreiben jetzt dein Rauch!
Gute Urmen[2] lock' herbei,
Dass dies Kind gesegnet sei,
Hier auf Erden, hier auf Erden
Soll es glücklich, glücklich werden!
Besenruthen, Besenruthen,
Und noch einmal Besenruthen,
Besenruthen, Besenruthen
Und noch einmal Besenruthen
Leg' ich in die Feuersgluthen!
Feuer brenne nur geschwind,
Hör': es weint das kleine Kind!

oder auch:

Eftá Pçuvushá, eftá Nivásha
Andre mál ávená!
Pçábuven. pçábuven oh yákhá!

Sieben Phuvusche, sieben Nivaschi
Kommen übers Feld gegangen!
Feuer du musst sie fangen!

[1] Ueber Phuvusche s. S 69; Nivaschi sind Wassergeister.

[2] Urmen = Feen, die bei der Geburt des Menschen sein künftiges Schicksal bestimmen. Vgl. meine »Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner.« (Budapest 1888, Publikationen der Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn, herausgegeben von Prof. Dr. Anton Herrmann, II. Heft.)

Dáyákri punro dindálen,	Wollen beissen der Mutter Bein,[1]
Te gule cáves mudáren;	Wollen tödten ihr Kindchen klein;
Pçábuven, pçábuven oh yákhá,	Feuer, Feuer brenne geschwind,
Ferinen o cáves te dáyá!	Rette die Mutter, rette das Kind!

Bei schweren Geburten kommen die Stammgenossinnen der Gebärenden zu Hülfe und eine jede von ihnen lässt ein Ei zwischen den Beinen derselben hindurchfallen, wobei folgender Spruch gemurmelt wird:

Anro, ánro hin obles,	Eichen, Eichen ist rund,
Te e perá hin obles;	Alles ist rund!
Avá cávo sástovestes!	Kindchen komm' hervor gesund!
Devlá, devlá tut ákhárel!	Gott, der Herr, ruft dich hervor!

Stirbt eine Frau im Kindbett, so werden ihr unter die Arme je zwei Eier gelegt, wobei die Stammgenossinnen den Spruch hersagen:

Káná ánro kirnes hin,	Wenn verfault ist dieses Ei,
Káthe náñi tçudá hin!	Auch die Milch vertrocknet sei!

Sie glauben nämlich dadurch zu verhindern, dass Vampyre sich von der Milch der Verstorbenen nähren.

Beim Eintritt der Nachwehen wird bei einigen Zigeunerstämmen Siebenbürgens die Kindbetterin mit verfaultem Weidenholz geräuchert, zu welchem Behufe dasselbe angezündet und der Qualm und Rauch unter die Decke der Leidenden hingeleitet wird, wobei die dabei beschäftigten Frauen den Spruch herzusagen pflegen:

---

[1] »Die mythologische Vorstellung von Geburten aus dem Beine ist alt und weitverbreitet.« Vgl. Felix Liebrecht, Zur Volkskunde (S. 490 »Das verlorene Hufeisen«), wozu ich noch die Redensart der transsilvanischen Zigeuner anführe: »Sie gab das Hufeisen, er die Nägel« (von einer unverheiratheten Mutter gesagt).

Sik te sik o tçuv urál	Rasch und rasch fliegt der Rauch
Te urál o con, urál!	Und der Mond, der fliegt auch!
Káná len hádjináven,	Haben sich gefunden,
Sáscipená tut' áven;	Du sollst d'rum gesunden;
Káná o tçuv ná urál —	Wenn der Rauch vorbei —
Tute náñi the dukhál,	Sei von Schmerzen frei,
Tute náñi the dukhál!	Sei von Schmerzen frei!

Die Zigeunerinnen verlassen überhaupt in dieser Zeit sehr ungern das Zelt oder ihren Aufenthaltsort bei Vollmondschein, indem sie sich vor unglücklicher Geburt fürchten; trotzdem heisst es im Volksglauben, dass ein Kind, das zur Zeit des Vollmondes auf die Welt kommt, eine glückliche Ehe eingehen wird. Wer barhaupt im Mondscheine schläft, wird vor Zeiten grau.

Sobald das Kind zur Welt gekommen, wird die Mutter sogleich mit dem Rock oder einem anderen Kleidungsstück des Gatten oder dessen, dem die Vaterschaft zukommt, bedeckt, um dadurch gleichsam die Anerkennung des Kindes zu bezeugen. Das Kind wird dann mit Gänsefett und Hasenschmer eingerieben, um es — dem Volksglauben nach — dadurch gegen Hitze und Kälte weniger empfindlich zu machen, sein erstes Bad aber wird in ein Gestrüpp gegossen, damit es erstarke und kräftig werde. Kinderpech und Nachgeburt werden verbrannt, damit dieselben nicht von bösen Urmen (den bösen Feen der Zigeuner) weggenommen werden können, die dann daraus Vampyre erzeugen, welche das Kind quälen und foltern. Verlässt die Wöchnerin ihr Krankenlager, so muss sie, wenn das Kind ein Sohn ist, zwischen einem entzweigeschnittenen Hahn, wenn sie eine Tochter geboren, zwischen einer entzweigeschnittenen Henne hindurchgehen, worauf das abgeschlachtete Thier verzehrt wird und zwar nur von Frauen, denn Männern wäre der Imbiss gefährlich. Bei ihrem ersten Ausgang muss die Mutter das Kind auf die Erde legen und dreimal über dasselbe hinüber und wieder zurück schreiten, damit es nicht geistersichtig werde; dann

muss es der Vater aufheben und ihm einen rothen Faden an den Hals hängen, um dadurch die Anerkennung seinerseits öffentlich zu bezeugen.[1]

Stirbt ein Kind vor der Taufe oder kommt es gar todt auf die Welt, so wird ihm der Mund mit Wachs oder Pech verklebt, damit die Milch der Mutter leichter gerinne; in das Grab aber wird Muttermilch gegossen und werden Erbsen geworfen, damit das todte Kind nicht heimkehre. Gut ist es auch, das Grab bei abnehmendem Monde mit Regenwasser, das von der Dachtraufe einer Kirche herabfällt, neun Abende hindurch zu begiessen, damit das Kind Ruhe in der Erde finde und nicht etwa als Vampyr seine Eltern verfolge.

Schön ist dieser Aberglaube im folgenden Märchen der Zigeuner Südungarns ausgedrückt, das ich hier in genauer Uebersetzung mittheilen will:

Das Mulo-Volk.[2]

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte lange Zeit hindurch keine Kinder. Mann und Frau waren untröstlich darüber und versuchten alle möglichen Mittel um Kinder zu erhalten, aber all ihr Bemühen war fruchtlos. Da ging einmal die Frau zu einer »klugen Alten« und bat sie um Rath.

---

[1] »Das Neugeborene liegt auf dem Boden, bis sich der Vater erklärt, ob er es leben lassen will oder nicht, dies ist die humi positio infantum. In jenem Fall hebt es der Vater auf oder lässt es aufheben, wovon die Hebamme ihren Namen hat, die aus gleichem Grunde auch Erdmutter hiess.« Grimm, Rechtsalterth. 455; vgl. auch Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz, S. 280.

[2] Der Mulo ist ein vampyrartiges Wesen, das aus todtgeborenen Kindern entsteht; er wächst bis zu seinem dreissigsten Jahre, dann erst kehrt er ins »Todtenreich« ein. Er hat keine Knochen im Leibe und an beiden Händen fehlt ihm der Mittelfinger, den er im Grabe zurücklassen muss. Jedes Jahr wird er an seinem Geburtstag von seinen Kameraden gekocht, damit er neu erstarke. Die Mulo leben oben im Gebirge und bewachen die Schätze, welche sie auf ihren nächtlichen Fahrten rauben.

Die Alte sprach: »Mache dir aus einem Kürbis[1] einen Napf und giesse dies Wasser in denselben, bei zunehmendem Monde sollst du das Wasser trinken und dann wirst du ein Kind gebären!« Hierauf gab sie der Frau eine Flasche, gefüllt mit einer Flüssigkeit, und hiess sie gehen. Die Frau ging also nach Hause und that, wie ihr die Alte gesagt hatte. Nach neun Monaten gebar sie ein Kind, das aber todt auf die Welt kam. Da waren Mann und Frau recht traurig, denn sie wussten, dass ihr todtgeborener Knabe nun ein Mulo werde. Eilig begruben sie den kleinen Leichnam und legten auch Erbsen[2] in das Grab, um den Todten zu bannen.

Aber ihr todtes Kind konnten die Eltern nicht vergessen; Tag und Nacht weinten sie, und endlich sprach einmal der Mann zu seiner Frau: »Morgen ist es ein Jahr, dass unser armes Kind zur Welt kam! Weisst du was, Frau? ich gehe hinauf in das Gebirge und suche das Mulo-Volk auf; vielleicht kann ich unser Kind erlösen!« Die Frau mahnte ihn erst davon ab, als ihr Mann jedoch darauf bestand, liess sie ihn endlich gehen.

Spät abends erreichte der Mann die höchsten Spitzen des Gebirges, ohne die Wohnung des Mulo-Volkes gefunden zu haben. Trostlos wollte er sich niederlegen und erst am nächsten Tage seinen Weg fortsetzen, als er eine weisse Maus über den Steg laufen sah. Er eilte ihr nach, und als die Maus in einer grossen Höhle verschwand, da blieb der Mann stehen und wusste nicht recht, was er beginnen solle. Endlich trat er in die Höhle hinein und fand daselbst ein Haus stehen. Sonnenlicht war die ganze Höhle beleuchtet. Er trat in das

[1] Der Kürbis ist das Symbol der Fülle und Fortpflanzung vgl. Gubernatis, Die Thiere in der indogerm. Mythologie S. 128.

[2] Schon die »vedischen Ceremoniale erwähnen die Erbsen in Verbindung mit Leichenfeierlichkeiten, und bei den Griechen brachte der Todte Vegetabilien mit zur Hölle,« s. Gubernatis a. a. O. S. 127 und vgl. meine »Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner« (in Virchow-Holtzendorff's Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge 1887, Heft 12).

Haus und sah auf dem Herde ein grosses Feuer brennen. Der Mann fragte, wer da sei. Nachdem Niemand antwortete und er kein Wesen im Zimmer bemerkte, so setzte er sich an den Tisch und dachte über sein trauriges Los nach. Da trat ein Mulo zur Thür herein und fragte, ob er nichts essen möge? Erschreckt antwortete der Mann: »O ja!« Der Mulo ging hierauf an den Herd und nahm aus dem Kessel ein Stückchen Fleisch, das er dem Manne anbot. Der Mann nahm das Fleisch und verschlang es. Da bot ihm der Mulo noch ein Stückchen Fleisch an, der Mann aber wies es zurück und sagte: »Ich bin nicht hungrig! Ich bin hergekommen, um mein todtgeborenes Kind zu erlösen!« — »Ja!« versetzte der Mulo, »weil du vom Fleische deines Kindes gegessen hast, ist es befreit worden! Nimm, hier hast du dein Kind und gehe jetzt nach Hause!« Hierauf zog er aus dem siedenden Kessel, der am Herde stand, ein kleines Knäblein hervor, das lebend und unversehrt war, ausser dass ihm am Hintertheile just das Stückchen Fleisch fehlte, welches der Mann verzehrt hatte. Er nahm das Kind auf den Arm und eilte nach Hause zu seiner Frau. Da hatte sie ihre Freude am schönen Knaben, der rasch emporwuchs und mit der Zeit ein tüchtiger Mann wurde. —

Aus dem Gesagten geht hervor, dass die siebenbürgischen Zeltzigeuner sich mit der Taufe ihrer Kinder beeilen. Schon zwei, drei Tage nach der Geburt, sobald die Mutter ihr Lager zu verlassen imstande ist, wird die Taufe in der nächstgelegenen, gewöhnlich griechisch-orientalischen Dorfkirche vollzogen, wobei eine reiche Bauersfrau sich es als besondere Ehre anrechnet, als Taufpathin zu figuriren. Bei der Benamung des Kindes einigen sich gar leicht die Eltern; gewöhnlich hat die Mutter kurz vor der Geburt von einem oder einer Bekannten — je nachdem das Kind ein Knabe oder Mädchen ist — geträumt und das Kind wird nach diesen benannt; können sich aber die Eltern nicht verständigen, so nennen sie eine Reihe von Namen, während

der Aelteste der Sippe (gákkiyá) aus einem Gefässe Wasser auströpfeln lässt, und derjenige Name, der mit dem Anhangen eines Tropfens zusammenfällt, wird als der richtige dem Kinde beigelegt, das durch Erhalten eines unrichtigen Namens sterben würde. Kurz vor dem Gange zur Taufe wird das Kind von irgend einem Verwandten seiner Mutter entführt und in einem Strauche versteckt, worauf es die Mutter auffinden muss, im Falle sie nicht dem Finder eine entsprechende Belohnung zahlen will. Dieser Brauch hängt wohl mit dem Schöpfungsmythus der transsilvanischen Zigeuner zusammen, demzufolge die ersten Menschen aus den Blättern eines Baumes, der mitten in einem Meere stand, hervorgesprungen sind.

Das Kind vor der Taufe mit einem Namen zu belegen oder zu küssen, ist nicht gut, denn es könnte gar leicht sterben, indem beim Aussprechen des Namens oder während des Küssens seine Seele aus dem Körper hervorgelockt wird. Es herrscht übrigens unter den Zigeunern auch der eigenthümliche Glaube, dass die Taufe den Menschen von einem ihm von der Natur anhaftenden Geruche befreie. Nach der Taufhandlung nimmt man auch den rostigen Schlüssel ab, den man kurz vor derselben um den nackten Leib des Täuflings gebunden hat, um ihn vor Leibschneiden zu bewahren. Die Mitglieder der anwesenden Genossenschaften (máhliyá) werden nun von den Eltern mit Brot und Branntwein bewirthet. Jeder wirft dabei vom genossenen Brote ein Krümmchen auf das Kind und lässt einen Tropfen vom Getränk auf das Lager desselben fallen. Dies gilt den Urmen, den Schicksalsfeen, die in dieser Nacht das Kind unsichtbar besuchen und ihm sein künftiges Schicksal bestimmen. Damit diese Urmen, von denen gewöhnlich drei erscheinen, von bösen Geistern in dieser Nacht nicht verscheucht werden sollen, so macht man auf die Erde um Mutter und Kind einen Kreis und streut in denselben Stechapfelsamen. Ist das Kind zu Neumond getauft worden, so wird es dick und stark, bei abnehmendem Monde aber wird es zwar schwäch-

lich, aber geistig sehr ausgebildet werden. Die Windeln, in denen es getauft worden ist, muss man wo möglich verbrennen, damit böse Geister dieselben nicht rauben und das Kind dadurch wahnsinnig oder blöde wird.

Von nun an nimmt das ganze Sinnen und Minnen der Zigeunermutter ihr Säugling in Anspruch. Hat eine Mutter zu viel Milch in den Brüsten, so lässt sie dieselbe von jungen Hunden aussaugen, und empfindet sie Schmerzen an den Saugwarzen, so beschmiert sie dieselben mit Hasenfett. Zum Schutze gegen das Beschreien behängt man das Kind mit allerlei Amuletten, gewöhnlich mit Muscheln, die man an einem rothen Band um den Hals bindet. Ist ein Kind unruhig und will man erfahren, ob es berufen sei oder nicht, wendet man sich an eine »gute Frau« (láce romñi), die im Besitze von allerlei Geheimmitteln ist; diese nimmt dann den Säugling auf den Arm und geht mit ihm zum nächstgelegenen, fliessenden Wasser. Dort hält sie das Gesicht des Kindes in die nächste Nähe der Wasseroberfläche und sagt folgenden Spruch her:

Páñi, páñi siková,	Bächlein, Bächlein lauf',
Dikh tu upre, dikh tele!	Kind blick' hinab, hinauf!
Bute páñi sikovel,	Wie viel Wasser fliesst vorbei,
Bute pál yákh the ável,	So viel in dem Auge sei,
Ko tut miseçes dikhel,	Das dich falsch hat angeseh'n,
Te ákáná mudárel!	Soll noch heut' zu Grunde geh'n!

Murmelt dabei das Bächlein lauter, so ist das Kind berufen, fliesst es aber lautlos weiter, so leidet das Kind an irgend einer anderen Krankheit, die nun zu ergründen und zu heilen die Aufgabe der »guten Frau« ist; stellt es sich aber heraus, dass das Kind berufen ist, so werden zahlreiche Mittel angewendet, um den Zauber zu brechen. Doch bevor noch dem Kinde etwas fehlt, werden verschiedene Schutzmittel gegen das Berufen angewendet, unter denen das allgemein verbreitete im folgenden Verfahren besteht:

In ein Töpfchen Wassers, welches nicht gegen, sondern

dem Flusse nach geschöpft worden ist, werden sieben Kohlen, sieben Handvoll Mehl und sieben Knollen Knoblauch gelegt und aufs Feuer gestellt. Beginnt das Wasser zu sieden, so wird der Inhalt des Napfes mit einer gabelförmigen, dreizackigen Ruthe bei Hersagen folgenden Spruches häufig umgerührt:

Misec' yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
Te átunci eftá coká,	Sollen sieben Raben
Te çáven miseçe yákhá;	Bald gefressen haben;
Miseç yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
But' práhestár e yákhá	Sollen durch recht vielen Staub
Atunci kores th' ávná;	Werden bald der Blindheit Raub;
Misec' yákhá tut' dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
Pçábuvená, pçábuvená	Sollen brennen, immer brennen,
Andre devleskero yákhá!	Und der Blitzstrahl sie versengen!

In dieser Formel, glaube ich, entsprechen die Raben den in das Töpfchen geworfenen Kohlen, der Staub dem Mehl, und die Knoblauchknollen sollen etwa den Blitzstrahl symbolisiren. Sagen doch die Zigeuner, dass der Blitz einen Geruch zurücklasse, der dem des Knoblauches ähnlich sei! — Wenn nun das Wasser im Töpfchen gehörig verkocht ist, und am Boden nur ein dichter Brei zurückbleibt, so wird dieser in ein dreieckiges Säckchen gefüllt und dem Kinde um den Hals gehängt. Es ist dabei gut, wenn die Leinwand, woraus dies Säckchen gefertigt worden, eine gefundene, gestohlene oder auch nur erbettelte ist.

Ist das Kind berufen, so hilft ihm das gebräuchlichste und »sicherste« Mittel, das man auf folgende Weise bereitet:

Man schneidet von drei verschiedenen Bäumen je ein Zweiglein, legt dieselben in einen mit Bachwasser angefüllten Napf, welches man aber unter einer Brücke und zwar nicht gegen, sondern der Strömung des Flusses nach geschöpft hat, dann giebt man noch drei Hände voll Mehl hinein und lässt

das Ganze zu einem Brei kochen. Hierauf wird eine mit Rosshaar umwundene Nähnadel nicht mit der Spitze, sondern mit dem Oehr in den inneren Boden eines mit Wasser angefüllten Troges gesteckt und darüber der Napf samt dem darin befindlichen Brei gestülpt. Hierauf wird das angeblich berufene Kind über den Trog gehalten und neunmal dieser Spruch hergesagt:

Páñi, páñi lunjárá,	Wasser, Wasser dehn' dich,
Páñi, páñi isbiná;	Wasser, Wasser streck' dich;
Te náshválipen çucá,	Krankheit, Krankheit springe,
Náshválipen mudárá,	Krankheit, Krankheit schwinde,
Mudárá tu ákáná,	Schwind' du aus dem Leib,
Káthe beshá ñikáná;	Nimmer hier du bleib';
Sár praytiñá sutyárel	Der dies Kind berufen hat,
Ko cáves miseçes dikhel,	Werd' sogleich wie dieses Blatt
Káthe ándre piri, ándre piri,	Hier im Topf, hier im Topf,
Nivásheske les dávás!	Den wir dem Nivaschi (Wassergeist) geben!

Sodann wird das Wasser aus dem Troge samt dem Napf und dessen Inhalt in den Fluss gegossen, aus welchem das Wasser in den Napf und den Trog geschöpft worden ist.[1]

Ein anderes Mittel ist folgendes:

Die Mutter des berufenen Kindes nimmt in ihren Mund Salzwasser und lässt dieses dann auf die einzelnen Glieder des Kindes tröpfeln; hierauf sagt sie:

Misec' yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich angeseh'n,
Sár pañori —	Sollen wie dies Wasser
Mudáren!	Zu Grunde geh'n!
NáshválYipen prejiá:	Böse Krankheit soll weitergeh'n:
Andrál t'ro shero,	Aus deinem Kopf,
Andrál t're kolyin,	Aus deiner Brust,
Andrál t're por,	Aus deinem Bauch,

[1] Aehnlich ein Volksheilmittel der Siebenbürger Sachsen bei Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, S. 260.

Andrál t're punrá,
Andrál t're vástá,
Káthe prejánen, —
Andre yákhá yon jánen!

Aus deinem Bein,
Aus deinem Arm,
Von überall soll sie wegflieh'n, —
Soll in falsche Augen zieh'n!

Will das Kind die *Brust nicht nehmen*, so glauben die Zigeunerinnen, dass irgend ein Phuvusch-Weib[1] dasselbe heimlich gesäugt habe. In solchen Fällen legt sich die Mutter zwischen die Brüste Bähungen aus Zwiebel, wobei sie den Spruch hersagt:

Pçuvushi, Pçuvushi,
Ac tu náshvályi!
Tiro tçud ác yákhá,
Andre pçuv tu pçábuvá!
Thávdá, thávdá miro tçud,
Thávdá, thávdá párno tçud,
Thávdá, thávdá, sár kámáv, —
M're cáveske bokhále!

Phuvusch-Weib, Phuvusch-Weib,
Krankheit fresse deinen Leib!
Deine Milch soll Feuer werden,
Brennen sollst du in der Erden!
Fliesse, fliesse meine Milch,
Fliesse, fliesse weisse Milch,
Fliess' so lange als ich will, —
Meines Kindes Hunger still'!

Dasselbe Mittel wird angewendet, wenn *einer Mutter die Milch versiegt*, wobei man eben des Glaubens ist, dass ein Phuvusch-Weib heimlich ihr eigenes Kind habe aus der Brust der betreffenden Frau saugen lassen. Auch ist es gut, wenn sie ihre Brüste mit einem Sargnagel berührt, sich dann vor einen Weidenstamm stellt und den Nagel dicht über ihrem Kopfe in den Baum schlägt.

Wenn das Kind in krampfhaftes *Weinen* zu verfallen pflegt und »keinen Schlaf hat«, so nimmt die Mutter einen Strohhalm aus dem Lager des Kleinen, nimmt denselben in den Mund, und während sie das Kind mit Kuhmist, dem Haare vom Vater und der Mutter beigemengt werden, räuchert, murmelt sie folgenden Spruch:

Bálá, bálá pçábuven,
Cik te bálá pçábuven!
Cik te bálá pçábuven,
Pçábuvel náshvályipen!

Haare, Haare brennen,
Mist und Haare brennen!
Mit den Haaren und dem Mist
Auch verbrannt die Krankheit ist!

---

[1] S. S. 69 Anmerkung.

Gegen das krampfhafte Weinen wird auch folgendes Verfahren angewendet: Abends, wenn vor den Zelten das Feuer brennt, nimmt die Mutter ihr Kind auf den Arm, trägt es dreimal um die Feuerstätte, worauf sie drei Kohlen in einen wassergefüllten Napf wirft. Mit diesem Wasser wäscht sie den Kopf ihres Kindes, begiesst mit dem Wasser einen schwarzen Hund und trägt dann ihr Kind zum nächstgelegenen Fluss oder Bach, in dessen Wasser sie ein rothes Knäuel mit den Worten fallen lässt: »Nimm Nivaschi (Wassergeist) dieses Knäuel und mit ihm das Weinen meines Kindes! Wenn es gesund wird, bring' ich dir Aepfel und Eier!« (Lává Niváshi ádá bolditori te láhá m're cáveskro rovipen! Káná sástevestes, ánáv me tute pçábáyá te yándrá!) Hat Jemand dem Kinde den Schlaf »fortgetragen«, so legt man unter das Kissen einen gestohlenen Holzlöffel oder lässt das Kind von einem Hunde belecken. Baummistel oder Schlafapfel (spongia cynobasti) unter das Kissen gelegt, hilft gegen Schlaflosigkeit. Kindern, die während des Schlafes laut schnarchen, legt man Schweineborsten unter das Lager; leidet aber ein Kind an Heisshunger, ohne dabei körperlich zuzunehmen, so ist es gut, wenn man es durch einen blitzgespaltenen Baum zwängt, oder man lässt es durch ein Hollunderrohr ein frischgelegtes Ei hinabschlucken und legt die Eischale in das Bohrloch einer Eiche, das man mit Wachs zuklebt; wenn die Ameisen das Loch öffnen und die Eierschale wegschleppen, so heilt das Kind von seiner Krankheit.

Wenn ein Kind sich an die Stirne stösst, so presst man die Beule mit der Klinge eines Messers und spricht dreimal, siebenmal oder auch neunmal, je nachdem der Schaden grösser oder geringer ist, folgendes dabei:

Ac tu, ác tu, ác kovles,	Werde, werde, werde weich,
The máy sik tu mudáres!	Und verschwinde gleich!
Andre pçuv tu jiá,	In die Erde sollst du gehen,
Dikháv tut me ñikáná!	Nie soll ich dich wiedersehen!

Shuri, shuri ánά,	Messer, Messer zieh's heraus,
De pál pçuvl	Gieb's der Erde über!

Hierauf wird das Messer dreimal, siebenmal oder neunmal in die Erde gesteckt und wieder herausgezogen.

Hat das Kind (oder auch ein erwachsener Mensch) Nasenbluten, so wird das Blut mit Erde zugedeckt und der Spruch gesagt:

Pçuvush, dáv tute,	Phuvusch ich geb' es dir,
Pçuvush, lává mánge;	Phuvusch o! nimm es mir!
De t're cáveske, —	Gieb's deinem Kind, —
Hin máy táte!	Es ist noch warm!
Sik lává!	Trag es geschwind!

Hat das Kind Bauchschmerzen, so verbrennt man neun Haare eines schwarzen Hundes zu Pulver und knetet dasselbe mit Muttermilch und dem Speichel des Kindes zu einem Teige an. Diesen Teig bindet man auf den Bauch des Kindes, und wenn das Kind eingeschlafen ist, bohrt man ein Loch in einen Baum, in welches man den Teig hineinsteckt, das Loch aber mit einem Keil schliesst, wobei man spricht:

Andrál por prejiá,	Aus dem Bauch komm' heraus,
Andre selene beshá!	Hier hast du ein grünes Haus!
Beshá, beshá tu káthe!	Wohn' du hier, wohn' du hier!
Pénáv, penáv me tute!	So befehle ich es dir!

Gegen die Würmer wenden die Zigeuner ein sehr einfaches Mittel an: Man kocht Knoblauch und Zwiebel in Wasser auf, dann fasst man mit einer glühenden Zange ein Stück Schwefel und lässt ihn ins Wasser hineintröpfeln, welches dann durchgeseiht dem Kinde nach und nach eingegeben wird. Stutenmilch, der etwas feingestossene Holzkohle und pulverisirte Farrenkrautwurzel beigemischt ist, soll, heiss getrunken, auch ein gutes Mittel gegen Würmer sein.

Epilepsie, die bei den Zigeunerkindern übrigens gar selten vorkommt, wird auf folgende Weise von den Zigeunern

zu heilen gesucht: Ein Maulwurf wird mit Katzenklauen so lange gekocht, bis er einen Brei bildet; dieser wird dann gedörrt, zu Pulver gerieben und mit einer Beigabe von Eichenmisteln (viscum album) dem Kranken eingegeben.

Es giebt noch viele hundert Mittel, die von den Zigeunern bei Kinderkrankheiten angewendet werden, die aber alle aufzuzählen zu weitläufig wäre und die einen Band für sich selbst füllen würden; darunter giebt es auch Mittel, deren Kenntniss eher zu verschweigen als zu verbreiten rathsam ist.

Durch und auch ohne diese Mittel gedeiht das Zigeunerkind, dessen Leben inmitten der grössten Entbehrung die Mutterliebe erhellt. Ueberraschend ist die innige, ja fast pathetische Liebe, womit die Mutter und Kinder bis ins späteste Alter hinein aneinander hängen. Für die unendliche Liebe, mit welcher die Zigeunerinnen, diese Mütter des Elends, an ihren, gegen Wind und Wetter abgehärteten Kleinen hängen, sprechen schon die zarten »Wiegenlieder«, mit denen sie ihr »Blümchen« (m're luludyi), »süsses Würmchen« (gulo kirmoro), ihr »Aeuglein« (m're yákhori) in Schlaf einlullen. Wie oft hört man durch die Stille der Nacht vom Zigeunerlager her das Lied ertönen:

Pál m're cerçá m'ro ciriklo,	Vöglein du, in meinem Zelt,
Sová, sová tu but ciro!	Du mein Liebstes auf der Welt!
M're vodyákri tu luludyá,	Schlaf' mein Blümchen, schlaf' in Ruh',
M're vodyákri tu pácirtá!	Meines Herzens Lerche du!
Kiyá tute mindig besháv,	Hab' bei dir schon manche Nacht
Pál o jives mindig besháv!	Bis am Morgen treu gewacht!
Besháv, besháv me ákaná,	Wach' auch jetzt bei dir, mein Stern,
Uvá tut me mindig kámáv!	Dich allein hab' ich stets gern!

oder:

Páśh o bes him but' morin,	Viel Erdbeeren sind im Wald,
Bute cává mánge hin!	Meine Kinder Gott erhalt'!
Kás m'ro punro ringátel,	Das ich jetzt wieg', hab' ich gern,
Sár o cerçen stráfinel!	Ist mein allerschönster Stern!

Kámáv buter shov ráklá,	Liebe die sechs Kinder mein,
Legbuder kás me kámáv,	Doch das wird mein Liebstes sein,
Ko ákáná sovel cáces,	Das mein Herz in Liebe hegt, —
Kás cumidáv me máy láces!	Das sich gleich zur Ruhe legt!

und dann hören wir die auch uns aus der eigenen Kinderzeit wohlbekannten Versprechungen:

Somnákune ándyálá	Einen Engel mit goldenen Schwingen,
Uren páshál m're ráklá;	Seh' ich gold'ne Aepfel bringen;
Te poske tumen soven,	Wer von euch schläft ruhig ein,
Somnákune pçábáy den!	Dem wird auch der Apfel sein!
Te ko sovel ákáná,	Wer bald eingeschlafen ist,
Çál shukáre pçábáyá!	Morgen gold'ne Aepfel isst!

Während der Vater sich wenig oder gar nicht um das Wohl seines Nachwuchses bekümmert, richtet sich das ganze Sein, Denken und Fühlen der Zigeunermutter auf ihre Kinderschar, und je mehr Kinder sie hat, desto höherer Stolz erfüllt ihr Herz; denn der Brennpunkt ihrer Gefühlswelt ist und bleibt ihr lebelang die Liebe zu den Kindern. Selbst wenn die Liebe ihren Kindern — wie der Zigeuner sich treffend ausdrückt — »den Verstand verbrannt und das Herz aufgefressen« hat, auch dann noch gedenkt die Zigeunermutter liebevoll der fernen, ihr abtrünnig gewordenen »Kleinen«. Im Alter von den Stammesgenossen zwar geehrt, aber doch mehr oder weniger verlassen, murmelt sie in einsamen Stunden gar oft das Lied vor sich hin:

Máshkárál selene besá	Im Gebirg verstrich die Zeit
M're cáveske hás jivesá!	Meinem Knaben ohne Leid!
Kásávo hás sár práytin,	Doch jetzt gleich er einem Blatt,
Kás marel máy báro shil!	Das der Sturm ergriffen hat!
Leskre dáyá ná prinsárel,	Auf die Mutter hört er nicht,
Leskre piráná máy kámel.	Folgt nur dem, was Liebchen spricht.
The ádáles me jánáv:	Wissen möcht ich dies allein:
Kámel yov leskre dáyá?	Liebt er noch sein Mütterlein?

Aber mit gleicher Liebe hängen die Kinder ihr lebelang an ihrer Mutter, und wenn schon längst ihr Grab dem Erdboden gleich geworden ist, so gedenkt noch stets der Sohn, die Tochter in niegestillter Sehnsucht der Verblichenen und wünscht sich aus weiter Ferne nach dem Orte hin, wo sie nach langer Wanderschaft die letzte Ruhstatt gefunden hat. Und dieser Sehnsucht wird daher auch in unzähligen Liedern Ausdruck verliehen; so heisst es denn:

Gule mire dáy merdyás,	Seit im Grabe mein Mütterchen ruht,
Mire vodyi the merdyás;	Ist so trüb mir, so traurig zu Muth;
Bilátár niso kámáv,	Hab' auf der Welt ja keinen Schatz,
Feder ávlás, the meráv!	Drum ist das Grab für mich der beste Platz!

Und wie ergreifend klingt das Lied der verlassenen Zigeunermaid:

Pro e báre lime	Hier auf Erden, weit und breit,
Hin mánge bunepe;	Find' ich überall nur Leid;
Hin mánge coripen,	Schmerz und Leid muss stets ich haben,
Dáyá hin meriben.	Seit ich Mütterchen begraben.
But' luludyá ávná	Schmucklos, einfach war der Sarg,
Upre leskre ádya;	Der mein Liebstes in sich barg;
Koporshovo lake	Blumen konnt' ich ihr nur geben,
Me dáv pálákode! . . .	Ihr, die mir geschenkt das Leben! . . .
Shukár ñilay jiäl,	Schöner Sommer schwand dahin,
Avel báre bárvál,	Grau die Wolken seh' ich ziehn,
Te e mire jipe	Kalt fühl' ich den Regenschauer
Hin sár may coripe!	Und mein Herz ist stets voll Trauer!

Heimwehtraurig schwebt unser Geist zurück in die längstverschwundene goldene Zeit unserer Jugend, hören wir vom Zigeunerlager her das Lied ertönen:

Pál e vodyi hin but' brigá,	Ach, viel Kummer, tiefes Leid und Pein
Legbáreder hin ákáná,	Schloss sich in das müde Herz mir ein;
The ávri som yevende	Nun im allergrössten, allertiefsten Leid
Yeká ráklyi, me core!	Bring' ich einsam draussen zu die Winterszeit!

Kiyá dáyákri hrobos	Wo begraben liegt mein Mütterlein,
Hin yek cigno kerestos!	Steh' ich Arme, einsam und allein!
Piráneskro pro hrobos	Hier auch meines Vielgeliebten Grab ich seh',
Andre yiv hin kerestos!	Hochbedeckt von starrend Eis und frost'gem Schnee!
Adálen ánglályidáv,	Und ich Arme hab' mich schmerzbewegt,
Andre brigá me trásáv!	Auf die beiden Gräber hingelegt!
Odoy, odoy the besháv,	Die du keine Mutter, keinen Liebsten hast,
Andre hrobos páshlyováv!	Halte unten, tief im Grabe, süsse Rast!

Unwillkürlich gedenken wir bei diesen Tönen unserer eigenen Mutter, die schon längst ihre Hände zum letzten Gebete gefaltet hat, über deren verlassenen Grabhügel flüsternd der Wind durchs hohe Riedgras zieht, während wir weit draussen, im Gewoge der Welt gar oft heim- und freudelos unsere Bahn wandern müssen.

Dies ist wohl das schönste Kapitel aus der Gefühlswelt der siebenbürgischen Zeltzigeuner. Ein Volk, bei dem die Mutter- und Kinderliebe so sehr in den Vordergrund tritt, kann gewiss nicht jeden höheren Gefühles bar und nur thierischen Trieben zugethan sein. Im allgemeinen bleibt noch immer die düstere Ansicht über das halbwilde Wesen der Zigeuner geltend, dessen Schattenseiten auf den ersten Blick die Lichtseiten zu überwiegen scheinen. Aber schon ihre Kinderlieder, Reime und Spiele eröffnen uns eine Einsicht in das glückliche, gefühlvolle Kinderleben der Zigeuner und liefern uns zugleich einen Beweis dafür, dass überall und unter jedem Volke Kinderlieder, Reime und Spiele gedeihen müssen, will man nicht etwa dem Volke jede Kulturbefähigungsanlage im vorhinein absprechen. Mündlich und nur im hülflosen Kindermund fortgepflanzt, weisen sie auch auf eine graue Vorzeit hin und müssen also selber noch der Kindheit indogermanischen Volkslebens, den frühesten Jahr-

hunderten der Geschichte — wenigstens ihren Grundelementen nach — angehören. Hierfür spricht ihre häufig genug nachweisbare Aehnlichkeit mit Kinderliedern und Reimen anderer Völkerschaften, die aber nicht auf mechanischer Abentlehnung und Verbreitung überhaupt beruht. Die mütterliche Wärme und ungelernte Innigkeit der Kinderlieder und Reime welches Volkes immer liegt gerade darin, dass sie nicht Ankömmlinge, sondern stets Dagewesene sind. »Niemand hat sie jung gekannt, wer sich auf sie berief, musste sich zugleich auf Vater und Grossvater berufen. Immer waren sie wie das älteste Menschengedenken im Lande schon da und in der Familie herkömmlich.«[1]

Hierfür möge auch die folgende Sammlung von Kinderliedern, Reimen und Spielen der siebenbürgischen Zeltzigeuner zeugen, die uns eben einen tiefen Einblick in das Leben und Walten dieses Wandervölkchens thun lassen.

I. Kinderlieder und Reime.

(Lautspiele.)

A. Vokalische und konsonantische Anlautsformeln.

B und P.

Báre bálá bákreskro bánges pándáv.	Grosse Haare des Schafes schief (krumm) binde ich.
Piráne pinsteri pirel pirál pirόri.	Die kleine Taube geht über das Töpfchen.
Portá porin poshumeskro.	Blass den Schwanz des Flohes.
Bishereskro bilyel biláce bikovi.	Kopfloser (Narr) schmelzt schlechtes Eisen.
Brinsá pro brádsi! bárváles báshováv.	Käs' in die Pfanne! viel musizire ich (Froschruf).

C (Tsch).

Cilo cincinel cilye.	Der Stock lockt die Pflaume (herab).
Cirleder cingáráv cingerde, cuces ciporá cordáv cirleder.	Ferner schneide ich Knödel, leer, das Töpfchen, werfe es weiter.

[1] S. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Sehweiz, S. VI.

Cángori ná cáyori, cároro ná cároro.	Kniechen (ist) nicht Mädchen, Knäblein (ist) nicht Tellerlein.
Ciben ná hin piben, piben ná hin ciken.	Bett ist nicht Trank, Trank ist nicht Schmalz.

D und T.

Dád del dáb, dáy del pro dánd.	Vater giebt Schlag, Mutter giebt für den Zahn (Speise).
Duy dud upro dumno tut!	Zwei Kerzen auf den Rücken dir!
Terneçár terñova, tçárjmol tut demável!	Jüngling stehe auf, der Branntwein reitet auf dir!
Táysá tályináv ándre táji taçtai.	Morgen finde ich in der Küche Glas.

F und V.

Andro foriskos várekáthár forintos beshel upro báro bár.	Im Städtchen irgend woher (ein) Gulden sitzt auf grossem Stein.

G und K.

Golyá ándro gonóro kidel tute goyórá.	Storch in den Sack sammelt dir Würste.
Kliyin upro kolyin, cuci ná hin kuci!	Schloss an der Brust, Euter nicht ist Krug!

Mit diesen Worten suchen die erwachsenen Kinder die Säuglinge beim Saugen zu hindern.

Ç (Ch).

Çuckerá çuckerdyi! Çánjuváv tut' çánigá!	Springe Frosch! ich grabe dir Brunnen!

L.

Láces lábárel lábutáris lábárji.	Gut verbrennt der Musikant die Brennessel.

M.

Máshkár máro, más te kás mishtes mánushá modlyinen.	Zwischen Brot, Fleisch und Holz gut die Menschen beten (= ist es leicht zu beten).
Murádji te momelyi, muysi te muyori, cin meriben mángel mánush.	Messer und Kerze, Arm und Mündchen (= Liebe), bis in den Tod verlangt der Mensch.

N.

Nángo nákoro ná náshável ná-rodos.	Nackte Nase nicht verliert der Kamerad.

R.

Rándel rátváles ráshoñá ráklori.	Es kratzt blutig die Pfarrerin das Mädchen.
Romñi rodel rovlyi.	Die Frau sucht den Stock.
Rom rodel ron.	Der Zigeuner sucht Ruthen.

S, Sh (Sch).

Silábist ná sikovel, simiris tut' sikárel.	Die Zange nicht eilt (geht), der Riemen dich lehrt (= Schläge dich lehren).
Sherályi upro shero, shingóri tele sherályi.	Kappe auf dem Haupte, Hörnchen unter der Kappe.
Shet te shut shungár but'.	Oel und Essig rieche ich viel (gern).
Somnákuñi ná hin strastuni, sheroro ná shoshóro.	Dukaten ist kein Kessel, Köpfchen ist kein Häschen.

Mögen diese Formeln auf den ersten Blick auch noch so unsinnig erscheinen, so bieten sie uns doch immerhin den Beweis, dass auch dem Zigeunerkinde die tändelnden Formen der Kinderrede dazu dienen, »sein eigenes Sprachvermögen analytisch auf die Probe zu setzen, zu untersuchen, wie weit es ausreichen werde.« Sie liefern uns auch den Beweis, dass selbst bei Völkern, die noch nicht in den Rahmen unserer komplizirten Kultur eingetreten sind, das Kind mit ähnlichen Mitteln am Weiterbau seines Sprachvermögens arbeitet, wie das Kind welches kultivirten Volkes immer.

B. Lokalscherze, Namenverdrehungen.

Báro foros Cibinoros,	Schön ist Hermannstadt fürwahr,
Desh bánuc hin káy ámállo;	Und drei Kreuzer sind kein Paar;
Te shov bánuc ámállo,	Nur wenn ich noch einen find',
Penen mánge: ráyoro!	Sagt man mir dort: »Herrenkind!«

Báro foros Cibinoros,	Schön ist Hermannstadt fürwahr,
Desh bánuc hin káy ámállo;	Und drei Kreuzer sind kein Paar;
Ná shov bánuc ámállo,	Wenn ich keinen vierten hab',
Penen mánge: unbláyoro!	Sagt man mir dort: »Galgenrab'!«
Cibinoros, báro foros,	Hermannstadt, schöne Stadt;
Shukár ráklcjiyá Bráshoforos,	Kronstadt schöne Mädchen hat;
Andre Bolgrád hin biboldá,	Karlsburg, du Judenstadt;
Kolosváris bute grofá!	Klausenburg viel' Grafen hat!

Aehnlich lautet ein rumänisches Volkslied:

In Hermannstadt, da lebt man gut;
Kronstädter Mädchen haben heisses Blut;
Klausenburger Herren, dass Gott erbarm!
Und Karlsburger Juden, die machen uns arm!

Sebesis te Agnogáv,	Mühlbach und Agnethelen,
Káy me náñi jiáv!	Dahin sollst du nimmer geh'n!
Brosos hin mángipnesko,	Broos, das ist ein Bettelmann,
Sebesis leske gono,	Mühlbach ist der Sack ihm dann,
Agnogáv hin folto!	Und Agnathlen der Flicken d'ran!
Dálnokeskro cibálo mátes,	Dalnoker Richter besoffen ist,
Uzoneskro mindig bokháles;	Uzoner Richter stets viel isst;
Te duy láces, yon áven	Schleichen beide gerne hin
Kiyá shukár romñiyen!	Zu manch' schöner Zigeunerin!

Dalnok und Uzon, Dörfer im Haromszeker Komitat.

Blasforos láces çáven!	In Blasendorf, da kocht man gut!
Andre levesh kást keren!	Holz man in die Suppe thut!
Te mánushá men penen:	Stets dort sagen uns die Leut':
»Adyes, ádyes postiyen!«	»Fasten müssen, Freund, wir heut'!«

Blasendorf, Sitz des griechisch-orientalischen Bischofs. Obiges Lied enthält eine Anspielung auf die häufigen und langdauernden Fasten der Rumänen.

Cidoforos, Roshoyáv,	In Zeiden und in Rosenau
Bálebásh hin upro gáv!	Hängt voll Speck die ganze Au!
Dálgáv, Hermángáv ná hin	Doch in Tartlau, Honigberg
Máro te çáven stopin!	Frisst statt Brot man stets nur Werg!

Zeiden, Rosenau, Tartlau und Honigberg sind reiche sächsische Ortschaften in der Umgebung von Kronstadt; die beiden letzteren betreiben auch den Lein- und Hanfbau, daher obige Anspielung.

Andro Cik shukár jiden,
Adyes, deysá yon çáven
Jov te jov te cá jov,
Sár pro ritos e gráyá!
Shutle páñi yon piyen,
Porekiduk ná hin longe!

Csiker leben ohne Sorgen,
Essen heute so wie morgen
Hafer, Hafer, Hafer nur,
Gleich den Pferden auf der Flur!
Sauerwasser saufen sie,
Haben Bauchweh deshalb nie!

Im Csiker Komitat (Nordosten Siebenbürgens) gedeiht an den meisten Orten nur Hafer, Mais und Gerste; daselbst sind mehrere Säuerlinge, darunter der berühmte Sauerbrunnen zu Borszek.

Ungur jivese kushel,
The láces te ná jidel!

Penel mindig: »Basamá!«
Kiyá beng ável yov cá!

Der Ungar flucht den ganzen Tag,
Ob's schlecht, ob's gut ihm gehen mag!
Stets sagt er nur: »Bassama!«
Steht dem Teufel immer nah!

Ein ähnlicher siebenbürgisch-sächsischer Spruch lautet also:

Der Onger, Blóch uch der Zigun,
Dót sai guor lástich leut:
Der Jántschi flacht de gónze dóch,
Der Kere, dier git náktich.

Der Ungar, Wlache und Zigeuner,
Das sind gar lust'ge Leut:
Der Tantschi (Ungar) flucht den ganzen Tag,
Der Moi (Rumäne) geht mit dem Klüppel nach,
Der Zigeuner, der geht nacktig.[1]

Sásosekre romñi, rom,
Pál e cisme ján pro drom!
Upre kere bálábásh,
The yon ciká the çávás!

Bei den Sachsen, Frau und Mann,
Haben schöne Stiefeln an!
Auf dem Boden hängt viel Speck, —
Essen Koth nur im Versteck!

Aehnlich ein rumänischer Tanzreim:

[1] S. Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen S. 130.

Sasu vinde holdele	Der Sachs' verkauft die Aecker,
Si kumpere cismele	Und kauft sich Stiefel!
The márel o beng Sásos!	Teufel soll den Sachsen holen!
Leske hin láce tálpos!	Läuft einher auf ganzen Sohlen;
»Ech hun nedy!« táysá penel,	»Ech hun nedy!« das ist sein Wort, —
Táysá, táysá sikovel!	Tag und Nacht, an jedem Ort!

»Ech hun nedy!« heisst im Siebenbürgisch-Sächsischen: »Ich habe nicht!« Im Zigeunerischen heisst der Sachse spottweise auch: Eçuneskro!

»Egy-a, kettö, három, néghy«,	Egy-a, kettö, három, négy,
Ungur penel: »Hová mégy?«	Ungar sagt: Hová mégy?
Biribáribum!	Biribaribum!
Sávos penel: »hey worum?« —	Sachse sagt: Hey, worum? —
»Hayde lele lelele!«	Hayde lele lelele!
Penel rumuñ hocule!	Sagt der diebische Rumän.

Egy-a, kettö, három, négy heisst ungarisch: eins, zwei, drei, vier, und: hová mégy? wohin gehst du; das sächsiche: hey worum? ist: hei, warum?, und das rumänische hayde lele heisst: komm' Geliebte!

C. Reime über Personennamen.

János, kapános;	Janos, Kapauner;
O tu Jun, tu pushum!	O du Jun, du Floh!
Te tu Hans, darabanz.	Und du Hans, du Trabant (Knecht).

Janos ist der ungarische Name für Hans, Johann, während Jun oder Juon der rumänische und zigeunerische ist.

Ushci, ushci Nikulay!	Steh' auf, steh' auf Nikolaus!
Hin tetrátyi, tetrátyi!	Es ist Mittwoch, Mittwoch!
Me dáv tute tálubos,	Ich gebe dir einen Amboss,
Tu ker tute but' tálpos!	Du mach' dir draus viele Sohlen!

Es herrscht nämlich unter den rumänischen Zigeunern der Glaube, dass der heilige Nikolaus sich jeden Mittwoch ein

Paar eiserne Schuhe schmiede, die er bis zum nächsten Mittwoch zerreisst; er spielt im Volksglauben die Rolle eines rastlosen Wanderers, der Jedem, der ihn beherbergt, Gutes erweist; erst nachdem er tausend Jahre gewandert, kehrt er ins Himmelreich ein. Dieser Glaube scheint unter dem Einfluss der Sage vom ewigen Juden entstanden zu sein. Ein anderer Kinderreim über diesen volksthümlichen Heiligen lautet:

Nikulay, Nikulay!	Nikolaus, Nikolaus!
Tute ná hin grái;	Du hast kein Pferd;
Tu sál pedig biboldo,	Du bist ja ein Jude,
Tu sál pedig bipunro!	Du bist ja beinlos (lahm)!

Und eine sprichwörtliche Redensart sagt: »Er hinkt (ist beinlos), wie der heilige Nikolaus am Mittwoch!« (Yov hin bipunres, sár sváto Nikulay pál tetráyi.)

Ein anderes Neckliedchen lautet:

Petru, Petru, Petru,	Peter, Peter, Peter,
Pro t'ro shero me dikháv	Auf deinem Kopf ich seh'
Trin pushumá, duy jiuvá;	Zwei Läuse und drei Flöh';
Stár pushumá, pánc jiuvá	Fünf Läus', vier Flöh' ich dir noch gieb!
Tute den, kityi hin tute, tu pen?	Wie viele hast du dann, o sprich?

Wenn der Betreffende zufällig nachzählt, erwidert man ihm:

Jiuvá tut' kirává,	Die Läuse koch' ich dir schnell,
Sigo çá tu pushumá!	Die Flöh' friss auf der Stell'![1]

Ueber den Namen Anna gilt folgendes Lied:

Anna, káçná,	Anna, Henne,
Beshes upro kápiá!	Sitzest auf dem Kotzen!
Anna, tire káná	Anna, deine Ohren
Sár hin káriká!	Sind gleich Rädern!
Anna, jámpá,	Anna, Kröte,
Miro muter tu piyá!	Mein Wasser du trinke!

---

[1] Vgl. hiezu den alemannischen Kinderreim bei Rochholz a. a. O. S. 41, No. 79; ferner Geiler von Keisersberg im »Bilger« Bl. 68b und J. Grimm in Wolf's Zeitschrift 2, 1.

Obiges Lied hängt mit dem Volksglauben der Zigeuner zusammen, demzufolge die mächtigste der Keschalyi (Bergfeen, s. Seite 71) Anna heisst und ihren Namen vom Worte »áná« (bring'!) erhalten haben soll. Jedem, dem sie im Hochgebirge begegnet, ruft sie zu: »Aná!« (bring'!), und wer diesen Zuruf nicht erfüllt und ihr nicht einen Frosch, einen Käfer oder sonst ein Insekt bringt, der wird von ihr mit einem mächtigen Felsstück erschlagen; wer aber ihren Willen erfüllt, der erhält von ihr ein Fläschchen, gefüllt mit einem gewissen Wasser, das dem Besitzer eine Riesenkraft verleiht.

An den Namen Therese knüpft sich diese Verherrlichung:

Tresi, keci	Therese, wieviel
Hin tute jiuvá?	Läuse hast du?
Tresi, Resi,	Therese, Röschen,
Tumenge hin bute cil,	Ihr habt viel Butter,
Tumen dás men bute ril!	Euch geben wir einen Wind!

Die Zigeuner glauben nämlich, dass, wer seine Haare mit Butter einschmiert, sich dadurch Ungeziefer zuzieht.[1]

Hiermit schliessen wir diesen Abschnitt. Eine gewisse Derbheit, die sich an diese Neckreime knüpft, kann hier weniger als sonst auffallen. Dieselben vielleicht aus ästhetischen Gründen auszulassen, hiesse ein gutes Kapitel der Kinderweltgeschichte naserümpfend zu überschlagen. Das Volk trägt eben keine Handschuhe, am allerwenigsten die Zigeuner, — und sein Wort kann unsauber sein; aber es giebt Barbaren in lackirten Stiefeln, und deren Wort ist glatt und schlüpfrig zugleich.

---

[1] Vieles dergleichen, hier nicht Mitgetheilte findet sich in meinen: »Kinderlieder, -Reime und -Spiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner« (in Veckenstedt's »Zeitschrift für Volkskunde«, I.).

D. Schnellsprechen und Lügenliedchen.

Yekvár çályom kiresá,
Kiresensá e mágvá,
Andrál mágvá kiresengré
Avél ándrál bul yek ruk kirsengro,
Ruk kirsengro ándrál mágvá kiresengré
Avel biso ándro cero,

Upro ruk ándrál mágvá kiresengré me jiáv,
Upro ruk kirsengro me áváv,
Andro cero me áváv,
Andrál cero pro ruk kirsengro
Kiresengré mágvá me çuláv
Upro pro t'ro shero tut'!

Einmal ass ich Kirschen,
Mit den Kirschen die Kerne,
Aus den Kernen der Kirschen
Wuchs mir aus dem Bauch ein Kirschenbaum heraus,
Der Kirschenbaum aus den Kernen der Kirschen
Wuchs in den Himmel hinein,

Ich stieg auf den Baum aus den Kernen der Kirschen
Und kam auf dem Kirschenbaum aus den Kernen der Kirschen
In den Himmel hinauf,
Aus dem Himmel vom Baume der Kirschen
Liess ich die Kerne der Kirschen
In dein Gesicht herab!

Mit diesem Kinderreim hängt eng zusammen ein schönes Lügenmärchen der Zigeunerkinder, das eines der Lieblingsstücke der Kinderwelt ist, und das ich hier in wortgetreuer Verdeutschung mittheilen will, nachdem es eben auch einen Beweis dafür liefert, dass der Scharfsinn und die Geistesgaben der Zigeunerkinder nicht gerade so gering sind, für wie man dieselben gewöhnlich anzusetzen pflegt.

Der Lügenmann.

Es war einmal ein sehr armer Mann, der hatte drei Söhne, und als er starb, hinterliess er seinen Söhnen nichts als ein Pferd, einen Zaum und einen Sattel. Die Söhne theilten untereinander diese Sachen, und der Aelteste erhielt das Pferd, der Mittlere den Sattel und der Jüngste bekam den Zaum. Nun sagten die drei Brüder zu einander: »Was sollen wir mit diesen Dingen anfangen?« Da sagte der Jüngste: »Ob

wir nun diese Sachen haben oder nicht, das bleibt sich gleich, und Keinem von uns ist damit geholfen! Ich kenne aber einen Mann, der sehr reich ist. Dieser giebt einem jeden Mann, der im Lügen ihn übertrifft, zwei Säcke voll Gold! Gehen wir hin und wetten wir mit ihm; vielleicht haben wir Glück!«

Die drei Brüder gingen also zum Lügenmann. Zuerst ging der Aelteste hinein und bot ihm die Wette an, indem er sagte: »Wenn du besser lügen kannst als ich, dann gebe ich dir mein Pferd! Wenn ich dich aber im Lügen übertreffe, dann musst du mir zwei Säcke voll Gold geben!« — »Gut!« versetzte der Lügenmann, »wenn du besser lügen kannst als ich, so gebe ich dir vier Säcke voll Gold! Also fang' an!« Der älteste Bruder log nun, was er lügen konnte, und als er fertig war, sprach der Lügenmann: »Also höre, Freundchen! Ich ass einmal Kirschen und verschlang auch die Kerne. Dann schloss ich mich mit einem Stopfen ab, damit mir nichts entgehe, und aus den Kirschenkernen wuchs mir ein Kirschenbaum zum Munde heraus. In zwei Stunden reichte seine Spitze schon in den Himmel hinein, und ich stieg auf den Baum und kletterte in den Himmel hinauf. Als ich aus dem Himmel wieder an den Aesten herabkletterte, da war inzwischen die Wurzel des Kirschenbaumes in meinem Magen verfault. Ich riss daher den ganzen Baum heraus und verbrannte ihn! Nun sage mir, wer hat von uns Beiden gewonnen?« Der Aelteste gab dem Lügenmann sein Pferd und sagte: »Du hast gewonnen!«

Darauf ging der mittlere Bruder mit seinem Sattel zum Lügenmann und sprach also zu ihm: »Wenn du mich im Lügen übertriffst, so sollst du meinen Sattel haben, wenn ich dich aber übertreffe, dann sollst du mir zwei Säcke voll Gold geben!« Der Lügenmann versetzte: »Gut! Wenn du mich im Lügen übertriffst, so sollst du sechs Säcke voll Gold haben! Also fange an!« Der mittlere Bruder log nun, was er lügen konnte, und als er fertig war, erzählte ihm der

Lügenmann seine Geschichte vom Kirschenbaum. Als er fertig war, sprach der mittlere Bruder: »Du hast gewonnen!« und gab ihm seinen Sattel.

Darauf ging der Jüngste mit seinem Zaum zum Lügenmann und sprach also zu ihm: »Wenn du mich im Lügen übertriffst, so sollst du meinen Zaum haben; aber wenn ich besser lüge als du, dann sollst du mir zwei Säcke voll Gold geben!« Der Lügenmann versetzte: »Gut! Wenn du mich im Lügen übertriffst, so sollst du acht Säcke voll Gold haben! Also fange an!« Der Jüngste aber sagte: »Fange du an! Du bist ja der Meister im Lügen!« Der Lügenmann erzählte nun seine Geschichte vom Kirschenbaum, und als er damit fertig war, sprach der jüngste Bruder: »Das ist noch gar nichts! Aber höre nur, was mir passirt ist! Einmal verschlang ich ein Rasirmesser, und als ich es von mir gab, da schnitt es mir meine beiden Beine ab. Ich — in grösster Galle — wollte das Rasirmesser zerschmettern, aber ein Vogel ergriff es und flog damit in den blauen Himmel hinauf! Ich, nicht faul, sprang ohne Beine in die Luft hinauf, ergriff den Vogel und zerschmetterte das Rasirmesser an einem goldenen Sterne. Als ich auf die Erde herabkommen wollte, stiess ich an den Mond, strauchelte und fiel kopfüber auf die Erde herab! Und was das Schönste dabei ist: ich fiel gerade auf meine beiden, auf der Erde stehenden, abgeschnittenen Beine, die mir sogleich an den Leib anwuchsen! Also, wer hat gewonnen?« Der Lügenmann versetzte: »Du hast gewonnen!« Und er gab dem Jüngsten acht Säcke voll Gold und noch acht Pferde dazu, die ihm das Gold nach Hause trugen. Er theilte nun sein Gold mit seinen Brüdern, und sie lebten alle in Glück und Frieden bis an ihr seliges Ende . . .

Dies Märchen ist so verbreitet und beliebt, dass man es in jedem Zigeunerlager beinahe tagtäglich von den Kindern sich gegenseitig erzählen hört.

Ein anderes Lügenliedchen ist das folgende:

Andro foros me dikhyom:	In der Stadt sah ich einmal:
Odoy but' báre sápá	Wie dort grosse Schlangen
Cumidená romñiyá!	Kosend die Weiber umschlangen!
Andro foros me dikhyom:	In der Stadt sah ich einmal:
Odoy but' báre medvá	Wie dort grosse Bären
Upro ucá shilávená!	Die langen Strassen kehren!
Andro foros me dikhyom:	In der Stadt sah ich einmal:
Upro shero ráyengé	Jedem Herrn auf dem Kopf
Báre piri may keldyé!	Tanzte dort ein grosser Topf!
Andro foros me dikhyom:	In der Stadt sah ich einmal:
Odoy cigne gálámbá	Wie dort kleine Tauben
Fusulyiká kidená!	Grosse Bohnen klauben!
Andro foros hin láces!	In der Stadt geht's lustig zu!
Odoy tumen sik jiánen,	Wollet nur hin geh'n,
Tumen taysá the dikhen:	Könnt' es selber seh'n:
Sár but' sápá	Wie mit Schlangen
Hin romñáhá,	Weiber prangen,
Báre medvá	Grosse Bären
Hin pro ucá,	Strassen kehren,
Upro shero ráyeske	Und dem Herrn auf dem Kopf
Piri keldyé,	Tanzt ein Topf,
Te kiden e gálámbá	Und die Tauben
But' báre fusulyiká!	Bohnen klauben! [1]

Ein anderes Lügenliedchen lautet:

Kiri te o sháshká	Die Ameise und der Heuschreck
Keren yekvár biyá;	Wollten Hochzeit halten;
Leskre grayengré punrá	Fiel das Eisen von den Hufen
Peren, peren e trásá;	Ihrer Wagenpferde;
Bicáven men sástráreske,	Schickten mich zum Schmied,
Sástrári kámel sustye,	Schmied will Schuhe haben,
Te e sustye sustereske,	Schuhe hat der Schuster,
Sustero kámel bálá,	Schuster, der will Borsten haben,

[1] Aehnliche Lügenliedchen bei Uhland No. 4, 240, 241; bei Müllenhof S. 474, bei Simrock, Kinderbuch No. 469, 907 und bei Schuster, Sieb.-sächsische Volkslieder No. 174.

Bálá hin baleceske,	Borsten hat das Schwein,
Báleco kámel máká,	Schwein will Eicheln haben,
Te e máká hin beseske,	Eicheln hat der Wald,
Bes kámel báro tover,	Wald will eine Axt nun haben,
Tover hin sástráreske, —	Axt, die hat der Schmied, —
Aváv kiyá sástráreske,	Kam zurück zum Schmied,
Yov del mánge kálápácá,	Einen Hammer gab er mir,
Tiro shero máráv láhá!	Köpfchen zu zerklopfen dir![1]

Aehnlich ist das folgende Kinderliedchen:

Penáv tute párámisá,	Will erzählen dir ein Märchen klein,
Uvá tu ác ándre pácá:	Du musst aber fromm und ruhig sein:
Yin yekvár yek kirmoro,	War einmal ein Würmchen,
Te ável yek bogáris,	Kam heran ein Käferchen,
Te çal coro kirmores!	Frass das arme Würmchen!
Avel báro buvero,	Kam heran ein grosser Schneck,
Buvi, buvi, buvero!	Schnicki-Schnacki-Schneck!
Te çál cigno bogáres,	Frass das kleine Käferchen,
Ko çályás o kirmores!	Das gefressen das Würmchen!
Avel ámáro kokosh,	Kam heran unser Hahn,
Çál báro buveres,	Frass den grossen Schnick-Schnack-Schneck,
Ko çályás kirmores,	Der gefressen das Käferchen,
Ko çályás bogáres!	Das gefressen das Würmchen!
Avel ákor ámáre day,	Kam nun uns're Mutter heran
Mudárel yoy kokoshes,	Und erschlug den grossen Hahn,
Ko çályás buvi-buvi-buveres,	Der gefressen den Schnick-Schnack-Schneck,
Ko çályás kirmores,	Der gefressen das Käferchen,
Ko çályás bogáres,	Das gefressen das Würmchen,
Tu çályál kokosh,	Hast vom Hahn gegessen auch,
Cingárdel pál tire per:	Hör', er schreit in deinem Bauch:
Kukuriku!	Kukuriku![2]

[1] Vgl. hierzu das griechische Kettenliedchen bei Sakellarios (*Τὰ Κυπριακά*, Athen 1868) S. 123, und meinen Aufsatz: »Zu neugriechischen Volksliedern« (in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litt. Bd. I, S. 357).

[2] Vgl. hierzu das griechische Kinderlied bei Arnold Passow (*Τραγούδια Ῥωμαΐκά*, Leipzig 1860) No. 273 und meinen oben erwähnten Aufsatz. Wenn auch nur indirekt, so liefern uns vielleicht diese beiden Stücke doch auch einen kleinen Nachweis, dass die Zigeuner lange Zeit unter griechischen Stämmen gelebt haben, ehe sie Mitteleuropa überschwemmten.

Eines der interessantesten zigeunerischen Kinderlieder ist das folgende:

Curi Buci.

Curi páshylol tele ruk,
Ná kámel ker' the jiál,
Penel e day; »Me the dikháv,
Ná kámes tu ker' jiál!«
Kere bicável e day
Jiukles kiyá Curi Buci.
Jiuklo penel: »Me ná jiáv!
Mánge náñi yov kerdyás!«

Tschuri Butschi lag unterm Baum,
Wollte nicht nach Hause geh'n,
Sprach die Mutter: »Ich will seh'n,
Ob du dann nicht heimwärts eilst!«
Heimgekommen schickt die Mutter
Ihren Hund nach Tschuri Butschi.
Hündchen sprach: »Ich will nicht geh'n!
Denn er hat mir nichts gethan!«

Cilo ává te már jiukles,
Ná dindálel Curi Buces,
Curi kere ná jiál!
Cilo penel: »Me ná jiáv!
Jiuklo náñi mán kerdyás!«

Knittel komm' und schlag' den Hund,
Hund will nicht den Tschuri beissen,
Tschuri will nicht heimwärts eilen!
Knittel sprach: »Ich will nicht geh'n!
Hündchen hat mir nichts gethan!«

Yák ává, cilo pçábuvá!
Cilo jiukles ná márel,
Jiuklo Cures ná dindálel,
Curi kere ná jiál!
O yák penel: »Me ná jiáv!
Cilo náñi mán kerdyás!«

Feuer komm', den Stock verbrenn'!
Stock will nicht das Hündchen schlagen,
Hündchen will nicht Tschuri beissen,
Tschuri will nicht heimwärts eilen!
Feuer sprach: »Ich will nicht geh'n!
Knittel hat mir nichts gethan!«

Páñi ává, yák mudárá,
Yák cilo ná pçábuvel,
Cilo jiukles ná márel,
Jiuklo Cures ná dindálel,
Curi kere ná jiál!
Páñi penel: »Me ná jiáv!
Yák mánge náñi kerdyás!«

Wasser komm', das Feuer lösch'!
Feuer will den Stock nicht brennen,
Stock will nicht das Hündchen schlagen,
Hündchen will nicht Tschuri beissen,
Tschuri will nicht heimwärts eilen!
Wasser sprach: »Ich will nicht geh'n!
Feuer hat mir nichts gethan!«

Cátrá ává, páñi piyá!
Páñi yák ná mudárel,
Yák cilo ná pçábuvel,

Hühnchen komm', das Wasser trink'!
Wasser will nicht Feuer löschen,
Feuer will den Stock nicht brennen,

Cilo jiukles ná márel,	Stock will nicht das Hündchen schlagen,
Jiuklo Cures ná dindálel,	Hündchen will nicht Tschuri beissen,
Curi kere ná jiál!	Tschuri will nicht heimwärts eilen!
Cátrá penel: »Me ná jiáv!	Hühnchen sprach: »Ich will nicht geh'n!
Páñi náñi mán kerdyás!«	Wasser hat mir nichts gethan!«
Kámel day cátrá the mudárel,	Mutter wollt' das Hühnchen schlachten,
Cátrá kámel páñi the piyel,	Hühnchen wollt' gleich Wasser trinken,
Páñi yák the mudárel,	Wasser wollt' nun Feuer löschen,
Yák o cilo pçábuvel,	Feuer wollt' den Stock verbrennen,
Cilo jiukles the márel,	Stock wollt' nun das Hündchen schlagen,
Jiuklo Cures dindálel,	Hündchen wollt' gleich Tschuri beissen,
Curi Buci hopp, hopp, hopp,	Tschuri Butschi hopp, hopp, hopp,
Sigo kere yov jiál!	Alsogleich kam er nach Hause!

Obiges Lied, dessen Stoff auch in Deutschland und unter anderen Völkern weit verbreitet ist,[1] lehnt sich — was seine ganze Konzeption anbelangt — bis auf den Schluss genau an das von Fried. W. Schuster mitgetheilte siebenbürgisch-sächsische Kinderlied »Bitschki«[2]; dasselbe beginnt auch — wie das Zigeunerlied — damit, dass Bitschki der Aufforderung seiner Mutter, aus dem Weinberg heimzukommen, nicht Folge leisten will, worauf die Mutter den Hund, Stock, Feuer, Wasser, Ochs und zuletzt den Fleischer aussendet, worauf alle Folge leisten und »det Bitschki lew af enen fesskén hinnen« (das Bitschki lief auf einem Fusse, d. h. sehr schnell heim). Der Refrain oder die Schlusszeile jeder Strophe lautet gerade so wie im zigeunerischen Kinderliede: »Ech wel net, mir huod et nässt gedon!« (Ich will nicht, mir hat es nichts gethan.) Vom vergleichenden Standpunkt ist das

[1] Rochholz a. a. O. S. 149.
[2] Schuster, Fr. W., Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder No. 170.

mitgetheilte Lied der transsilvanischen Zigeunerkinder höchst interessant, besonders da eine Spielart desselben sich genau an das chaldäische sogenannte »Zickleinlied« anlehnt, das in der »hebräischen Liturgie enthalten ist und alljährlich zu Ostern mit Eifer und Ernst in den Synagogen abgesungen wird.« Selbst den Juden in Siebenbürgen und Rumänien dient es heute noch zu Synagogenzwecken.

E. Die redenden Thiere.

Auf dem Boden einer ursprünglichen und naturgemässen Empfindung sind auch grösstentheils alle die Sprüche und Lieder über das Thier aufgewachsen, welche sich im Spiele der Kinderwelt der Zigeuner vorfinden und auch den Beweis dafür liefern, dass das Kind stets aus dieser Ursprünglichkeit der echten Empfindung neu herausgeboren wird, »dass seine selbsteigenen Begriffe und Aeusserungen Theile eines Ein- und Allverständnisses« mit der Natur sein müssen, welches dem Menschengeiste im ganzen zugehört, und es begreift sich daher auch die Behauptung der Sage, »dass, wenn einmal die Natur aufhört, uns klar und verständlich zu sein, nur entweder die unbestochene Kinderwelt noch, oder neben ihr nur die Weisheit eines bevorzugten Geistes wieder sich auf die Sprache der Thierwelt verstehe.«

1. Reihe der Vögel.

Drossel, Çrivá.

Ihr Ruf lautet:

Kiná kil,	Kaufe Butter,
Kiná kil;	Kaufe Butter;
Sik ável shil!	Bald kommt die Kälte.

Bezieht sich nebenbei auch auf den Volksglauben der Zigeuner, demgemäss man die Füsse vor dem Erfrieren dadurch schützen kann, dass man sie in, in Butter getauchte Lappen einhüllt. Das neugeborene Kind wird auch nach dem ersten

Bade mit Butter und Hasenfett eingerieben, um es vor dem Einfluss der Witterung zu schützen.

Elster, Kekeráshká.

Kekeráshká, kekeráshká,	Elster, Elster rechter Hand
Urá, urá pecececárá!	Fliege du jetzt übers Land!
Más te máro men áná,	Bring' uns Fleisch und Brot,
Ná hin menge bibáçtá!	Ende unsere Noth!
Pástungori the ures,	Fliegst du links, so stürze nieder!
Kiyá menge ná th'áves;	Komm' zu uns du nimmer wieder;
Upro shero tut' ángár!	Auf den Kopf dir glüh'nde Kohlen!
Meriben tut' pro duvár!	Mag der Tod dich selber holen!

Fliegt eine Elster rechter Hand auf, so bedeutet es Glück; fliegt sie aber links auf, so bedeutet dies Unglück und Tod; um dies zu vermeiden, werden ihr Kohlen nachgeworfen.

Kekeráshká ñiláye,	Elster im Sonnenschein,
Aná menge e vreme!	Lass' den Lenz herein!
Kekeráshká yevende,	Elster im Schnee,
Ná de bibáçt tu menge!	End' unser Weh!
Kekeráshká brishindeskrá,	Elster in Regen,
Báçt del menge gulo devlá!	Bring' uns Gottes Segen!

Die Elster wird auch für einen das Wetter ansagenden Vogel gehalten; Elstergeschrei im Sommer bedeutet Regen, im Winter laues Wetter; im siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben zeigt Elstergezänk ebenfalls kommenden Regen an.

Eule, Käuzchen, Vulyo.

Vulyo, jiuklo!	Eule, Hund!
Huná, hunává!	Höre, vernehme!
Meriben ándre gusá!	Tod ist in deinem Kropf!
Huná, hunává!	Höre, vernehme!

Die Eule wird für den Todtenvogel gehalten, und ihr Schrei bedeutet das Ableben eines Menschen. Ihr Kopf und Eingeweide wird als Heilmittel bei Geschwüren und Hautausschlägen verwendet, indem es warm oder gewärmt auf die

wehe Stelle gelegt wird. Das Käuzchen ruft: »Kidáv, kiná!« (Ich sammele die Müden, Kranken); vergl. hierzu den Ruf im Ungarischen: »Ki vidd, ki vidd!« (Trag' hinaus, trag' hinaus).

Finke, Cinege.

Sigo, sigo!	Schnell, schnell!
Cilo, cilo!	Stock, Stock!
Cirál, cirál,	Käse, Käse,
Ná perminál!	Es donnert nicht!

Dieser Ruf hängt mit dem Volksglauben zusammen, demzufolge es vom Donner heisst: »Die Kühe des Windkönigs lassen sich nicht melken!«

Hahn, Báshno.

Erster Hahn:

Koro, kercmáro!	Becher, Wirth.

Zweiter Hahn:

Kurá pál shero!	Schlag aufs Haupt!

Die Henne ruft ihre Küchlein: But, but, but, ándre per but!« (Viel, viel, viel, in den Bauch viel!) Vergl. den siebenbürgisch-sächsischen Ruf: »Kud, kud, kud — and sät, sät!« (Kommt, kommt, kommt — und seht!)

Kohlmeise, Birliká.

Ruft im Frühling dem säenden Landmanne zu:

Cívá, civá!	Säe, säe!
Cirleder, cirleder!	Weiter, weiter!

Kuckuck, Kukuk.

Auch der zigeunerische Volksglaube muthet ihm die Rolle eines Bettelmannes zu. Einst soll nämlich — so erzählt die Sage — der heil. Nikolaus zu einem reichen Bauern gekommen sein, der gerade von zu Hause abwesend war.

Der heil. Nikolaus war gar hungrig und als er in der Kammer Brot und Wein fand, ass und trank er. Inzwischen kam der reiche Bauer nach Hause und horchte auf, als aus der Kammer der Ton: »Gluck, Gluck, guk, guk!« zu ihm drang; denn jedesmal, wenn der heil. Nikolaus sich aus der Flasche Wein eingoss, gab dieselbe diesen Ton von sich. Neugierig öffnete der Bauer die Kammerthüre, und als er den ihm unbekannten Heiligen erblickte, rief er erzürnt aus: »Du also, du diebischer Bettler, machst Gluck, guk-guk!« Hierauf warf er den heil. Nikolaus von seinem Gehöfte hinaus auf die Strasse. Der Heilige verfluchte nun den Bauer, indem er sprach: »Werde ein heimloser Vogel und schreie dein Lebenlang Guk-guk!« In einer sprichwörtlichen Redensart der südungarischen Zigeuner heisst es: »Bárváles hin te leske hin ker, sár kukuyeske« (Er ist reich und hat ein Haus, gleich dem Kuckuck, d. h. er ist reich und hat doch nichts).

Hört man den Kuckuck zum erstenmal im Jahr in liegender Stellung schreien, so wird man das ganze Jahr hindurch kränkeln, wenn man nicht etwas Rinde von dem Baume isst, auf welchem der Vogel gesessen, und dabei die Worte spricht: »Androtro shero násvályipen!« (In deinen Kopf die Krankheit!) Die Zigeuner glauben nämlich, dass der Kuckuck nur im Frühling gesund sei, den übrigen Theil des Jahres aber in Baum- und Erdhöhlen krank und gebrechlich zubringe; er heisst daher auch Ciriklo násválo, kranker Vogel. Jeder Ruf des Kuckucks gilt für den zählenden ein Jahr; Mädchen sollen die Kuckucksrufe nicht zählen, denn jeder Ruf gilt ein Jahr mehr bis zu ihrer Verheirathung; so heisst es denn auch im Liede:

Andro besá párástuyá,	Freitags, in dem Wald allein,
Cingárdená e kukuyá!	Zählt' ich jüngst des Kuckucks Schrei'n;
Eñávárdesh cingárdel, —	Neunzigmal der Kuckuck schrie, —
Cikáná me romñi lel!	Also heirath' ich auch nie!

Auf seine Verwünschung bezieht sich das Kinderlied:

Kukuk, kukuk,	Kuckuck, Kuckuck!
Ná hin tute yek dumuk!	Hast keine Hand!
Ná hin gono pro máskár,	Hast keinen Sack auf dem Rücken,
Mángipneskro tu cá sál!	Bettler bist du doch!
Cingárá, cingárá:	Rufe, rufe:
Kukuk, kukuk, kukuyá!	Kuckuck, kuckuck, kukukuja!

Krähe, Rabe, Coká.

Çár, çar!	Thalwärts, thalwärts!
Rákáv rát!	Finde ich Blut!

Der Volksglaube muthet seinem Schrei Unheil zu; wer ihn vor Sonnenaufgang hört, soll dreimal ausspeien, sonst wird es ihm tagsüber schlecht ergehen. Weil er der Sage nach ein verwünschter Ehebrecher ist, so ist sein Ruf unwillkommen, wenn man auf dem Wege zur Liebsten oder zur Gattin sich befindet.

Schwalbe, Fecke.

Tehárá, tehárá —	Morgen, morgen —
Ná deisá, ná deisá!	Doch nicht heut'!
Den márá, den márá	Bekommen Brot
Mánushá!	Die armen Leut'!
Cingerá cirlá, cirlá	Schneide lang, schneide lang
Cilo, cilo!	Den Stock, den Stock!
Cingárá, cingárá	Klopfe aus, klopfe aus
Rákleskro rodco!	Des Kindchens Rock!

Die Schwalbe gilt für einen Glücksvogel; wer sie am Morgen beim Austritt aus seinem Zelte singen hört, wird an dem Tage Erfolg in seinen Unternehmungen haben; wer eine Schwalbe tödtet, wird Unglück mit seinen Kindern haben, denn der Sage nach soll das erste Schwalbenpaar ein verwünschter Mann und dessen Gattin gewesen sein, die aus übergrosser Liebe zu ihren Kindern mit Gott fortwährend haderten und von ihm schliesslich in Schwalben verwandelt wurden. Ein Sprichwort sagt: »De máro rákleske, te ná márá fecke!« (Gieb dem Kinde Brot, und nicht schlage die Schwalbe.)

Storch, Cángesli.

E cángesli bokhável,	Der Storch, der Storch sucht sich den Schmaus,
E cángesli ker' ável!	Fliegt dann, fliegt dann, fliegt nach Haus!
Dáyákri punro dindálel,	Biss die Mutter in den Fuss,
Láke cáves yoy the ánel!	Kindchen er ihr bringen muss!
Cángesli, cángesli ává!	Storch, o Storch flieg' bald zurück,
Báre más ámenge áná;	Bring' uns Fleisch, ein gutes Stück;
Cin ánes cávores,	Bist du bringst das Kindelein,
Hin o más máy pekes!	Wird das Fleisch gebraten sein!

Er gilt also auch bei den Zigeunern für den Kinderbringer, und Säuglinge werden kosend »cángesli« genannt. (Ueber Beingeburten s. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 490, und meine »Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner«, S. 8.) Schwangere bitten ihn, sie bald ihrer Last zu entledigen. Wer ihm Gutes erweist, erhält von ihm im nächsten Frühjahre Gold und Edelsteine, Kleider und Speisen.

Taube, Pinsteri.

Der Taube rufen die Kinder zu:

Pinsteri, upro ruk, ruk!	Taube, auf dem Baum, Baum!
De mánge rup, rup, rup!	Gieb mir Silber, Silber!

Sie antwortet:

Upro ruk, ruk,	Auf dem Baum, Baum,
Avlás rup, rup, rup!	War Silber, Silber, Silber!

Dem Volksglauben nach holt sich jede Taube einmal in ihrem Leben das Futter vom himmlischen »Allsamenbaum«, der alle Samen der Erde trägt und dessen Blätter aus Gold und Silber geschmiedet sind.

Wachtel, Bereçto, Füryo.

Ihr Ruf lautet:

Prolity', prolity'!	Frühling, Frühling!
Piri prodá, prodá!	Topf her, her!

Sie will damit sagen, dass man ihr bisweilen Milch auf das Feld stelle, um dadurch die Frucht vor dem »Brand« und Vogelfrass zu schützen. Die Wachtel wird von den Zigeunern auch »Teufelsvogel« (Ciriklo bengeskro) genannt und ihr dämonische Eigenschaften zugeschrieben.

Weih, Koreyo.

Er ist auch dem zigeunerischen Volksglauben und Ausdrucke ein geweihter Vogel. Er wird auch »Rother Vogel« (Ciriklo lolo) genannt, »weil er die Sonne bei trübem Wetter zurückbringen kann«. Sehen ihn die Kinder bei Regenwetter fliegen, so singen sie das Lied:

Ciriklo lolo th'ures,	Mit den Flügeln um dich schlag',
Sigo, sigo tu th'ures!	Rother Vogel, schlag'!
Aná menge o jives;	Bring' uns schnell den lichten Tag,
Aná menge máriklá,	Bring uns Kuchen, bring recht vielen,
Upro ritos jiánená!	Wollen auf der Wiese spielen!

Man pflegt ihn um Speisen und Brot anzurufen, und die Kinder rennen ihm nach, um ihm einen »Ring«, einen Glücksug abzunöthigen, indem sie dabei das folgende Lied singen:

Ciriklo lolo th'ures,	Rother Vogel, hinauf dich schwing'!
Eftá ánguskrá keres!	Mach' mir, mach' mir sieben Ring'!
Deshutrin ánguskrá	Mach' mir dreizehn Ring',
Te shoshoyá men áná!	Dreizehn Hasen mir bring'!
Ciriklo lolo, lolo, lolo,	Vogel, Vogel, Vogel roth,
Aná tçud, más te máro!	Bring' uns Milch und Fleisch und Brot!

Als Dieb unter den Vögeln treffen ihn auch Verwünschungen:

Yeká káçná tu cordyás,	Hast ein Huhn gestohlen,
Tut o beng muderyehás!	Teufel soll dich holen!
Tiro trupo tásává	Deinen Leib, den schnellen,
Devleskero e yákká!	Soll der Blitz zerspellen!

2. Reihe der übrigen Thiere.

Frosch, Jámbá.

Práldun o muy,	Der Gaumen,
Práldun o muy —	Der Gaumen —
Brevulyákro, brevulyákro,	Abendlich, abendlich,
Hin bokh, hin bokh!	Hat Hunger, hat Hunger!

Als Wetterprophet ruft er:

Brishind perel!	Regen fällt!
Brishind perel! perel!	Regen fällt! fällt!

Grille, Devleskero grái (Gottes Pferdchen.)

Devleskero grái! keren	Grille, Grille komm' heraus,
Somnákune ker, keren!	Bauen dir ein gold'nes Haus!
Kere máro, bálábásh —	In dem Haus ist Speck und Brot,
Cin meriben silyábás!	Dort sing' du dich dann zu Tod!

Johanniswürmchen, Gindá somnákune (Goldwürmchen).

Gindá, gindá, tu tçárá!	Würmchen, Würmchen glüh'!
Ná hin menge bálecá,	Wir haben nicht Schweine,
Ná hin menge guruvñá!	Wir haben nicht Küh'!
Gindá, gindá men kámá,	Würmchen, Würmchen sei uns hold,
Tçárá sik somnákuñá!	Und verbrenne rasch zu Gold!
Kinen men bálecá, guruvñá,	Kaufen uns dann eine Kuh, ein Schwein,
Çáven ákor tre çávorá!	Laden zum Schmause dein Kindchen auch ein!

Dem Volksglauben nach soll sich das Johanniswürmchen an Stellen aufhalten, wo Gold vergraben ist, und wenn es stirbt, so wird es auch in Gold verwandelt. Ein Märchen erzählt, dass eine Maid, von einem Königssohne verführt und dann verstossen, im Walde eine Schürze voll Johanniswürmchen sammelte, die bis zum nächsten Tage sich in Gold und Edelsteine verwandelten, worauf sie der Königssohn heirathete.

Marienkäferchen (Coccinella septem punctata), Koká.

Dieses Frühlingsthierchen ist auch den Indern ein vorzüglich geheiligtes und heisst im Sanskrit Indra-gopa (vergl.

das zigeunerische Koká), Schützling des Gottes Indra. Die meisten deutschen Kinderreime, »die so zahlreich an dieses Thierchen gerichtet sind, behandeln dasselbe als eine Milch und Butter gebende Kuh, die wohl auch, nebst der Milch, die Milchbrocken und Wecken, das Butter- und Zuckerbrot mitbeschere.«[1] Eine ähnliche Rolle spielt es auch im Kinderliede der Zigeuner:

Koká ñiláyákri tu th'urá!	Sommervöglein fliege, flieg'!
Kiyá dáyáke urá!	Hin zu meiner Mutter flieg'!
Pen tu: ámen máy jidás,	Sag': wir wollen Beide leben,
Del yoy máro, bálábásh!	Brot und Speck soll sie uns geben!

Schnecke, Buvero.

Buvero, buvero the urál,	Schnecke, Schnecke, Schneckelein,
Andre lime máy shukár!	Flieg' du in die Welt hinein!
Dás tute báre páká,	Flügel wollen wir dir geben,
Andro cero tu urá!	Sollst damit gen Himmel schweben!

Dem Volksglauben nach verwandeln sich die Schneckengehäuse nach Jahr und Tag in Eier, die Demjenigen, der sie findet, Glück bringen; daher heisst es im Kinderliede:

Buvero, buvero tu ává	Schnecke, Schnecke kriech' heraus,
Andrál ker yándeskerá!	Kriech' aus deinem Eierhaus!
Andro e pçuv ker kerás,	Das wir dann vergraben,
Yándrá menge the ávenás!	Dass wir Eier haben!

Wespe, Hummel, Birilyi.

Wespen und Hummeln werden als Begleiter der Phuvusche (Erdgeister) gedacht und gelten für die Wächter der verborgenen Schätze derselben

Birilyi, birilyi,	Wespe, Wespe, Wespelein,
Andre pçuv ávilyi!	Kriech' du in die Erd' hinein!
Aná somñákuná,	Bring' uns Silber, Gold hervor,
Ke náshádyé Pçuvushá!	Das der Phuvusch im Sand verlor!

Gehen wir nun zu den Spielen über.

[1] S. Rochholz a. a. O. S. 93.

Man ist, wie gesagt, gewöhnt, die Zigeuner jedes innigeren Gefühles bar, ja selbst ihre Kinderwelt nur rohen Genüssen fröhnend darzustellen und von diesem Standpunkte aus zu beurtheilen. Und doch haben auch diese Zigeunerkinder neben ihren Liedern und Reimen einen Schatz von Spielen, der ihnen jedenfalls lieber und werthvoller ist als alle die feinen Duodezpüppchen, Miniaturreitpferde und dergleichen andere geistige und körperliche Verkrüppelungsspielnippsachen der modernen Salonkinder. Für den Forscher aber bilden diese Spiele einen wesentlichen Beitrag zur Kenntniss des inneren Lebens dieses harmlosen, ungerechterweise so übel verrufenen Völkchens.

Was ich im folgenden biete, ist wohl nur ein geringer Theil dessen, was die Zigeunerkinder an Spielen besitzen;[1] immerhin wird vielleicht auch diese bescheidene Auslese ihre Beachtung finden und die betreffenden Fachkreise zu einem liebevolleren, eingehenderen Studium der Zigeuner aneifern.

A. Tanzspiele.

Ringelreihen.

1. Gemeinschaftlich wird das folgende Lied gesungen:

Adyes ámen jiás, ámen jiás,	Wollen heute wandern geh'n, wandern geh'n,
Pro e bárá dures dikhás, dures dikhás!	Von dem Berge weithin seh'n, weithin seh'n!
Aven, áven te jiás te jiás,	Kommt und lasst uns wandern, wandern,
Káthe-kothe the jiás!	Von einem Ort zum andern!
Den tumenge e vástá, e vástá,	Reichet euch die Hände, Hände,
Aven mánge cávorá!	Folgt mir, wohin ich euch wende!
Anglál, ánglál, pálpále,	Vorwärts, rückwärts und gradaus,
Kelyen, kelyen devorte,	Tanzt und springt in Saus und Braus,
Cin yek perel, yek perel,	Bis dass Einer fällt, ja fällt,
Te kelyiben may kerel!	Und den Tanz von neuem bestellt!

[1] S. ausführlich darüber meinen Aufsatz in Edm. Veckenstedts Zeitschrift für Volkskunde Bd. I und II.

Während dieses Lied öfter wiederholt wird, nimmt der gewählte Vortänzer seinen Nächsten an der Hand, dieser wiederum seinen Nachbar und, auf diese Weise eine lange Linie bildend, ziehen die Kinder tänzelnd und springend den Windungen und Wendungen nach, welche der Vortänzer einschlägt. Am Fusse eines Hügels bleibt der Vortänzer stehen, bildet mit seinem und seines Nachbarn gehobenem Arm ein Thor, und während der Gesang einen sehr schnellen Takt anschlägt, laufen die Kinder durch das Thor hindurch, lösen die Reihe auf, und wer zuerst ein auf der Spitze des Hügels aufgestecktes Ziel erreicht, wird im nächsten Spiele der Vortänzer. Dieser Ringeltanz heisst Báriudárla (Thortanz) und wird bei festlichen Gelegenheiten auch von erwachsenen Jungfrauen und Jünglingen aufgeführt.

2. Eine andere Art des Ringelreihens wird auf folgende Weise aufgeführt: Die Spielenden theilen sich in zwei gleich starke Parteien, in Teufel und Engel, je nachdem die Betreffenden aus einem Hut oder einer Mütze den »weissen« oder den »schwarzen« Stein gezogen haben. Während nun zwei Spielgenossen, und zwar ein Teufel und ein Engel, mit emporgehaltenen Armen ein Thor bilden, tanzt je ein Teufel und ein Engel durch dasselbe hindurch; kaum aber haben sie das Thor passirt, so läuft Jedes nach seinem Ziele, dem »Teufels- oder Engelsziele« und wird dabei von den beiden das Thor bildenden Kindern verfolgt, und zwar der Engel vom Teufel und der Teufel vom Engel; gelingt es dabei, einen oder beide der Passanten zu fangen, so gehören dieselben von nun an zur Partei des Fängers. Nun tanzt das zweite, dritte Paar durch das Thor u. s. w., wobei von den jeweiligen Tänzern und den das Thor bildenden Genossen gewöhnlich das folgende Lied gesungen wird:

Hin ámenge ándyálos	Einen Teufel haben wir,
Te yek beng may frunsitos!	Einen Engel zu gröss'rer Zier!
Bári udár upro bár, —	Steht ein Thor hier auf dem Feld,
Beng te ándyálos shukár!	Teufel, Engel haben's bestellt!

Aven, áxen sigátár	Wer durchs Thor hindurch gehn will,
Tele e bári udár!	Laufe schnell, steh' nimmer still!

Je nachdem nun Alle eingefangen sind, stellen sie sich in die damit bezeichneten zwei Parteien, der Teufel und der Engel, und es beginnt ein Ringkampf der beiden Haufen, der häufig genug in eine förmliche Schlacht ausartet.

3. Noch eine eigenthümliche Art des Ringelreihens ist zu erwähnen, die wohl als ein Ueberbleibsel der Pest- und Todtentänze betrachtet werden kann und unter dem Namen »schwarzer Vogel« (kálo ciriklo) bekannt ist. Einer der Spielgenossen stellt, durch das Los bestimmt, den schwarzen Vogel dar und muss ein Feuer unterhalten, das die Mitspielenden auszulöschen trachten, indem sie kleine Steine, Sand, Erde und dergl. in die Flammen werfen. Jeder der Mitspielenden steht in einer gewissen Entfernung vom Feuer, an einem »Ziele«; verlässt er nun dasselbe in der Absicht, das Feuer auszulöschen und wird dabei, ehe er noch seinen Stand (Ziel) erreicht, vom schwarzen Vogel mit der Hand berührt, so gilt er für »todt« (mulo) und darf am Spiele nicht mehr theilnehmen. Mehr als zwei Spieler dürfen ihren Stand nicht gleichzeitig verlassen. Gelingt es den Spielern, das Feuer auszulöschen, so wird das folgende Lied gesungen:

Kálo cirikleһá ná hin yákhá!	Schwarzer Vogel, dein Feuer ist aus!
Kere, kere tu sik urá!	Fliege du, fliege du rasch nach Haus!
Ciriklo, tu may bute	Hast so Manchem den Tod gebracht,
Mudárehás ráciye!	Schwarzer Vogel, schwarz wie die Nacht!

Hierauf wird der »schwarze Vogel« über die verschränkten Hände der Mitspielenden gelegt und so lange in die Höhe geschnellt, bis er endlich auf die Erde kollert. Gelingt es aber dem »schwarzen Vogel«, das Feuer zu unterhalten und die Spielgenossen abzufangen, also »todt« zu machen, dann wird das folgende Lied gesungen:

Yákh te yákh may pçábuvel,	Feuer ist nicht ausgegangen,
Kálo ciriklo men mudárel;	Schwarzer Vogel hat uns gefangen;
Urál, urál ámensá,	Fliegt mit uns nun in die Höh'
Kerel men may but' duká!	Und bereitet uns viel Weh!

Während dies Lied gesungen wird, theilt der »schwarze Vogel« Püffe aus, welche die Mitspielenden als Strafe für ihre Ungeschicklichkeit annehmen müssen.

B. Ballspiele.

1. Eines der gewöhnlichsten Ballspiele der Zigeunerkinder ist das Náshápelé (Lauferei). Ein durch folgenden Auszählvers:

Loles hin c講resñe,	Roth ist die Kirsche,
Párnes hin o yiv,	Weiss ist der Schnee,
Selenes hin e mál,	Grün ist die Wiese.
Káles hin e pçuv etc.	Schwarz ist die Erde u. s. w.
Vunetes uvá tu sál	Blau aber bist du,
M'ro pçráloro!	Brüderchen mein!

dazu bestimmter Knabe schleudert den Ball aufs Dach oder an eine Wand und fordert zugleich einen der Mitspielenden auf, denselben aufzufangen, während die Uebrigen davonlaufen. Hat der Betreffende den Ball aufgefangen, so schleudert er ihn den Laufenden nach, und trifft er dabei einen derselben, so muss dieser den Ball aufs Hausdach werfen u. s. w.; kann er aber den Ball nicht auffangen, so wird er vom Spiele ausgeschlossen.

2. Das Lochspiel (çevelipé) besteht im folgenden Vorgehen: In einer geraden Linie werden von den Spielern, ungefähr drei Spannen weit voneinander entfernt, Löcher gegraben; zwei durch das Los dazu bestimmte Knaben stellen sich an die beiden Endpunkte der Linie auf und llen sich den Ball rasch über die Löcher hinweg gegenseitig Bleibt nun der Ball in einem Loche stecken, so muss Besitzer des Loches denselben seinen entspringenden

Spielgenossen nachwerfen; trifft er einen, so muss dieser einen zweiten treffen, worauf dann die Getroffenen das Spiel von neuem beginnen.

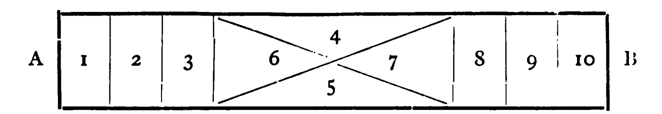
3. Beim sogenannten Hengerlé (Schinderspiel) theilen sich die Knaben nach dem Lose in den äusseren (Schinder) und inneren (Hunde) Haufen, welche sich gegenüber aufstellen; die äussere Partei hat den »Hauptschinder« beim inneren Haufen, welcher den Ball in halbe Manneshöhe wirft, während je einer der inneren Partei (Hunde) den geworfenen Ball je dreimal mit dem Ballholze den Gegenüberstehenden (Schindern) zuschlagen muss; fangen diese den Ball, bevor er den Boden berührt, auf, so wird der Betreffende (Hund) ebenfalls Schinder und gehört nun zum äusseren Haufen; wird aber der Ball nicht aufgefangen, so muss der betreffende Preller beim dritten Schlage »auslaufen«, d. h. er muss durch den Haufen der Schinder hindurch ein aufgestecktes Ziel erreichen, ohne inzwischen mit dem Ball getroffen zu werden; trifft man ihn, so wird er ebenfalls Schinder; wird er aber nicht getroffen, so muss er bei der nächsten Gelegenheit zu seiner Partei zurückkehren, ohne vom Ball getroffen zu werden. Das Spiel dauert so lange an, bis alle Hunde abgefangen sind, worauf sich die Parteien ablösen, d. h. die Hunde Schinder werden und umgekehrt.

4. Das Shugrelipé (Wurfspiel) wird auf folgende Weise gespielt: Zwei Linien werden gezogen mit einem Zwischenraum von 5—10 Schritten. Auf der einen Linie stehen mit Ausnahme eines Spielers alle Uebrigen zum Laufen bereit; auf der anderen Linie steht ein Spieler, der Bickásh (etwa Messerheld), welcher den Ball aufzufangen und zu werfen hat. Einer der Spieler wirft nun den Ball dem Bitschkasch zu, worauf alle weglaufen. Dieser wirft nun, falls er den Ball fängt, auf einen der Laufenden; trifft er ihn, so ist dieser abgesetzt und muss auf die Seite gehen, trifft er ihn nicht, so ist er abgesetzt und wirft nicht weiter; ein Anderer seiner Partei tritt an seine Stelle.

5. Das Bika-Spiel (Stierspiel) ist ein wahres Kunststück, wenn es — was gar selten geschieht — vollständig gelingt. Der Ball wird nämlich auf die verschiedenste Weise je dreimal geworfen: dreimal an die Wand, dreimal auf den Boden, dreimal von hinten nach vorn zwischen den Füssen durch, dreimal mit abgewendetem Gesicht über den Kopf an die Wand und dreimal in liegender Stellung in die Höhe geschnellt; sobald Der, der den Ball geworfen, ihn nicht auffängt, ist er »todt« (mules), und ein Anderer tritt an seine Stelle.

C. Fangspiele.

1. Das »Ziegelspiel« (teglá) ist ein beliebtes, uraltes Spiel der Zigeunerkinder, von denen es auch die Kinderwelt der übrigen siebenbürgischen Völkerschaften gelernt zu haben scheint.[1] Folgende Figur wird auf den Boden gerissen.



Jeder Spieler hat einen flachen Stein; der erste legt ihn in A nieder und schiebt ihn dann, auf einem Beine hüpfend, in das erste Quadrat, schiebt dann durch Hüpfen den Stein wieder aus demselben und hüpft dabei selbst nach A zurück; von dort wirft er ihn mit dem Fusse in das zweite Quadrat, hüpft nach und wirft den Stein nach A zurück; dann schiebt er ihn mit dem Fusse, auf dem er steht, zu 3, von da zurück nach A, nun zu 4 u. s. w., bis er ihn nach B bringt. Wer nun zuerst damit fertig wird, der hat das Spiel gewonnen; wenn er aber inzwischen einen Fehler begeht, so muss er das Spiel wieder frisch anfangen. Als Fehler werden angerechnet: 1. wenn der Spieler seinen Stein nicht in das

[1] Vgl. Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen S. 207.

rechte Quadrat schiebt, 2. wenn beim Zurückschieben derselbe auf einer Linie liegen bleibt, 3. wenn der betreffende Spieler beim Hüpfen auf eine Linie tritt oder auf beiden Beinen zu stehen kommt.

2. Beim sogenannten Futunk-Spiel (Laufspiel) kehrt sich ein durch das Los bestimmtes Kind mit dem Gesicht an eine Wand, einen Baum oder sonst etwas und schliesst die Augen; jeder der Spielenden hat ein grünes Blatt in der Hand und steht vor einem Loche, in welches er das Blatt fallen lässt, sobald folgendes Lied abgesungen worden ist:

Selene, selene praytin	Grünes Blatt, grünes Blatt
Sávoreske, sávoreske hin!	In der Hand ein Jeder hat!
Perel, perel ándrál vást,	Lasst es fallen aus der Hand,
Andrál vást, ándrál vást!	Aus der Hand, aus der Hand!
Kothe, kothe sik áven,	Lauft zum Ziel geschwind,
Sár e bárvál sik áven!	Laufet wie der Wind!
Kothe, kothe, sik, sik, sik!	Hin zum Ziel, zum Ziel geschwind!

Nun laufen Alle nach einem vorher bestimmten Ziele, während der Fänger, d. h. das Kind, das mit geschlossenen Augen da gestanden, in entgegengesetzter Richtung zu einem Ziele läuft; nun kehren Alle zu den Löchern zurück, und Jeder sucht sein Blatt zu erhaschen, bevor es der Fänger ergreifen kann; erhascht der Fänger ein Blatt, bevor noch dessen Besitzer vom Ziele zurückgekehrt ist, kehrt er also früher vom Ziele zurück, so tritt der betreffende Verlustige an seine Stelle.

3. Das »Fuchs- und Hühner«-Spiel (çulpo te káçná) wird ähnlich wie das deutsche »Hühnlein braten«[1] aufgeführt. Ein Kind, der Fuchs, sitzt auf dem Boden und rührt mit einem Stocke in einer Grube herum. Da erscheint der Hahn, dem sich, in langer Reihe hinten anhaltend, die Hühner anschliessen und folgendes Lied singen:

[1] S. Rochholz a. a. O. S. 409.

Amen upro mál jiánás,	Wollen auf die Felder geh'n,
Cárá the dikhel kámás!	Wollen nach dem Korn nun seh'n!
Çulpo, çulpo the ável.	Kommt ein Fuchs gegangen,
Men te men yov kámel;	Will er uns dann fangen,
Kokosh les may márel,	Ist der Hahn schon der Mann,
Láces kokosh les márel!	Der ihn gut durchprügeln kann!

Nun beginnt zwischen dem Hahn und dem Fuchs folgendes Gespräch:

»So keres tu kothe?«	»Was machst du dort?«
Yákh me keráv káthe.	Fürs Feuer 'nen Ort.
»So the pekel tu kámes?«	»Was willst du braten?«
Adá lokes tu penes.	Das kannst du leicht errathen.
»Kámes tu yeká káçná?«	»Willst du etwa ein Hühnlein haben?«
Hey, me kámáv may ádá!	Ja, d'ran werd' ich mich erlaben!
»Me ná dáv tute!« —	»Ich werd' es dir nimmer geben!« —
Dáv tumen mosht meribe!	Dann nehm' ich euch das Leben!

Nun beginnt ein Ringkampf zwischen dem Fuchs und dem Hahn; ersterer steht in einem in die Erde gerissenen Kreise, dessen Durchmesser ungefähr zwei Meter beträgt; letzterer steht ausserhalb des Kreises, und hinten in langer Reihe halten sich an ihn die Hühner. Gelingt es nun dem Fuchse, den Hahn — ohne selbst den Kreis zu verlassen — bis in die Mitte des Kreises zu zerren, so dass er die vermeintliche Feuerstätte mit dem Fusse berührt, so wird er vom Hahne abgelöst und schliesst sich als letzte Henne der Spielreihe an, während die erste Henne die Rolle des Hahnes übernimmt, der nun als Fuchs das Spiel von neuem beginnt.

4. Verbreitet und sehr beliebt ist das Spiel: »Esel, wer sitzt auf dir?« (Kánályi, ko beshel pro tut?) Es wird also gespielt: Ein Knabe, der sitzt, hält einem anderen gegen ihn Gebückten, welcher den Esel vorstellt, die Augen zu, während ein Dritter dem Gebückten auf den Rücken springt, worauf ihn der Sitzende fragt: »Esel, wer sitzt auf dir?« Erräth nun der Esel den auf ihm Reitenden, so muss dieser

den Esel spielen; erräth er ihn aber nicht, so muss der, den er eben genannt hat, sich vorwärts gebeugt hinter den Esel so stellen, dass ihm ein Knabe auf den Rücken springen kann. Jetzt wird der erste Esel vom Sitzenden wieder wie oben gefragt. Erräth er den Reiter des zweiten Esels, so muss der Errathene die Rolle des ersten Esels übernehmen und sich die Augen zuhalten lassen; erräth er ihn aber nicht, so kommt der Genannte als dritter Esel hinter dem zweiten zu stehen. Dies wird nun so lange fortgesetzt, bis der erste Esel einen Reiter errathen hat; erräth er aber während des ganzen Spieles, d. h. bis alle Spielenden als Esel und Reiter angestellt sind, keinen, so muss jeder Esel seinen Reiter zu einem entfernten Ziele tragen.[1]

D. Los- und Zielspiele.

1. Beliebt ist das »Kartoffelspiel« (pityokále). Jeder der Spieler hat eine von ihm mit einem Zeichen versehene Kartoffel; diese verschiedenartig bezeichneten Kartoffeln werden pyramidenförmig übereinandergestellt; nun wirft aus einer bestimmten Entfernung der Reihe nach jeder Spieler mit einer Kartoffel auf den Haufen; gelingt es ihm, den Haufen umzuwerfen, so gehört aus demselben die Kartoffel seines Vordermannes ihm, der nun vom Spiele ausgeschlossen ist; so geht dies weiter, bis alle Kartoffeln abgewonnen sind. Gelingt es aber einem der Spieler nicht, den Haufen umzuschlagen, so muss er seinem Vordermanne eine unbezeichnete Kartoffel geben, wird aber vom Spiele nicht ausgeschlossen.

2. Ein eigenthümliches Spiel ist das »Lochspiel« (çevále), das auch von Erwachsenen geliebt wird. Am Spiele können sich nur zwei Personen betheiligen. In einem Brette werden 12 Löcher in zwei gleichen Reihen ausgehöhlt. Nun werden 27 Steine ungleichmässig in alle Löcher vertheilt. Jeder der Spieler erhält nun durch das Los eine Lochreihe, worauf

[1] Aehnlich bei Haltrich-Wolff a. a. O. S. 192.

der Beginnende aus dem Loche seiner Reihe, in welchem sich die meisten Steine befinden, dieselben herausnimmt und, mit dem ersten Loche beginnend, in jedes Loch je einen Stein legt; bleibt ihm dabei ein oder mehrere Steine übrig, so legt er dieselben in je ein Loch seines Gegners, der nun das Spiel mit seiner Reihe fortsetzt. Nach der ersten Tour nehmen die Spieler alle die Steine aus den Löchern ihrer Reihe heraus, die paarweise (2, 4, 6, 8 u. s. w.) in den einzelnen Löchern vorzufinden sind, worauf das Spiel fortgesetzt wird und nach jeder Tour die paarweise zu liegen kommenden Steine herausgenommen werden. Wer am Schlusse des Spieles die meisten Steine herausgenommen hat, ist der Sieger.[1]

3. Beim »Schwarz- oder Weiss-« Spiel (káles te párnes) wird eine Muschel — die im Aberglauben der Zigeuner übrigens eine grosse Rolle spielt — auf der einen Seite geschwärzt, auf der anderen weiss gelassen. Nun theilen sich die Spieler in zwei Parteien, die Partei der Weissen und die der Schwarzen, deren jedes Mitglied in die Kasse seiner Partei je eine Nuss oder eine Kartoffel u. dergl. legt; die Muschel wird nun abwechselnd von je einem Mitgliede der beiden Parteien in die Höhe geworfen. Je nachdem beim Herabfallen der schwarze oder weisse Muscheltheil oben liegt, hat die weisse oder schwarze Partei gesiegt und erhält aus der Kasse der Gegenpartei eine Nuss oder Kartoffel u. dergl. Ein ähnliches Spiel kannten auch die Griechen unter dem Namen »Ostrakinda«, Tag und Nacht.

4. Das sogenannte Cirke-Spiel ist bei den erwachsenen Knaben sehr beliebt. Ein rundes Holz von 8—10 Centimeter Länge, das an beiden Enden zugespitzt ist, heisst der Cirke (Lehnwort aus dem Ungarischen = Huhn). Mit einem drei-

[1] Ein ähnliches Spiel der heutigen Aegypter erwähnt Edw. W. Lane in seinem Werke: »Sitte und Gebräuche der heutigen Aegypter.« Aus dem Engl. übersetzt von J. Th. Zenker (Leipzig, Dyk 1852, II, 177).

bis viermal längeren Stabe wird nun der Cirke (spr. Tschirke) von einem durchs Los dazu bestimmten Knaben mit untergesetztem Stabe geschnellt oder durch einen Schlag auf eines der spitzen Enden aufspringen gemacht und dann aus der Luft geschlagen. Kann die Gegenpartei den so geschnellten oder geschlagenen Cirke auffangen, oder, wenn das nicht geschehen, damit von der Stelle, auf welche er gefallen, den quer auf die Erde bei der Schlagstelle niedergelegten Stab treffen, so hat der Schläger verspielt, und es tritt ein Anderer an seine Stelle.

Dies wären denn einige Kinderlieder, Reime und Spiele der siebenbürgischen Zigeuner. Es versteht sich von selbst, dass sie auf die leibliche und geistige Entwickelung dieses vielgeschmähten, aber von Wenigen gekannten Wandervolkes einen bedeutenden Einfluss ausüben. Dass wir unter diesen Spielen auch solche finden, die in der Kinderwelt auch anderer Völker bekannt sind, bestätigt nur die alte Wahrheit, dass es im Volksleben Gedanken und Ideen giebt, die nicht ausschliessliches Eigenthum eines einzelnen Volkes sind, sondern gar oft der ganzen Menschheit angehören. Finden wir doch unter den nordamerikanischen Indianern und den Zulukaffern Spiele, die in Deutschland seit Urzeiten gang und gäbe sind.

Mit diesen Kinderspielen hängen mehr oder weniger auch die Festgebräuche der siebenbürgischen Zeltzigeuner zusammen, die sich zumeist an die drei Hauptfeste unserer christlichen Kirche anschliessen und schon aus diesem Grunde unser Interesse in Anspruch nehmen können, weil sie, auf heidnischer Grundlage fussend, mehr oder weniger eine christliche Staffage haben.

Kommt der St. Michaelistag und mit ihm der Spätherbst ins Land gezogen, da denken die siebenbürgischen Wanderzigeuner, die die milde Jahreszeit unter luftigen Zelten und auf stetiger Wanderschaft zugebracht haben, daran, sich vor den Schrecknissen des transsilvanischen Winters, so gut es

eben geht, zu schützen, indem sie an den — gewöhnlich südlichen Berglehnen der Karpathen sich Erdhöhlen bauen und die sogenannten »Winterquartiere« herrichten. Gewöhnlich werden die Erdhöhlen, welche der Stamm, dessen einzelne Genossenschaften (máhliyá) sich zur Winterszeit vereinigen, auch im verflossenen Winter bewohnt hat, wieder »wohnbar« gemacht, Bevor jedoch der Stamm seine Winterquartiere endgültig bezieht, wird vor jeder einzelnen Erdhöhle ein Feuer mit Stechapfelstauden angemacht; auf den Kohlen wird dann Alaun verbrannt, und wenn dieser aufhört zu brodeln, so nimmt man ihn vom Feuer und wird finden, dass er die Gestalt der Person angenommen hat, die im Laufe des Winters dem Stamme eventuell Schaden zufügen könnte. Um dies zu vermeiden, wird der gebrannte Alaun zerstossen und einem schwarzen Hunde zum Fressen gegeben. Dann sticht der Aelteste jeder Sippe (gákkiyá) mit einer im Feuer erhitzten Nadel mehrere Löcher in ein Stechapfelblatt und sagt bei jedem Stiche einzeln: »Dies das Auge, dies der Mund, dies die Hand, dies das Herz« u. s. w. und verbrennt dann das Blatt, im Glauben, dadurch den vermeintlichen Feind unschädlich gemacht zu haben. Sind die armseligen Habseligkeiten in den Erdhöhlen untergebracht, dann versammelt der Wojwode seinen Stamm und »zählt die Häupter seiner Lieben«, aber da fehlt nicht selten gar manches »liebe Haupt«, das entweder irgendwo in Dienst getreten oder, mit den Behörden in Kollision gerathen, ins »kühle Haus«, in den Kerker gesetzt worden ist. Nach allgemeiner Schmauserei wird unter Gesang und Tanz eine mit Tannenreisig und Epheu umhüllte Strohpuppe, der »schwarze Mann« (kálo mánush) verbrannt und die übrig gebliebene Asche in den Erdhöhlen verstreut, um die »bösen Geister« den Winter über fern zu halten. Dieser »schwarze Mann« stellt wahrscheinlich den Tod dar, worauf der Gebrauch hinzuweisen scheint, dass jede Sippe (gákkiyá) etwas Asche von der verbrannten Puppe in einem Säckchen aufbewahrt, um damit vorkommenden Falles die Fusssohlen

Todtkranker einzureiben, die dadurch den Tod von sich fern halten können.

Langsam und unbemerkt ist der Spätherbst in den Winter übergegangen, und da beginnt die Zeit der Schrecknisse, des Elends und des Jammers für den transsilvanischen Zeltzigeuner. Voll resignirendem Humor ergiebt er sich ins Unvermeidliche und singt:

Perel yiv te brishindoro, Amen pál báro shilálo! Te shilyárás te merás, Mende cerçá náñi hás!	Bald es regnet, bald es schneit, Kälte herrscht jetzt weit und breit! Auf der grossen, weiten Welt Haben wir kein Heim, kein Zelt!
Pál ceroro gulo del Mende sik the sátyárel, The men o yiv mudárel, Ko les ákkor ásházel?	Dass im Frost wir nicht verderben, Dass vor Kälte wir nicht sterben, Hilf uns Gott, im Himmel droben, — Denn sonst wird dich Niemand loben!

oder:

Ná hin ákáná ñilay, Cin e vreme lulerváv; Te kámeskro tátipestár Devleskere báçt may jiál!	Rasch entfloh die Sommerszeit Und der Lenz ist noch gar weit; Mit dem warmen Sonnenschein Zieht auch Gottes Segen ein!
Cin krecuno hin çáben, Te yevende soviben, Pál pátráyi me ushcáv, Hin selenes e besá!	Bis Weihnachten, Gott sei Dank! Hab' ich reichlich Speis' und Trank, Und bis Ostern schlaf' ich halt! Wach' erst auf, wenn grün der Wald!

Die einzige Zerstreuung in dieser entbehrungsvollen Jahreszeit bildet auch für den siebenbürgischen Zeltzigeuner das Weihnachtsfest. Schon die Woche vorher wird mit der Bereitung verschiedener Heil- und Schutzmittel zugebracht. Hasenfett, in dieser Woche gesammelt, bildet ein Geheimmittel, das namentlich bei Liebessachen von guter Wirkung sein soll. Das Blut einer in der Weihnachtswoche erlegten Fledermaus heilt Thiere, die an Blähungen leiden. Am Weihnachtsabend gehen die Mulo[1] herum und stellen den Weibern

[1] Ueber den Mulo s. S. 93.

nach; es ist daher gut, wenn man eine Muskatnuss und etwas Kampfer in ein Tüchlein einbindet und dasselbe an den Eingang der Erdhöhle aufhängt. In der Christnacht reden die Thiere miteinander, doch darf man sie nicht belauschen, denn sonst könnte man von den Urmen (Feen), die um diese Zeit die Thiere besuchen und sie »segnen«, getödtet werden. Die Geister haben in dieser Nacht überhaupt besondere Gewalt, wie denn auch die Christnacht für Thiere und Menschen als bedeutend angesehen wird und sich mancher Aberglaube an sie knüpft. Schüttet man die Asche eines verbrannten Eschenzweiges in dieser Nacht unter die Pferde, so werden dieselben das ganze Jahr hindurch von dem Dämon, dem sogenannten Chagrin[1], nicht gequält werden. Wenn in dieser Nacht die Hunde viel bellen, werden im Jahre viele Todesfälle vorkommen; wenn hingegen die Schweine und Esel unruhig sind, werden bis nächsten Christtag viele Hochzeiten abgehalten werden. In dieser Nacht werfen die Zigeuner-Mädchen den Schweinen und Eseln gesalzenes Brot vor und beobachten das Grunzen und Schreien derselben, aus dem sie dann auf ihre Verehelichung schliessen; ist der Ton der Thiere hell und laut, dann heirathet die Maid bald. Knochen und Fischgräten in der Christnacht an die Bäume und auf die Felder geschüttet, vermehrt für das nächste Jahr die Fruchtbarkeit derselben. Es scheint dies der Rest eines Opfers, gebracht der Gottheit, welche über den Baum- und Flursegen waltete. Hiermit stehen auch die Wetterbeobachtungen in Verbindung; ist die Christnacht hell und klar, so ist der Frühling nicht mehr weit, und der Sommer wird trocken, beinahe ohne Regen sein; eine trübe, wolkige Christnacht bedeutet das Entgegengesetzte.

In der Christnacht kann man gar oft auch den »Allsamenbaum« sehen; es ist dies der heilige Baum des alten Indiens, von dessen Zweigen Honig herabträufelt, zwischen

[1] Ueber den Chagrin s. S. 72.

dessen Blättern wunderbare Vögel singen und der alle Samen der Erde trägt. Eine eigenthümliche Sage der siebenbürgischen Zigeuner über diesen »Allsamenbaum« lautet in wörtlicher Uebersetzung also:

»Viele, viele Tagereisen weit von hier gab es einmal ein Land, das glich einem schönen, grossen Garten mit vielen schönen Blumen, Kräutern und Bäumen. Das grosse Land umgab eine Mauer und ein grosser Fluss. Der grosse Wald am Ende des Landes lieferte den Leuten Holz und Wildpret. Lange Zeit hindurch lebten hier die Leute glücklich und zufrieden, aber wie es nun einmal in der Welt zu gehen pflegt, so geschah es auch hier, dass ein grosser Theil der Leute seine Pflicht vergass und sich dachte: es wird ja auch ohnedem alles beim alten bleiben! Sie hatten nämlich den Brauch unter sich, am Neujahrstage einen grossen, gemästeten Ochsen mit Blumen zu bekränzen, ihm einen Korb mit Eiern und Früchten um den Hals zu binden und ihn dann in den grossen Fluss zu werfen. Dies that jede Stadt und jedes Dorf, und sie thaten dies, ohne zu wissen warum, bloss deshalb, weil ihre Väter und Urgrossväter und auch deren Grossväter es ebenfalls gethan hatten. Tausend Jahre thaten dies die Leute jedes Jahr am Neujahrstage. Als nun die meisten Städte und Dörfer keinen Ochsen mehr in den grossen Fluss warfen, zog ein fremder Mann von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und sagte den Leuten, sie thäten ganz recht, wenn sie keinen Ochsen mehr in den Fluss würfen, sie sollten ihn lieber abschlachten und verzehren. Der Mann, der dieses sagte, war schwarz wie der Russ, und Niemand sah ihn je schlafen. Ueberall war er zugegen und unterhielt sich mit den Leuten. Als der Neujahrstag herankam, schlachteten nun die Leute den Ochsen, zündeten ein riesiges Feuer an und bereiteten sich aus dem Fleische mancherlei Speisen, die sie verzehrten. Dies gefiel den Leuten so sehr, dass sie beschlossen, von nun an jeden Monat einen Ochsen gemeinschaftlich zu verzehren. Es vergingen so einige Jahre, da kam eine grosse Hungers-

noth unter die Leute. Da brachen viele Leute ein grosses Loch durch die Mauer, welche das Land umgab, und zogen in die Welt. Nimmer kehrten sie in die Heimath zurück. Die Menschen, die im Lande blieben, lagen elend am Boden, denn weit und breit war nichts Essbares zu finden. Alle Bäume, Kräuter und Gräser verdorrten in der grossen Hitze, die im ganzen Lande herrschte. Bald sah man keinen Grashalm, keinen Baum mehr stehen.

Zur selben Zeit lebte in einem Dorfe dieses Landes ein gar frommer Mann; der ging nun einmal hinaus auf das verdorrte Feld, setzte sich am Ufer des grossen Flusses nieder und sagte zu sich: »Alle Bäume, Kräuter und Grashalme sind vertrocknet, und wir haben keinen Samen mehr, um säen zu können!« Da kam aus dem Wasser ein alter Mann hervor und sagte: »Du bist ein frommer Mann, und weil es noch fromme Leute giebt, so will ich euch noch einmal helfen, obwohl ihr seit vielen Jahren keinen Ochsen in diesen Fluss geworfen habt. Komm' und folge mir!« Und er führte den frommen Mann in den Fluss hinein und tauchte mit ihm unter das Wasser. Am Grunde des Wassers öffnete der alte Mann eine Thür, und das Wasser verschwand. Sie traten auf eine unendlich grosse Wiese. Da stand ein grosser Baum, auf welchem alle Blumen, Kräuter und Früchte der Erde wuchsen, und dessen Gipfel bis in den Himmel hinauf reichte. Der alte Mann blieb unter dem Baume stehen und sagte: »Dieser Baum trägt alle Früchte und Samen der Welt! Ich will dir nun allerlei Samen geben, damit ihr wieder säen könnt! Doch dürft ihr nicht mehr auf den Rath des fremden schwarzen Mannes hören, der euch nur zum Bösen verführt, sondern ihr müsst jedesmal am Neujahrstage einen Ochsen in den Fluss werfen, denn sonst kommt wieder die Hungersnoth über euch.« Er gab nun dem frommen Manne allerlei Samen vom Baume und führte ihn zurück ans Ufer des grossen Flusses. Er vertheilte nun den Samen unter die Leute, und bald hatten sie wieder allerlei Samen, von denen

sie ihre Lebensmittel ziehen konnten. Den frommen Mann aber wählten die Leute zu ihrem König, und jede Stadt und jedes Dorf liess von nun an am Neujahrstage wieder einen Ochsen in den Fluss werfen . . .«

Dieser »Allsamenbaum«, dessen Ende eine riesige Schlange im Munde hält, ragt bis in den Himmel hinein, und schon sein Anblick macht jung. Um diesen Allsamenbaum sehen zu können, schlagen die transsilvanischen Zeltzigeuner auf dem nächstgelegenen Hügel ein Weidenbäumchen in die Erde, dessen Zweige sie in Knoten schlingen; daneben schlägt man ein Tannenbäumchen ein und umwickelt beide Bäumchen mit einem rothen Faden; dies nennen sie »Verheirathung der Bäume«. Am nächsten Tage werden diese Bäumchen verbrannt und die Asche derselben von den Weibern zu verschiedenen Geheimmitteln verwendet. Gar oft geschieht es in dieser Nacht, dass in der Nähe dieser Bäumchen der »Allsamenbaum« erscheint. Wer ihn erblickt, darf bis zu seinem Verschwinden kein Wort sprechen, sonst wird er wahnsinnig. So wurde vor vielen Jahren der 1886 verstorbene Zigeuner-Greis Pischta Laboschu des Aschani-Stammes wahnsinnig, weil er beim Anblick des Allsamenbaumes ausgerufen haben soll: »Ist das Honig oder Wein?« —

Am ersten Christtag, bevor »die verheiratheten Bäumchen« verbrannt werden, versammeln sich die Leute in aller Frühe auf dem betreffenden Hügel, und während einige das Feuer anmachen, bilden Männer und Frauen eine zusammenhängende, lange Reihe, und während sie sich drei Schritte nach vorn und drei Schritte nach links bewegen, singen sie dazu Lieder, oft heterogenen Inhalts; gewöhnlich wird dabei dies Lied in einem schnellen, monotonen Takte gesungen:

Sigo ável kolondá,	Christtag wird sehr balde nah'n,
Kásht, mánro ná dikhelá;	Ach! seit lang kein Holz wir sah'n;
Delá sháloske bicá	Ende Gott des Armen Noth,
Káshtá enke máriklá.	Schick' ihm Holz und weisses Brot.

Nach Schluss des Liedes bleiben sie stehen, und eine kurze Weile sich bald rechts, bald links biegend, thun sie mit dem Ruf: »O rother, o schwarzer, o weisser Vogel! gieb uns Brot!« (Oh lolo, oh kálo, oh párno cirikleyá! de menge máriklá!) eine Bewegung nach vorwärts. Nach diesem Ruf beginnen sie ihre früheren Bewegungen und den Gesang von neuem, was sie erst nach Verbrennung der Bäumchen einstellen. Unter dem rothen, schwarzen, weissen Vogel verstehen sie die »Himmelsvögel», die den Menschen nützen oder schaden.

Nach diesem Feste begeben sie sich in die Erdhöhlen, wo jeder Familienälteste seine Stiefel oder Bundschuhe auszieht und in dieselben etwas Asche von den verbrannten Bäumchen streut, worauf jedes männliche Familienmitglied diese Beschuhung anziehen muss. Es heisst: dadurch werde die Anhänglichkeit der Familienmitglieder untereinander bestärkt. Sollte dies wohl nicht mit dem deutschen Rechtssymbol zusammenhängen, demgemäss »mit Einem in den Schuh steigen« so viel bedeutet als Annahme an Kindesstatt?[1]

In den drei Christnächten kann man auch zu grossem Reichthum gelangen, vorausgesetzt, dass man beim Unternehmen Muth und Unerschrockenheit besitzt. Ich will nur zwei bisher weniger oder gar nicht bekannte Gebräuche anführen, die sich meines Wissens auch bei anderen Völkern vorfinden. In einer der drei Festtagsnächte wird ein Holzgestell, ähnlich einer Bahre, dreimal um eine Kirche getragen. Es muss dies binnen einer halben Stunde nach Mitternacht geschehen, ist aber gar schwer zu vollbringen, denn die Mulos, die zu dieser Zeit unsichtbar sind, setzen sich auf dies bahrenähnliche Gestell und machen es so schwer, dass die Träger es nicht fortschaffen können; dann sind sie verloren und werden von den Mulo-Leuten getödtet. Darum

[1] Vgl. Grimm, Rechtsalterthümer 155, 463; Rochholz a. a. O, S. 380.

muss Einer mitgehen, der mit einem neuen, nie gebrauchten Leinenstück das Holzgestell fortwährend wischt, damit sich diese dämonhaften Wesen nicht darauf setzen können. Kommen die Leute mit dem Tragen dieses Gestelles zustande, so erhält im Laufe des Jahres Jeder von ihnen einen Haufen Geld. Viel sicherer — heisst es — ist das Vorgehen, wenn man die zuletzt beerdigte Leiche aus dem Grabe scharrt und in einer der Christfestnächte dreimal um eine Kirche zieht; dabei müssen nur zwei Lebendige zugegen sein; der eine schleift die Leiche, während der andere mit einer gabelförmigen Weidenruthe, deren obere Enden drei Knospen haben, fortwährend auf die Leiche einhaut, damit sich die Seele derselben entferne. Gefährlich aber ist dies Unternehmen, weil die herumflatternde Seele sich leicht in den Körper der Lebenden hineinzieht und sie zum Selbstmord bewegt. Dass dergleichen Unternehmungen die transsilvanischen Zigeuner in früheren Zeiten ausgeführt haben mögen, bezeugt der Umstand, dass im Jahre 1831 zwei Zigeuner des Leïla-Stammes wegen überwiesener Leichenschändung in der Christnacht zum Tode am Galgen verurtheilt wurden. Das Urtheil wurde am 2. Februar 1832 zu Szitasch-Keresztur an ihnen vollzogen. Sie hiessen Nikolaj Vretschan und Michael Mastreho. So erzählte es mir eine Matrone dieses Stammes.

Der übrige Theil des Winters ist für den siebenbürgischen Zeltzigeuner weniger dazu angethan, ihm Lust und Liebe zu abergläubischen Experimenten einzuflössen. Erst mit des Frühlings Beginn nimmt für ihn ein neues, leichteres und sorgenloseres Leben seinen Anfang. Geht die für den Zeltzigeuner so trübe Faschingszeit zur Rüste, so beginnt für ihn mit Eintritt des April, der den widerspenstigen Schnee zurücktreibt in das hohe, kahle Gestein der höchsten Gebirgsspitzen, die fröhliche Zeit des Wiedererwachens. Langsam und unbemerkt schwellen die Bäche an und steigern ihr Rauschen, und allmählich zieht sich der Schnee zurück in das Dunkel des steil ansteigenden Hochgebirges. Doch hier

auch schütteln schon die himmelanstrebenden Tannen und Fichten, müde des langen Tragens und Duldens, die weisse, eisumkrustete Kappe von ihren hohen, schlanken Wipfeln, und in schweren Klumpen klatscht der Schnee von den niedergedrückten Aesten, »die sich, so jählings von ihrem Drucke befreit, wie unter einem erleichternden Athemzuge hastig in die Höhe schnellen.« Und kaum prangt die Erde in ihrer ersten Lenzesherrlichkeit, da beginnt auch in den Winterquartieren neues Leben sich zu regen.

Jedes Volk, das noch nicht ganz und gar in den Rahmen unserer komplizirten Kulturbestrebungen eingetreten ist, feiert des Lenzes Wiederkehr mit verschiedenen, für die Volkskunde stets interessanten Gebräuchen. Was Wunder, wenn auch die transsilvanischen Zeltzigeuner, die im Winter und Sommer, zu jeder Zeit des Jahres, draussen in der freien Natur ihr »Heim« haben, die Wiederkehr der milderen Jahreszeit durch verschiedene Gebräuche feiern. Für den Wanderzigeuner ist eben der Winter die Zeit der Rast, aber auch des Hungerns und Darbens; wenn aber »grün der Wald«, und die laue Sommerluft sein Zelt umweht, dann vergisst er Armuth und Elend, Noth und Pein:

Ňiláye o gulo kám mán tátyárel,	Golden scheint auf mich der Sonnenschein,
Mro coripen ákáná mán bisterel!	Macht vergessen mich die Noth und Pein!
So me keráv, the me som coro?	Was kann ich dafür, dass ich so elend, arm?
Mánge dostá, the o kám táto!	Mir genügt's, dass jetzt die Sonne scheint recht warm!

Die fast allen europäischen Völkern eigenthümliche Idee vom Kampfe der beiden, schon von den Alten personifizirten Jahreszeiten, Winter und Sommer, findet sich auch bei den siebenbürgischen Zeltzigeunern vor, deren diesbezüglichen Gebräuche meiner Ansicht nach mehr oder weniger auf ihre Urheimath, auf Indien hinweisen, wo um diese Zeit

der Sieg der Göttin Talami über den Herrscher der Finsterniss (des Schattens) gefeiert wird.

Schon am Nachmittage des Sonntages vor Ostern wird »die Alte zersägt« (pçures yon cinen), d. h. der Winter bezwungen; das Volk giebt dabei gleichsam den zuschauenden Chor ab und preist den Ueberwinder, indem es folgendes heterogene Lied singt:

Devlá diñál te cirlá	Gott, du hast die Welt entzückt,
Lume mreske luludyá,	Hast mit Blumen sie geschmückt,
Enke tátyáres lumá,	Hast erwärmt die weite Welt
Enke diñál páshálá;	Und den Ostertag bestellt;
Devlá já tu pál mánge,	Kehr' nun, Gott, bei mir auch ein,
Kere more shuládyom,	Meine Hütt' ist ausgefegt,
Kay skámino me shárdyom!	Reines Tischtuch aufgelegt!

Es wird nämlich ein Strohpopanz in Frauenkleidern auf einem freien Platze über Balken gelegt, von den Anwesenden mit Knütteln geschlagen und dann von vermummten Männern entzwei gesägt und schliesslich verbrannt. Diese Ceremonie gilt der »Schattenkönigin« (ushályákri thágári), und heisst daher dieser Sonntag vor Ostern der »Schattentag« (ushályákri jives). Diesem Popanz werden Kleider der zuletzt Witwe gewordenen Frau angezogen, die sie gerne hergiebt, nachdem ihrem Glauben gemäss das Verbrennen der Kleider für einen Gruss an ihren verstorbenen Gemahl gilt und dieser, dadurch gebannt, sie heimkehrend nicht besuchen kann.

Die ganze Charwoche hindurch beschäftigen sich die transsilvanischen Zeltzigeuner mit der Verfertigung von Zauber- und Charlatanmitteln, von denen ich einige hier mittheilen will.

Haselruthen, in der Charwoche geschnitten, beschützen vor dem Blitze Gebäude und Zelte, in denen sie aufbewahrt werden. In dieser Woche kommt auch die Haselschlange, die sonst hundert Meilen tief in der Erde haust, zwischen die Wurzeln des Haselstrauches. Wer sie bei der Gelegen-

heit, wo sie den Osterthau trinkt, fangen kann, der wird vor Schaden und Unglück bewahrt und erlangt sogar allerlei übernatürliche Gaben und Kenntnisse. Solche Haselschlangen verkaufen die schlauen Zigeunerinnen der rumänischen Landbevölkerung Siebenbürgens am ersten Ostertage dutzendweise; sie fangen nämlich schon den Sommer vorher kleine, junge Eidechsen, die sie getödtet an der Sonne oder am Feuer trocknen und dörren, dann den Kadaver mit einer Lackmuslösung färben und schliesslich dies Wunderthier den leichtgläubigen Bäuerinnen verkaufen. Ein gabelförmig endender Haselzweig, der in der Christ-, Charfreitags- oder Johannisnacht mit einem noch nie gebrauchten Messer abgeschnitten wird, besitzt die kostbare Befähigung, unter der Erde liegende Metalle, Erzgänge, Schätze und Wasser aufzufinden, aber nur in dem Falle, wenn man das besondere Glück gehabt hat, den Zweig gerade zu der Zeit zu schneiden, zu welcher die Haselschlange ein Ei gelegt hat. Um die Befähigung dieser Wünschelruthe zu erproben, fasst man dieselbe mit beiden Händen so, dass man die beiden dünnen, gabelförmigen Enden des Haselzweiges in die Hände nimmt, indem man die kleinen Finger gegeneinander, die Daumen aber aufwärts kehrt, so dass die Ruthe dem Himmel zugewendet ist; sodann durchschreitet der Suchende, ohne einen Ton von sich zu geben, die Gegend, wo er Schätze vermuthet, und wenn er dem gesuchten Gegenstande nahe kommt, so wendet sich die Ruthe um, indem das gegen den Himmel stehende Ende gegen die Erde schlägt. Eine weisse Flamme bricht dann aus dem Erdboden, wo der Schatz vergraben liegt, hervor; um diese Flamme muss der Suchende dreimal im Kreise gehen und den Spruch hermurmeln:

Pçuvusheyá, Pçuvusheyá!	Phuvusch-Mann, Phuvusch-Mann![1]
The árákáv somnákuñá:	Wenn ich das Gold finden kann:
Tut me sigo sátyáráv,	Will ich dein Heil erretten,
Keráv tute trin láncá;	Machen lass' ich drei Ketten;

[1] Ueber den Phuvusch siehe Seite 69.

Yeká keráv devleske,	Die eine für Gott, so gütig und hold,
Somnákuñi guleske;	Die lass' ich machen aus lauterem Gold;
Jesuseske, rákleske	Für Jesus Christus, das Gotteskind,
Dáv me yeká rupune;	Zur Kette ich blankes Silber find';
Keráv ákkor me trite	Die dritte, die lass' ich machen, traun!
Gule Máriáke!	Für Maria, die schönste aller Frau'n!
Devleske ánáveste prejiá!	Im Namen Gottes, weich' von mir!

Dann kann er den Schatz heben.

Wer zu Ostern ein Eulenei findet, kann gar leicht in den Besitz des »Glückswurmes« (kirmo báçtálo) gelangen; denn zu dieser Zeit legt die »Eulenmutter« Eier, die, in die Erde unter einen Haselstrauch vergraben, nach sieben Jahren ein Würmchen enthalten, das den jeweiligen Besitzer reich und glücklich macht. Dieser Glaube ist unter den transsilvanischen Zeltzigeunern so sehr verbreitet, dass — wie ich selbst Augenzeuge davon war — sie schon wochenlang vor Ostern nach Eulennestern ausspähen, um dann die Eier am Ostertage sich anzueignen. Ein Märchen der siebenbürgischen Zigeuner, das ich hier in genauer Uebersetzung mittheilen will, illustrirt gar treffend diesen Osterglauben. Es lautet also:

»Vor vielen Jahren lebte einmal im Stamme der Aschani ein Ehepaar, das geizig und ruchlos von allen Stammgenossen gemieden wurde. Zum Glück hatte Gott diese Ehe nur mit einem Kinde, einem Sohne, gesegnet. Als dieser Sohn heranwuchs, da hatte sein Vater und seine Mutter Tag und Nacht keine Ruhe, denn obwohl es ihnen leid that um das Essen, das sie ihrem Söhnchen verabreichten, so dachten sie, dass sie mit diesem ihrem Kinde ihr Glück machen würden. Die Mutter hatte nämlich in einer Osternacht, nachdem sie am Abend vorher Fische gegessen hatte,[1] geträumt, dass ihr eine »kluge« Frau (die im Besitze von Geheimmitteln ist) ge-

[1] Fische, vor dem Schlafengehen gegessen, bewirken dem Glauben der Zigeuner gemäss Träume, die früher oder später in Erfüllung gehen.

sagt habe, ihr Sohn werde das Ei der Eulenmutter finden und reich und glücklich werden. Dies stak nun den geizigen Eltern im Kopfe. Ihr Sohn war gerade sechzehn Jahre alt, als dieser Stamm das Fest der Schattenkönigin feierte. Die Leute führten die Gestalt der Schattenkönigin hinaus in den Wald und wollten sie gerade verbrennen, als ein Maschurdalo[1] heranstürmte und rief: »Was, ihr wollt ein Weib verbrennen! Her damit!« Die Leute liefen erschreckt zu den Zelten zurück, als der Maschurdalo die Strohpuppe ihnen entriss; nur der Sohn der geizigen Eltern blieb ruhig am Platze. Als ihn der Maschurdalo bemerkte, rief er: »He, du Junge! Du entschlüpfst mir nicht! Komm' her! du sollst dies Weib mir nach Hause tragen; dann werde ich dich schlachten und verzehren!« Der junge Zigeuner musste nun die Strohpuppe aufheben und mit dem Maschurdalo nach dessen Wohnung hoch hinauf ins Gebirge gehen. Als sie in das Haus des Maschurdalo eintraten und derselbe die Strohpuppe untersuchte und fand, dass sie kein menschliches Wesen sei, da rief er erschreckt aus: »Du bist ein Zauberer! Du hast dies Weib in eine Strohpuppe verwandelt! Verzeihe mir und lass mir das Leben, ich will dir alles geben, was ich habe!« Schnell gefasst versetzte der Jüngling: »Ja, du hast recht! Ich bin ein Zauberer und will nun sehen, was du eigentlich besitzest!« Hierauf ging er mit dem Maschurdalo aus einem Zimmer in das andere und fand endlich in dem letzten Zimmer eine wunderschöne Maid. Er fragte den Maschurdalo: »Wer ist diese Maid?» — »Sie ist die Tochter eines Königs«, versetzte der Maschurdalo, »und soll jetzt zu

[1] Der Maschurdalo (wohl richtiger Maschmurdalo d. i. Fleischtödter) ist ein Riese, der grosse Vorliebe für Fleisch, besonders Menschenfleisch hat, doch muss dasselbe von gesunden Individuen herrühren. Er haust in Einöden und Wäldern, wo er Thieren und Menschen auflauert. Infolge seiner grossen Dummheit und Leichtgläubigkeit wird er von den Menschen gar häufig überlistet und seiner grossen Schätze beraubt. Wer ihm in der Noth beisteht, dem ist er stets behülflich.

Ostern meine Frau werden!« Der Jüngling sagte: »Das wird sie nicht werden! Ich werde sie mit mir führen! Deine Schätze kannst du behalten, wenn du mir ein Ei der Eulenmutter verschaffst!« — »Das sollst du haben,« versetzte der Maschurdalo, »ich führe dich hin zu ihrem Nest«! Und er führte den jungen Zigeuner noch weiter hinauf in das Gebirge, wo auf einem Baume aus goldenen Strohhalmen das Nest der Eulenmutter selbst stand. Der Maschurdalo holte ein Ei herab und sprach: »In diesem Ei, das schon vor sieben Jahren die Eulenmutter gelegt hat, ist der Glückswurm schon drinnen!« Der Jüngling legte das Ei in seinen Sack, holte sich die schöne Königstochter ab und ging zu seinen Eltern. Als er ihnen sein Abenteuer erzählte, da freuten sie sich so sehr, dass sie vor Freude starben. Der junge Zigeuner beschenkte seinen Stamm reichlich und zog zum König, dem Vater der schönen Maid, die er bald heirathete und in Glück und Frieden bis an sein seliges Ende lebte . . .«

Gleich der Eule hat auch der Kuckuck seine Bedeutung für die Osterwoche. Während dieser Zeit unter einem Baume zu stehen, worauf sich ein Kuckuck setzt und schreit, wird für eine gute Vorbedeutung gehalten. Wer ein Nest mit einem Kuckucksei zu Ostern findet, wird das ganze Jahr hindurch in seinen Unternehmungen Erfolg haben; wer aber diesen Vogel im Jahre zum erstenmal gerade zu Ostern und zwar in sitzender oder liegender Stellung schreien hört, der wird das ganze Jahr hindurch krank sein, und um solches zu verhüten, muss er neunmal um den Baum gehen, auf welchem der Kuckuck sass, und etwas von der Rinde essen. Wer seiner Sau zu Ostern Kuckuckseier oder Euleneier zu fressen giebt, bekommt von derselben in demselben Jahre viele und schöne Ferkel. Wer am ersten Ostertage einen Schmetterling sieht, wird den Sommer über Tag für Tag betrunken sein; wer Frösche oder Fische schwimmen sieht, wird den Sommer über nur Wasser trinken; und wer eine Schlange erblickt, der bekommt im Laufe des Jahres viele Geschenke.

Das eigentliche Frühlingsfest ist bei den transsilvanischen Zeltzigeunern der »grüne Georg« (seleno Georgio), der St. Georgitag, der nicht nach dem Kalender, sondern bei den meisten Zigeunerstämmen gewöhnlich am zweiten Ostertage abgehalten wird.

Am zweiten Ostertage, schon zeitig in der Frühe, strömen die braunen Zeltbewohner an einen abgelegenen Ort, wo sie vor jeder fremden Einmischung sicher sind. Am Vorabende wird zu dieser Festlichkeit ein Weidenbäumchen gefällt. Nun werden Blumen, Kränze und Laubgewinde am Stamme befestigt. Dieser Baum wird von den Burschen aufgehoben, worauf sich der Zug an einen abgelegenen Ort begiebt, wo der Stamm in den Boden eingetrieben wird. Die Hauptfigur des Festes ist ein Bursche, der vom Kopf bis zu den Füssen in grüne Blätter und Zweige und Blüthen eingehüllt ist und eben deshalb der »grüne Georg« heisst. Während die Zeltbewohner sich um den geschmückten Weidenstamm lagern, giebt der »grüne Georg« dem Vieh seiner Stammgenossen eine Handvoll Gras zu fressen, wodurch dasselbe das ganze Jahr hindurch überall saftiges, frisches Grün in Hülle und Fülle finden soll. Dann wirft der »grüne Georg« drei eiserne Nägel, die vorhergehend drei Tage und drei Nächte im Feuer gelegen haben, ins nächste fliessende Wasser, um dadurch die Nivaschi, die Wassergeister, dem Stamme günstig zu stimmen. Schliesslich wird der »grüne Georg« zum Scheine ins Wasser geworfen, zum Schein, denn in der That wird nur ein laubumwundener Popanz den Fluthen übergeben. Den Schluss dieser Festlichkeit bildet die Vertheilung des sogenannten Georgi-Kuchens, welcher die geheimnissvolle Kraft besitzt, dass Jeder, der davon zehrt, sich mit dem Geber, sei er ihm auch noch so sehr verhasst, versöhnen muss.[1] In dieser Nacht darf Niemand im Freien schlafen, denn die Hexen können ihm gar leicht ein Leid zufügen.

[1] Siehe Seite 76.

Ein Weib, das an diesem Tage niederkommt, kann — wenn nicht sofort Vorsichtsmaassregeln getroffen werden — gar leicht Kröten zur Welt bringen; hierauf bezieht sich das folgende Lied:

Adá ráklyi mán çoçádyás,	Jene Maid, die mich belogen,
Te mán bicáces thávdyás,	Die mich treulos hat betrogen,
Andre cik yoy the kernel	In dem Koth verfaulen mag
Andre jivese Gregoreskro.	An dem heil'gen Georgstag.
Aráçádyol, ákáná	Liegt sie dann in Kindesnöthen,
Eftá máy báre jámpá	Sollen sieben grosse Kröten
Çáven leskre perá	Fressen, fressen ihren Bauch
Te bicáce vodyá!	Und ihr falsches Herze auch!

Ostern ist überhaupt die Zeit der »Liebesahnungen«.

Am zweiten Ostertage, dem »grünen Georgstage«, fasten die Zigeunerburschen und Maide und essen nur vom »Georgs-Kuchen« (márikli Gorgeskro), um sich dann beim Schlafengehen ein Frauen- beziehungsweise ein Männerkleidungsstück unter das Haupt zu legen, im Glauben, dass man dann seine zukünftige Ehehälfte im Traume sehen werde.

Noch eines besonderen Ostergebrauches der siebenbürgischen Zeltzigeuner müssen wir an dieser Stelle gedenken, der uns einen tiefen Blick in den geistigen, religiösen und sittlichen Zustand dieses Wandervolkes thun lässt. Am Abend des zweiten Ostertages nämlich verfertigen die transsilvanischen Zeltzigeuner ein hölzernes, einer Schachtel ähnliches Gefäss, das sie »Sendung, Gabe« (bicápen) benennen. An der äusseren Fläche des Bodens sind zwei Querhölzer angebracht, so dass das Gefäss die Gestalt einer Wiege hat. In dieses Gefäss werden Kräuter und andere Heilmittel, die vorerst jeder der Anwesenden mit den Fingern berührt hat, hineingelegt; dann wird das Gefäss mit rother und weisser Wolle umwickelt und vom Aeltesten der Anwesenden von Zelt zu Zelt getragen. Nachdem dies geschehen, wird das Gefäss zum nächstgelegenen fliessenden Wasser getragen und dort zurückgelassen, nach-

dem es jeder Einzelne der Truppe einmal angespien hat. Durch diesen sonderbaren Gebrauch glauben sie alle die Krankheiten, welche ihnen für das laufende Jahr vom Schicksal bestimmt worden sind, vertrieben zu haben. Kommt nämlich Jemand und findet das Gefäss, so werden ihn und seinen ganzen »Stamm« diese Krankheiten heimsuchen, wenn er das Gefäss öffnet und es nicht samt dem Inhalt desselben in den Fluss wirft.

Auch die Pfingstgebräuche der siebenbürgischen Zeltzigeuner beziehen sich zumeist auf die Vertreibung und Verhütung von Krankheiten, Unglück u. dergl. m. Pfingsten, dies wundervolle Fest des christlichen Kosmopolitismus, feiert auch der transsilvanische Zigeuner, freilich nach seiner Gefühlsweise, im Liede:

Shukár ciriklo shádel,	Froh das Vöglein im Walde singt,
Romores ráklo çucel:	Froh das Zigeunerkindlein springt:
»Hei! pinkeshish már ável,	»Wird es nur einmal Pfingsten sein,
The hámár yevend brishtel!«	Ist vergessen des Winters Pein!«

Die Nacht vor Pfingsten ist besonders geeignet zum Verfertigen verschiedener Mittel, durch welche man sich vor Krankheiten schützen kann. Wenn Jemand das ganze Jahr hindurch gesund bleiben will, der muss in dieser Nacht einen Teig anmachen, in welchen er neun Zwirnfäden von verschiedener Länge hineinknetet; dann muss er diesen Teig in ein neues, nie gebrauchtes Tongefäss legen und das Ganze, sich der Wasserströmung zuwendend, in den nächstgelegenen Fluss oder Bach werfen, und zwar mit den Worten: »Gehe, gehe! komm nimmer zurück! Der Nivaschi (Wassergeist) soll dich fressen!« (Já tu, já! te ná ává! Tut the çál Niváshi!) — Wer in der Pfingstnacht drei Frösche findet, gelangt in den Besitz eines guten Mittels gegen das Fieber; denn die drei Froschlungen und Lebern, getrocknet und zu Pulver gerieben, werden in Branntwein dem Fieberkranken zu trinken gegeben, wodurch seine Krankheit »gebrochen« wird; jedoch

muss der Kranke beim Trinken die Worte hersagen: »Frösche in meinem Bauch, fresset alles Schlechte; Frösche in meinem Bauch, gebt dem Schlechten den Weg, damit es weggehe!« (Çuckerdyá pál m're per, çáven sáve miseçe; çuckerdyá pál m're, den miseçeske drom, odoy prejiál.) Bei diesen Worten muss der Kranke dreimal auf einen Kreuzweg speien; wer dann in den Speichel tritt, der bekommt das Fieber.

In der Pfingstnacht blüht auch die »blaue Blume« (vunete luludyi), die über verborgenen Schätzen aus dem Erdboden hervorspriesst; wer diese Blume, die gleich einer bläulichen Flamme weithin leuchtet, erblickt, der darf sie nicht pflücken, sondern er muss warten, bis sie sich in die Erde zurückzieht und dann kann er an dem Orte nach dem Schatze graben. Ebenso kann man bisweilen in der Pfingstnacht die »Unsichtbarkeit«, d. h. die Eigenschaft, in mondheller Nacht nicht gesehen zu werden, sich aneignen, wenn man um Mitternacht auf einen Kreuzweg geht, mit der linken Hand einen Kreis auf die Erde um sich selbst zieht und folgende Worte spricht: »Nicht sieh, wenn ich sehe; wenn ich nicht sehe, dann sieh du! Drei Phuvusche[1] mögen mir geben drei Haare auf meinen Kopf, damit mich Niemand sehe, wenn ich es nicht will!« (Ná dikh, káná me dikháv; káná me ná dikháv, átunci dikh! Trin Pçuvushá den mánge trin bálá upro pro m'ro shero; ná the dikhel niváso, káná me ná kámáv!) Mit diesen Worten legt der Betreffende Mist vor sich und entfernt sich nur beim Anbruch der Morgendämmerung aus dem Kreise und zwar im Glauben, dass auf seinem Haupte bald die erwünschten gewissen drei Haare wachsen werden, welche ein jeder Phuvusch besitzt, wodurch er eben in mondheller Nacht sich unsichtbar machen kann.

Das Pfingstfest nennen die siebenbürgischen Zeltzigeuner auch »weissen Sonntag« (párno kurko), und zwar, wie ich glaube, nicht aus dem Grunde, weil sie an diesem Tage neue

[1] Ueber den Phuvusch siehe Seite 69.

Leibwäsche anzuziehen für glückbringend glauben, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil sie an diesem Tage ein eigenthümliches Todtenfest begehen. In der Pfingstmorgendämmerung geht jeder einzelne Zeltbewohner für sich allein zu einem Baume oder Felsen, an welchem er so viel Eier zerschellt, als er Hingeschiedene zählt, an deren Tod er sich selbst noch erinnern kann. Gut ist es, wenn diese Eier aus einem Lerchenneste genommen worden sind, denn nach ihrem Glauben ist die Lerche der Lieblingsvogel der noch nicht ins Todtenreich gelangten Seelen; daher wird es auch für den kommenden Tag als gutes Zeichen angesehen, wenn man morgens beim ersten Austritt ins Freie eine Lerche singen hört. In weissen Kleidern begehen beide Geschlechter dies Todtenfest, und ich glaube daher, dass sie auch das Pfingstfest deshalb den »weissen Sonntag« nennen; weiss ist übrigens ihrem Glauben gemäss die Lieblingsfarbe der Todten.

Die Vögel spielen überhaupt in den Pfingstgebräuchen der transsilvanischen Zeltzigeuner eine grosse Rolle. Am Pfingstmorgen, bevor noch das Todtenfest begangen wird, stellen sich die jungen Mädchen hinaus ins Freie, und wenn sie im Osten Wolken bemerken, so werfen sie grüne Zweige in der Richtung gen Himmel und rufen die Worte: »Flieg' fort, Vogel, und nicht vertreib' meinen Liebsten!« (Prejia cirikleyá te ná trádá m're piránes!) Sie glauben nämlich, dass, wenn am Pfingstmorgen Wolken am östlichen Horizont schwimmen, in dem Jahre viele Maide ledig bleiben; wenn aber der östliche Himmel dunkelblau ist, dann heirathen viele Jungfrauen. Den Keim dieses Gebrauches finden wir vielleicht im indischen Mythos, demgemäss die glanz- und segenspendende Morgen- oder Frühlingssonne vom azurblauen Vogel herstammt, der die Nacht oder den Winter versinnbildlicht. Die Exkremente dieses azurblauen Vogels ist eben die Sonne, daher halten es auch die transsilvanischen Zigeuner für glückverheissend, wenn auf Jemanden Vogelmist aus der Luft herabfällt. Hiermit hängt wohl auch der Glaube der Zigeuner

zusammen, dass, wer zu Pfingsten das Ende eines Regenbogens finden könnte, der in den Himmel hinaufzusteigen und sich ewige Gesundheit und Schönheit von da zu holen imstande sei. Dem Glauben der transsilvanischen Zigeuner gemäss erlangt ein Kind aussergewöhnliche Schönheit, wenn »das die Erde berührende Ende des Regenbogens über dasselbe hinwegzieht«; daher heisst es im Liede:

Káná m're dáy mán kerdyás,	Als die Mutter mich gebar,
Upro ritos pásholyás,	Grüne Au' ihr Lager war,
Deshvárselvár ángruski	Und dann ist ein Regenbogen
Upro pro mán stráfelyi!	Ueber mich hinweggezogen!
Andákode den ráklá	Für mich gäbe schweres Gold
Vásh mán but' somnákuñá!	Deshalb Mancher, der mir hold!

Sieht man zu Pfingsten einen Regenbogen, so ist es gut, ein Messer in die Erde zu stecken und dasselbe bis zum Verschwinden des Regenbogens dort zu lassen; mit diesem Messer kann man am sichersten den »Tollwurm« unter der Zunge rasender Thiere schneiden. Auch ist es gut, wenn man zu dieser Zeit eine Kreuzspinne fängt, dieselbe in eine Schachtel legt und dann sieben Tage lang über den Rauch hängt; diese Spinne, bei abnehmendem Monde verzehrt, ist ein »sicheres« Heilmittel gegen den Kropf.

Schon lange vor Pfingsten aber verlassen die Wanderzigeuner ihre Winterquartiere, die Erdhöhlen und Hütten an den Abhängen der südlichen Karpathen, die gleich einem Nebelstreif von einem winzigen Eiland herüberschimmern, welches weltfern in der erhabenen Einsamkeit des Hochwaldes, im weihevollen Zauber des Urwaldfriedens ruht. Im Halbkreis von mächtigen Felsenwänden umschlossen, sind diese Winterquartiere geschützt vor den heftigen Stössen der Karpathenstürme; Wildvögel nur umkreisen die geborstenen Gipfel dieser Wände, an denen kein Pflänzlein Wurzel zu fassen vermag; der Steinadler ruht darauf, die Stürme fahren donnernd darüber hinweg, aber keines Menschen Fuss berührte je diese öden Felskolosse, an

denen viele Jahrhunderte vorübergezogen sind, langsam an ihnen die Wandlung vollziehend. Hier in der weltfernen Einsamkeit herrscht reges Leben zur Winterszeit. Kommt aber der Lenz ins Land gezogen, da ziehen die Zeltzigeuner wieder hinaus in alle Weltgegenden, um unter luftigen Zelten auf stetiger Wanderfahrt die Zeit bis tief in den Herbst hinein zuzubringen, und im Verlauf von einigen Tagen haben sie schon einigemal ihre Zeltlager abgebrochen und ihre Wohnsitze gewechselt. Sonder Schmerz, sonder Opfer, sonder Heimweh verlassen sie nach Verlauf von drei bis vier Tagen die bisherigen Siedelungen, packen Weiber, Kinder und die geringen Habseligkeiten, die leichten Zelte und Stangen auf den Wagen, wohl auch in Ermangelung eines solchen auf einen müden, alten Klepper und suchen sich neue Sitze in der Richtung, welche die Nothwendigkeit des Broterwerbs ihnen aufzwang. Doch bevor sie die Zelte abbrechen, reiten die Männer einmal im Kreise um dieselben, denn das Umreiten solcher Stätten bewahrt — ihrem Glauben gemäss — Ross und Reiter vor Schaden;[1] die Weiber aber nehmen eine Handvoll Erde mit, die sie auf den Boden der neuen Haltestelle streuen, und zwar thun sie dies im Glauben, »ihr Glück nicht zurückzulassen« an der Stelle, wo sie früher gelagert. Und nach tagelangem Marsch ist bald wieder eine Brücke, ein Graben oder eine Mauerruine gefunden, wo sie ihre luftigen Zelte aufschlagen und bettelnd, wahrsagend und hausirend die nächste Umgebung durchziehen.

Unter solchen Verhältnissen und in solcher Umgebung wächst und gedeiht das Zigeunerkind, das auf dem harten, oft kaum mit etwas Heu oder Stroh gepolsterten Schoss der Mutter Erde auf die Welt kam. Kinderwiegen sind

[1] Das Umreiten solcher Stätten und der Glaube, dass dies Ross und Reiter vor Schaden bewahre, findet sich auch bei den altgermanischen Stämmen vor und hat sich in den sogenannten Leonhardiritten und Leonhardifahrten erhalten. Vgl. Dahn, Altgermanisches Heidenthum in dem deutschen Volksleben der Gegenwart. (Bausteine I.)

ihnen unbekannte Möbel. Solange sie nicht auf den eigenen Füssen stehen können, kauern sie der Mutter auf dem Rücken, wie der Bärin ihre Jungen, und sind von vornherein, wie diese, aller Unbill der Witterung preisgegeben. Hitze und Kälte ficht sie dabei wenig an, nur der Wind ist ihnen ihr lebelang unausstehlich. Ohne Mantel und Hülle, fast ganz nackt wachsen sie zu Jünglingen und Jungfrauen heran. Nur unter diesen Kortorár trifft man den ursprünglichen zigeunerischen Typus an, welcher sich unter den ansässigen Zigeunern nur sporadisch findet. Man begegnet unter den Kortorár nicht selten geradezu Idealfiguren zigeunerischer Schönheit. Es ist eine Art chevaleresker Wildheit in diesen Leuten und zugleich ein Ebenmaass der Gesichtszüge und der Körperproportionen, das uns nicht selten überrascht. Der Körperbau des Zigeuners ist schlank und ebenmässig, die muskulösen Glieder gelenkig. Der mittelgrosse Kopf hat eine lange Form (dolichokephal); selten sind Kurzschädel (brachycephal). Nach Welcker[1]

[1] Welcker, Brachycephalia und Dolichocephalia insbesondere der deutschen Stämme. Kraniologische Mittheilungen V. — Vgl. Schwicker a. a. O. S. 104; Dieffenbach, Völkerkunde Osteuropas II. S. 320 ff; Blumenbach, Fr. J., Decas altera Collectionis suae craniorum diversarum gentium illustrata. Gotting. 1793. Varietatis primae specimina terna XI. Cingari genuini. (Der Schädel befindet sich im Anthropologischen Museum zu Göttingen.) S. ferner: Kopernicki, Ueber den Bau der Zigeunerschädel. Archiv für Anthropologie V. 267 ff.; Weissbach, Beiträge zur Kenntniss der Schädelformen österr. Völker. Medizin. Jahrbücher. Wien 1864. S. 55 ff. und Zeitschr. f. Anthrop. IX. Ergänzung 1879; Steinberg, Ein Schädelfund (Progr. des ev. Gymnasiums zu Schässburg 1874); Hovelacque, M. A., Sept crânes Tsiganes, Paris 1874. Revue d'Anthrop. II. 161, III. 234; und Précis d'Anthropologie, Paris 1887, S. 355; Topinard, Anthropologia kézikönyve, Budapest 1881, S. 599, 602, 516; Kogalnitschan, Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigans, Berlin 1837; Kremer, A., The Gypsies in Egypt. Anthr. Review Vol. II. 1864; Cronfurd, On the origin of Gypsies. The Anthrop. Review Vol. I. 1863 und IV. 1866; Rajendralála, On the Gypsies of Bengal. Memoris Anthr. Soc. of London, Vol. III. 1870; Virchow, Anthr. Korr. 1875; Bordier, La Géographie médicale, Paris 1884, S. 30.

zeigten Schädelmessungen bei Zigeunern auf die Schädellänge von 100 einen Breiten-Index von 76·3 und einen Höhen-Index von 73·9, die Differenz zwischen Breite und Höhe eines Zigeunerschädels beträgt also 2 Längentheile zu Gunsten der Breite. In der Schädelskala Welckers stehen die Zigeuner zwischen Schweden und Tataren. Es gehören also die Zigeuner ihrer Schädelbildung nach zu den Ortho- oder Mesokephalen, d. h. zu den mittleren Langköpfen. Das schwarze und glänzende Haar, der dichte und schwarze Bart, die Olivenfarbe der Haut, unter der auch nicht die geringste Röthe hervorschimmert, die feingespaltenen Lippen, die blendend weissen Zähne, die feurigen, von langen Wimpern beschatteten Augen verrathen am Zigeuner sofort den Fremdling. Die Gestalt ist immer von mittlerer Grösse; der schlanke und obwohl magere Körper ist doch wohlgebildet, die Bewegung der Glieder lebendig, ausdrucksvoll, bei Frauen und Mädchen sogar anmuthig, unter denen es auffallende Schönheiten vom schlankesten Wuchse und zierlichsten Gliederbau giebt. Sie haben auch ein dunkel angehauchtes und scharf geschnittenes Gesicht, die Stirn nicht hoch, aber fein; die Augenbrauen, schmal und scharf gezeichnet, erheben sich wenig über die Augen, das Auge aber ist gross, mandelförmig geschnitten, sehr dunkel, von verschleiertem Glanz, dem die etwas schweren Augenlider einen seltsam fremdartig berückenden Zauber verleihen; die etwas gebogene Nase und der geschweift geschnittene Mund sprechen von Leidenschaft, der die Zigeunerinnen jedes Alters in hohem Grade fähig sind. Von Gestalt sind die Zigeunerinnen schlank und geschmeidig, kraftvoll, mit einem Wort, die Schönheit der Zigeunerinnen in der Jugend hat etwas Fremdartiges, das an grossartig leidenschaftliche Frauengestalten des Alten Testamentes erinnert. Ihre Züge sind regelmässig, oft fein ausgemeisselt, sehr hervortretend und ausdrucksvoll. Kohlschwarzes Haar rahmt ihre gebräunten Gesichter ein, auf welchen ein warmes Erröthen duftet, das den Glanz ihrer dunklen, schwermuths-

vollen Augen erhöht, Augen, die unter scharf markirten Brauen und zwischen langen, horizontalen Wimpern bezaubernd leuchten. Trotz ihrer schönen Formvollendung haben sie doch einen wilden Beigeschmack. Es ist eben eine seltsame Mischung von Lieblichkeit und verhaltener Gluth, von edler Linienschönheit und robuster Derbheit der Formen, von markiger Ausprägung der Gesichtszüge und üppiger Weichheit zugleich, bei einem seltsam trüben, man möchte sagen, schwül melancholischen Hauch. Erhöht wird die Schönheit angesehener Zigeuner-Jungfrauen durch ihre Tracht, die den faltigen Weiberrock verschmäht und den Oberkörper zwanglos und phantastisch umgiebt; das Stirnband, mit Gold- und Silbermünzen dicht behangen, erhöht den Glanz der Augen. Charles Boner, der berühmte englische Reisende, schildert zwei solche Zigeuner-Mädchen, die er in Hermannstadt gesehen, in folgender Weise: »Wie sie in ihrem reichen Aufzuge dahinschiessen, stolzerfüllt und in dem Bewusstsein ihrer siegessicheren Schönheit! Mit leuchtenden Blicken werfen sie mir im Vorübereilen einen Gruss zu und lassen mich, ihnen nachblickend, versunken in staunende Bewunderung ihrer prächtigen, majestätischen Erscheinung. Ein gelbseidenes Tuch ist um ihren Kopf gebunden; darüber tragen sie einen grossen Shawl, dessen Enden in dichten Falten schwer herabhängen. Die weissen linnenen Aermel des Hemdleibes sind ausnehmend weit, und über die Schultern ist nachlässig eine mit Pelz gefütterte und verbrämte Jacke geworfen. Der Rock und der untere Theil ihres Anzuges ist von reichem Brokatstoff mit einer Schleppe hinten. Sie müssen eine Anzahl von Unterröcken anhaben, denn die dicke Seide bauscht sich nach allen Richtungen hin weit aus. Und so, in rauschendem Gewande, mit stolzem Anstand und grossen Herrscheraugen, die den Männern Ehrerbietung abzuzwingen scheinen, schreitet jede dahin gleich einer Königin des Orients.«[1] Doch so sind eben nur die Häuptlingstöchter

[1] Vgl. Schwicker a. a. O. S. 108.

und die angesehenen Frauen; aber auch die gewöhnlichen Weiber lieben die grellen Farben und vernachlässigen in ihrer Jugend nicht ihren Anzug. Sie sind gutherzig, leidenschaftlich, vertrauensvoll, grossmüthig und naiv in ihrer leicht weichenden Sittlichkeit.

Der Charakter der Zigeuner ist keineswegs ein erfreulicher. Die Pfeife mit übelriechendem Tabak gefüllt, in sonderbarem Aufzuge, mit allerhand den Zigeunern eigenthümlichen, höchst fatalen Angewohnheiten behaftet, nicht ohne Gottesfurcht, gewisslich aber voll grosser Menschenfurcht, die Rücken servil gekrümmt, man könnte beinahe sagen: auferzogen in devoten Manieren, die den anderen Völkern als unwürdig erscheinen, so sind die Wanderzigeuner, die Kortorár Siebenbürgens; die Ansässigen, die Gletecore, sind womöglich noch schlimmer; sie sind entschieden unkirchlicher gesinnt als ihre Stammgenossen, es sind auch manche internationale Gesellen darunter und sozialdemokratisch angehauchte vaterlandslose Existenzen, die von dem Kosmopolitismus das Schlimme, aber weniger das Gute, sich angeeignet haben. Ihre moralischen Eigenschaften zeigen eine sonderbare Mischung von Eitelkeit und Gemeinheit, Ziererei, Ernst und wirklicher Leichtfertigkeit, fast einen gänzlichen Mangel männlichen Urtheils und Verstandes, welcher mit harmloser List und Verschlagenheit, den gewöhnlichen Beigaben gemeiner Unwissenheit, begleitet ist; dabei zeigen sie noch eine entwürdigende Kriecherei in Thun und Wesen, darauf berechnet, Andere durch List zu übervortheilen; sie nehmen nicht die geringste Rücksicht auf Wahrheit und behaupten und lügen mit einer nie erröthenden Frechheit, da ihnen die Scham gänzlich mangelt. Der Schmerz der Prügel ist ihre einzige Berücksichtigung. In ihren Gefühlen sind sie mehr sinnlich als grausam oder rachsüchtig.[1] Und

[1] S. meine »Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner« (in Virchow-Holtzendorffs Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge Heft 12, II. Serie).

doch sind sie nicht höherer Gefühle bar! Hierfür spricht schon ihr reiches Liebesleben. Kaum würde man ahnen, dass das Herz des Zigeunerburschen auch die Liebe, »dieser Lavastrom der Seele«, mit all ihrem Freud' und Leid, ihrem Hangen und Bangen durchströmt, sieht man ihn, die Blösse des Leibes kaum noch in Lumpen gehüllt, an der Schwelle des reichen Hofbesitzers stehen, wobei seine demüthige Bitte um Arbeit und Brot gar sehr verräth, dass er schon einen tiefen, gar tiefen Zug aus dem Kelch des Elends gethan und frühzeitig schon den Nacken hat beugen gelernt. Und sehen wir dann die schwarzäugige Zigeunermaid träumerisch vor dem Zelte auf der Heide sitzen, das Auge bald auf das Fernste geheftet, bald auf das Kleinste und Nächste, alles mit gleicher Liebe umspannend, sich in das Einzelne sinnvoll versenkend, und dann wieder das schrankenlos Grosse im Gedankenfluge streifend, da glauben wir ihre Gedanken zu errathen und in Auerbachs »Barfüssele« einen Wiederhall solcher Stimmungen zu vernehmen: »Ueber alles menschliche Getriebe hinweg wurde Amrei oft ins Reich der Träume getragen. Frei schwang sich ihre Seele hinauf und wiegte sich in ungemessenen Bezirken. Wie die Lerchen in der Luft singen und jubeln und nichts davon wissen: wo ist die Grenze des Ackers von Diesem oder Jenem? ja, wie sie sich hinwegschwingen über die Grenzpfähle ganzer Länder, so wusste die Seele des Kindes nichts mehr von den Schranken, die das beengte Leben der Wirklichkeit setzt. Das Gewohnte wird zum Wunder, das Wunder wird zum Alltäglichen. Horch, wie der Kuckuck ruft! Das ist der lebendige Chor des Waldes, der sich selbst ruft und antwortet; und jetzt sitzt der Vogel über dir im Holzbirnenbaum, darfst aber nicht aufschauen, so fliegt er fort! Wie er so laut ruft, so unermüdlich! wie weit das tönt, wie weit man das hört! Der kleine Vogel hat eine stärkere Stimme als der Mensch. Setz' dich auf den Baum, ahme ihm nach. Still, vielleicht ist es doch ein verzauberter Prinz, und plötzlich fängt er an zu

reden. Ja, gieb du mir Räthsel auf, ich finde schon die Auflösung und dann erlöse ich dich, und wir ziehen in dein goldenes Schloss und nehmen die schwarze Maran und den Dami mit, und der Dami heirathet die Prinzessin, deine Schwester!« Da haben wir die Gefühle, die den Busen der Zigeunermaid durchfluthen; da gilt anfangs auch das ungewisse Hangen und Bangen »in schwebender Pein«; da gilt im wahren Sinne des Wortes das Lied:

Tel' ñirokokást besháv,	Lieg' im Walde müd' und matt,
Pro mán peren praytiñá;	Auf mich fällt leis' Blatt um Blatt;
E ciriklá kiçeven,	Vöglein singt in Waldeshöh'n
Soko shukár kámában!	Von der Liebe, die so schön!
Hey! m're vodyi dukhedyi,	Doch mein armes, müdes Herz
Licárel e brigoyi:	Kennt jetzt nur der Liebe Schmerz;
Kámában hin shukáres	Schön'res als die Lieb' giebt's kaum,
Suno hin te ná láces!	Doch auch sie ist nur ein Traum!

Um den Mann ihrer Liebe an sich zu zaubern, greift sie dann selbstverständlich zu allerlei Geheim- und Zaubermitteln. Dann sucht sie so lange, bis sie an den Ruthen einer Weide Knoten gewahrt, die ihrem Glauben gemäss von den Feen geschlungen werden, schneidet diese Knoten ab und steckt sie in den Mund; hierauf spricht sie die Worte: »Dein Glück esse ich, dein Glück trinke ich; gebe dir mein Glück dafür, bist du mein!« (T're báçt me çáv, t're báçt me piyáv; dáv tute m're báçt, káná tu mánge sál!) Hierauf sucht sie den Knoten unbemerkt in das Lager der geliebten Person zu stecken.

Mit diesem Liebeszauber verwandt ist der folgende: Man nimmt einen Grashalm in den Mund und, indem man sich gegen Osten und Westen kehrt, spricht man die Worte:

Kay o kám ávriável,	Wo die Sonne muss aufgeh'n,
Kiyá mánge lele beshel!	Soll die Liebste bei mir steh'n!
Kay o kám tel' ável,	Wo die Sonne will untergeh'n,
Kiyá lelákri me besháv!	Da soll ich stets bei ihr steh'n!

Hierauf wird der Grashalm zerstückelt und unbemerkt in eine Speise der Geliebten gemischt; verzehrt sie nur ein Stückchen vom Grashalm, so bleibt oder wird sie dem Betreffenden gewogen und treugesinnt. Der Grashalm scheint hier auf die alte Sitte hinzuweisen, dergemäss bei den Hindu Derjenige, welcher »den Zorn eines Anderen beschwichtigen oder vollständige Unterwerfung ausdrücken will, einen Stroh- oder Grashalm in den Mund nimmt«. Dieser Sitte mag der Gedanke zu Grunde gelegen haben, dass man sich ganz wie ein Stück Vieh der Gewalt eines Anderen (hier der geliebten Person) übergebe. Damit scheint denn auch die alte Sitte, sich durch dargereichtes Gras für besiegt zu bekennen, in Verbindung zu stehen, und der sich Unterwerfende trug also den Grashalm bald im Munde, bald reichte er ihn dem Herrn und Sieger dar.[1]

Allgemein bekannt ist den transsilvanischen Zeltzigeunern folgender Liebeszauber: Das Mädchen gräbt die Erde aus, in welcher die Fussspur des geliebten Burschen sich abgedrückt hat, vergräbt die Erde unter einem Weidenbaum und spricht die Worte:[2]

Upro pçuv hin but' pçuvá;	Erde paart sich mit der Erde;
Kás kámáv, mánge th'ávlá!	Den ich lieb', auch mein er werde!
Bárvol, bárvol, sálciye,	Wachse, wachse Weide,
Brigá ná hin mánge!	Nimm mein Herzeleide!
Yov tover, me pori,	Er die Axt und ich der Stiel,
Yov kokosh, me cátrá,	Ich die Henne, er der Hahn, –
Adá, ádá me kámáv!	Das bezwecken ich nun will!

Mehr noch als durch diese Zaubermittel erringt sie sich durch Zudringlichkeit die Gegenliebe des Burschen und schwelgt im Hochgenuss der Freude, wenn sie ihn abends aus weiter Ferne das Lied singen hört:

---

[1] S. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 382 und Grimm, Rechtsalterth. 112.

[2] Aehnlich bei F. S. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven S. 165, jedoch ohne Formel.

Orde-árde me jiáv,	Wo ich immer geh' und steh',
Hin mánge mindig brigá;	Kommst du Lieb' mir in den Sinn:
Orde-árde me jiáv,	Wo ich immer geh' und steh',
Beshel vodyi cá tuhá!	Möcht' ich Liebchen zu dir hin!
Cá tuhá beshel vodyi,	Möcht' ich Liebchen zu dir hin,
Oh, tu kále ráklori!	Möcht' zu dir, du meine Ruh'!
Tu brigásle vodyákri	Meiner Seele, trüb und matt,
Shukár gule pácirtá!	Liederfrohe Lerche du!
Cores hin mire cerçá,	Einsam steht mein Zelt und leer,
Te dolmut me lulerváv,	Sehnt sich nach dem Lenz so sehr,
Hoy e vreme ávilyi,	Dass ergrüne Wald und Au,
Tu th'ávehá m're romñi!	Und du werdest meine Frau!

sie weiss auch, wem das Lied gilt, das ihr vom Berge entgegentönt:

Tel' seleno ruk shukár	Hier im Wald, im grünen Trieb,
Jiál lele ándre cár;	Zog vorbei mein süsses Lieb;
Báçdáv vuneto cero,	Hoher Himmel schöner blaut,
Sávo hin pirdál shero!	Weil mein Lieb er hat erschaut!
Akáy mán cumindehás,	Hier hat mich die Maid geküsst,
Voy mánge cero diñás!	Die mein Leben stets versüsst!
Oh, kay látár me jiáv,	Wo wir Beide kosend geh'n,
Odoy shukár luludyá;	Dort viel schöne Blumen steh'n;
Odoy ñikai hin bárvál,	Dort kein Sturm vorüberzieht,
Odoy ciriklo giçvál;	Dort klingt schön des Vögleins Lied;
Andákode yoy mánge,	Wo mein Liebchen bei mir ist,
Odoy hin kámávibe!	Dort nur Lieb' um Liebe spriesst!

Und dann antwortet sie ihm wohl auch zurück:

Themelye páñori	Munt'res Sommerbächlein ruht,
Akáná shukori;	Denn versiegt ist seine Fluth;
Vreme lulyevárel,	Mit des warmen Lenzes Hauch
Atunci yoy thávdel.	Fliessen seine Fluthen auch.
Dures tutár lele	Liebster, bin jetzt fern von dir,
Rováv pál bunepe;	Und die Thränen fliessen mir;
Roven mire yákhá,	Meine Augen sind so trüb,
Vásh mire piráná!	Weinen stets nach dir, mein Lieb!

Am Tage, da sehen sie sich nur flüchtig, kommt aber die Nacht, da sind sie unter ihrem Schutze sicher vor Spähern und Gaffern. Die Sehnsucht, mit welcher die stillen Nachtstunden von den Liebenden erwartet werden, drückt sich in den Liedern, die beim Abschied in der Frühe gesungen werden, anmuthig aus:

Ushci, ushci, m'ro piráno!	Auf, steh' auf, Geliebter mein!
Ushcás ámen may sigáko!	Ach, es muss geschieden sein!
Gule rom, me ná kámáv,	Wahrlich unlieb wär' es mir,
Tut the dikha mire day!	Träf' dich meine Mutter hier!
Pálpáláves tu luludyi,	Wird es Abend: kehr' zurück,
Tu yek' rosá pál m're vodyi!	Du mein Blümchen, süsses Glück!
Cigne udár páledáv,	Oeffne dann das Pförtchen ich
Vásh tute me páledáv.	Liebster, stets nur, stets für dich!

In einem anderen Liede heisst es:

Dures, dures kiçivel o ciriklo,	Weithin hallt der Vöglein munt'rer Ton,
Ushcelás m'ro gulo, gulo piráno!	Aufgestanden ist mein Liebster schon!
Deisirlá me cumidávás shukáres	Und in aller Frühe manchen Kuss
Miro shukár gule, gule piránes!	Meinem Liebsten ich schon geben muss!

aber dann heisst es auch:

Ushci lele, m're gálámbá!	Steh' auf, steh' auf, du Vielliebster mein!
Kám stráfinel pál ferástrá,	Die Sonne scheint zum Zelt herein,
Kám stráfinel pro cero,	Die Sonne blinkt schon in Feld und Wald,
Avel tutár piráno!	Wir scheiden nun, du mein Liebster, bald!
Taysá ráci the ávlás,	O, wenn es ewig Nacht nur blieb,
Kiyá mánge th'ávelás!	Dass nie von mir du gingst, mein Lieb!

Abends, um das prasselnde Lagerfeuer geschart, ertönen im Kreise der Jugend neben den Liedern glücklicher Liebe

gar oft auch schrille, gar schwermüthige Weisen, die den Verlust des geliebten Wesens oder gar die Unbeständigkeit der Liebe beklagen. Da denkt die verlassene Maid zurück an die Wintertage, wo ihr Geliebter noch in Treue verblieb; aber als der Sommer kam, da ist es auch mit seiner Liebe anders geworden, und trübselig singt sie im Kreise froher Stammgenossinen:

Me dikháv yiv yevende,	Auf die Bäume, unbewegt,
Pángárel ruká tele;	Hat sich kalt der Schnee gelegt;
M're voyáke hin tár but',	Gleich dem Baum im Winterfrost,
Voy hin sár pál yiv o ruk.	Ist mein Herz von Leid umtost.
Yevendeskro yiv bilyel,	Winterschnee gar bald zergeht.
Káná ñilay mayd ável;	Wenn die laue Lenzluft weht;
Uvá m're tár ná bilyel,	Doch nie schmilzt mein Herzeleid,
M'ro piráno ná ável!	Denn mein Lieb weilt von mir weit!
Angushto pirlin pçodyás,	Bienchen meinen Finger stach,
Pçuv ángushto sátyárdyás;	Erde heilt den Stich gemach;
Tár m're vodyi pçosável,	Wenn mein Herz im Grabe weilt,
Məyd e pçuv lá sástyárel?	Ob mein Leid die Erde heilt?

Doch da bemerkt sie die schadenfrohen Blicke ihrer Freundinnen, und, rasch gefasst, entschwebt leidenschaftlich schnell das Lied von ihren Lippen:

Adá ráklo ármándines!	O, verflucht sei jener Knabe,
Leske pátyom, pátyom láces!	Dem geglaubt ich einstens habe!
Andre perá beshen sápá,	Schlange wohn' in seinen Därmen,
Ná ác leske táte yákká;	Keine Gluth soll ihn erwärmen;
Ná ác leske ushályin,	Und im Sommer soll kein Schatten
Káná leske tátes hin!	Kühl umweh'n den Wandermatten!
Te ráciye pçábuvá	Jede Nacht brenn' lichterloh
Táysá leskre sálumá;	Unter seinem Leib das Stroh;
Te e muyá, ke cumidyom	Die geküsst so oft ich habe —
Cokeske cáces me diñom;	Seine Lippen fress' der Rabe!
Leskre cib kirñovel	Und abfaule seine Zunge
Te tüdöve sutyárel!	Und vertrockne seine Lunge!

Und er, dem dieses Lied gilt, steht weit abseits auf der Heide bei den Rossen und Schweinen der Genossenschaft (máhliyá) und kann sich nicht Rechenschaft geben, wie das eigentlich gekommen, dass er und sein Lieb auseinander gegangen! Ja, nur sie muss daran schuld gewesen sein, und bald ertönt die Antwort von seinen Lippen:

So me keráv káthe-kothe!	Wär' ich nie bei dir geblieben!
So me pátyáv tire vorbe,	Hast mit mir nur Spiel getrieben;
E luludyi kámábeskro,	War voll Lieb' das Herze mein,
Tu kerehás pál velyino!	Doch du goss'st mir Gift hinein!
Te me mukáv tire cerça,	Ich verliess ja längst dein Zelt,
Dukhá pásh mánge ávená;	Kummer treibt mich in die Welt;
Andro cero ávlá del,	Lebt im Himmel noch ein Gott,
Ko tut yekvár may márel!	Straft er dich mit Leid und Noth!

Schon will sie ihm leidenschaftlich erregt antworten, aber da singt ein verheiratheter Mann das Lied:

Oh, tu core rákleyá,	Armer Bursch', nicht klag' so sehr,
T're vodyá cingerená!	Ist dein Herz auch noch so schwer!
Arákes, ke tut kámel, —	Bald hast du ein Lieb fürwahr, —
Arákes tu deshvársel!	Nicht nur eins, ja tausend gar!

Hell auflachend klatschen die Burschen und Männer dem Sänger Beifall zu, während die Weiber erbost sich zum Angriff rüsten. Und es singt eine Frau:

Lingure may lokes pçágárel;	Löffelstiel' gar leicht zerbrechen;
Ná çályol, so ráklo penel!	Acht' nicht d'rauf, was Bursche sprechen!
Ráklo shukár voi geres, —	Bursche hässlich, schön, ob reich, —
Miseç çulpo na ávres!	Schlau ist er, dem Fuchse gleich!

Nun ist die Reihe an den Weibern zu lachen, die gar bald Beweise für die Wahrheit ihres Liedes erbringen und auch Jenen, der dort draussen bei den Rossen einsam auf dem Boden kauert, namentlich anklagen. Da kommt er denn

auch langsam zum Zeltfeuer und sucht die herbe Anklage zurückzuweisen; aber eine Fluth von Schmähungen über ihn und sein Geschlecht empfängt ihn. Der Tumult wird allgemein und dann? Wer könnte es sagen, auch bei Zigeunern sagen, wie es geschah! Kurz, die Liebenden versöhnen sich, und der Bursche nimmt in seiner übermächtigen Freude all sein erspartes Geld hervor, und bald eilt einer der Genossen hinab in das Dorf, um den »Juden« aus dem Schlafe aufzutrümmern und eine ziemliche Menge Branntwein zur höheren Feier der Versöhnung ins Lager zu schaffen. Bald nimmt der eine und der andere der Männer seine Geige (shetrá) hervor, und bald beginnt eine schmachtende, herzaufwühlende Weise zu erklingen, von der auch Chateaubriands Wort gelten mag, dass sie aus leidenschaftlichen Seufzern zusammen gesetzt sei. Man muss sie sehen, wie sie mit der »Schetra« hantiren, um von zigeunerischer Agilität einen Begriff zu haben; jede ihrer Bewegungen dabei ist blitzartig, unerwartet, mit stolzestem, traurigstem Gesichtsausdrucke. Schön im klassischen Sinne des Wortes ist keine einzige ihrer Weisen, aber individuell anziehend fast eine jede. Dabei spielen sie mit einer Reinheit, einer Präcision und Empfindung ohnegleichen, mit einem Worte, echt musikalisch-instinktiv. Anfangs sind die Rhythmen zögernd, schüchtern, noch wagt das volle Thema sich nicht hervor, es bleibt lange Zeit nur beim Präludiren, dann aber setzt stürmisch das Crescendo ein, steigert und steigert sich, ruft wollüstige Sehnsucht hervor, ja völlige Erkrankung des Herzens. Und da beginnt noch obendrein eine schlanke Zigeunermaid einen eigenthümlichen Tanz, bald langsames, bald rascheres Tempo einhaltend, bald vorwärts, bald seitwärts sich biegend, bald gerade, bald im Kreise. So grausenhaft schön, so unheimlich bestrickend ist dies Schauspiel, originell wie nur ein Sommernachtstraum, geträumt unter Jasmin und Geranium. Und schlägt dann noch die Maid ihre Hände, deren Gelenke mit Schellen und Glöcklein behangen sind, leidenschaftlich wild zusammen, wem

fiele da nicht unwillkürlich das wundervolle Lied der spanischen Zigeunerin ein:

Tango vos el mi pandero.
Klinge, klinge, mein Pandero,
Doch an andres denkt mein Herz.

Wenn du, munt'res Ding, verständest
Meine Qual und sie empfändest,
Jeder Ton, den du entsendest,
Würde klagen meinen Schmerz.

Bei des Tanzes Dreh'n und Neigen
Schlag' ich wild den Takt zum Reigen,
Dass nur die Gedanken schweigen,
Die mich mahnen an den Schmerz.

Ach, ihr Herr'n, dann will im Schwingen
Oftmals mir die Brust zerspringen,
Und zum Angstschrei wird mein Singen,
Denn an andres denkt mein Herz.

(Geibel.)

Da krähen schon ferne im Dorfe die Hähne ihren Morgengruss; am östlichen Horizont zuckt schon der erste Morgenschimmer röthlich hervor, die felsigen Grate der Karpathenzüge beleuchtend, und da nimmt diese Herz und Sinn wehmuthsvoll bestrickende Lustbarkeit ein Ende. Jeder sucht seinen weidenden Gaul einzufangen, und bald ist das wacklige Gefährt bespannt, Zelte, Weiber und alle Habseligkeiten aufgeladen, und dann geht's lärmend und scheltend, lachend, singend und kosend hinaus in die frische, morgenluftdurchwehte Welt, hinaus in die nebelgraue Ferne, gilt ja doch für sie Alle im wahren Sinne des Wortes das wundervolle Lied, das sie so recht zu »Ueberall und nirgends« stempelt.

Náñi páshlyol e Duná,	Donau darf nicht ruhig liegen,
Phirável yoy çáyuvá;	Muss die Schiffe tragen, wiegen;
Te o kám tátyárel	Und die Sonne muss erhellen
Bes te bár te res.	Berg und Thal und Waldesstellen.

Avel, jiál e páñi	Wellen kommen, weiterrinnen,
Avel, jiál stráfelyi;	Sonne kommt und geht von hinnen;
Amen áven, jiánen	Wir auch kommen, gehen wandern
Kothe-káthe cák áven!	Stets von einem Ort zum andern!

Der Bursche hat schon tags vorher in einem der nächstgelegenen Dörfer mit einigen seiner Freunde Arbeit für zwei, drei Tage bekommen und singt nun froh in die Welt hinein:

Ñiláye táte jivesá,	Heiss des Sommers lichter Tag,
Te ákáná me shingeráv!	Bald das Korn ich schneiden mag!
Bute lová hin mánge,	Und von dem erworb'nen Lohn
Jidás ámen yevende!	Leben wir im Winter schon!
Andro ösos cisme ciñáv,	Kauf' im Herbst mir Stiefel fein,
Te mángáváv m're piráná!	Will mein süsses Lieb dann frei'n

Und hinten auf dem elenden Gefährt jubelt nicht minder die braune Maid:

Pálál báre bárválá	Rosen bringt der Lenz geschwind,
Ñilay ánel but' rosá;	Ist vorbei der Winterwind;
Piráno ámen jiás	Dann, mein Liebster, zieh'n wir fort
Te láces ámen jidás!	Hin zu einem stillen Ort!
Andro bes hin men cerçá,	Kindern gleich, so leben wir
Jidás sár duy cáyiyá;	In dem Zelt, im Waldrevier;
Opre gálámbá beshen	Auf den Matten, grün und weich,
Te telál cumidás men!	Kosen wir den Tauben gleich!

Doch wer könnte auch bei den Zigeunern das reiche Kapitel der Liebe beschreiben? Fragt doch mit Recht der deutsche Dichter Platen:

Wer beschriebe
Lenzestriebe?
Wer die Liebe?
Wer das Ich?

Die Menschen sind in der Liebe stets, was die Menschen aren. Die Liebe ist und war und bleibt stets unerschöpfh, unerschöpflich an Gefühlen, unerschöpflich an alten

Gedanken, die immer neu bleiben, und an neuen Gedanken, die auch nimmer veralten. »Das Wenige, worin sich die Völker der Erde, wenn sie lieben, voneinander unterscheiden, liegt nur in der Art und Weise, in welcher man die Liebe zum Ausdruck zu bringen pflegt. Die Liebeslieder verschiedenster Völker gleichen sich ihrem Inhalte nach auf ein Haar; der ganze Unterschied liegt wesentlich nur in der Form.«[1] Das Liebesleben eines Volkes, und der Zigeuner besonders, in allen seinen Phasen, mit allen seinen Nuancen zu schildern, kann eben nur auf Grund der Volkspoesie geschehen. Dabei aber muss man nie vergessen, dass die naive Schilderung eines Volkes in seinem Thun und Lassen, in seinen eigenen materiellen und geistigen Erzeugnissen kein Fremder erreichen wird, mag er auch die Zustände vollkommen richtig erkennen, sie gewissenhaft und treu, lebendig und mit poetischem Schwunge darstellen. Diese nationale Selbstbespiegelung zeigt sich bei Kulturvölkern am meisten in Novellen, Romanen und Schauspielen, bei Völkerschaften von primitiver Kultur in den Volksgesängen. Die gelehrte Litteratur der kultivirten Völker bewegt sich nicht selten in herkömmlichen, der Wirklichkeit längst entfremdeten oder zu keiner Zeit lebendigen Lehrsätzen, in überlieferter Schulweisheit und magisterhaftem Gerede. Es wäre in der That ein grosser, ein welthistorischer Irrthum, wollte man die Zustände und das Leben der orientalischen Völker an den moralischen Dichtern der Perser, an der Weisheit der Brahminen, an den tugendreichen Predigten des Confucius, des Laothe, des Buddha, ihrer Anhänger und zahllosen Ausleger ermessen. Die Wirklichkeit steht zu dem allen in schreiendem Widerspruche. Geisteserzeugnisse solcher Art leben nicht in den Köpfen, sondern sie schweben, gleichwie Nebelgebilde, über den Köpfen der Leute. Dies gilt mehr oder weniger auch

[1] S. Krauss in seinem trefflichen Werke: »Sitte und Brauch der Südslaven«, S. 129.

von den Liebesliedern der Volkspoesie. Wollte man daher das Liebesleben der Zigeuner nur einigermaassen richtig beurtheilen, so müsste man sich an ihre obscönen Lieder wenden, von denen wir aber absehen wollen. Anders ist es um die Gebräuche, von denen wir jetzt die Hochzeitsgebräuche behandeln wollen, bestellt, wobei man sich eben so zu sagen an handgreifliche Thatsachen halten kann.

Den ganzen Sommer bringt nun der heirathsfähige Bursche in schwerer Arbeit zu. Die Arbeit ist hart, die Kost gering und noch geringer der Lohn. Dennoch spart er sein Geld und kauft sich zwei rothe Tücher, welche er am Sonntag oder sonst bei festlichen Gelegenheiten an einem der blanken Metallknöpfe seines Wamses befestigt. Hat nun eine Maid thatsächlich sein Herz gewonnen, so schenkt er ihr das eine Tuch, und damit ist der erste Schritt zur Verehelichung geschehen. Das zweite rothe Tuch befestigt er an seinem oder — da er als Junggeselle gewöhnlich obdachlos ist — am Zelte seiner Braut, als Zeichen seiner baldigen Verehelichung. Vorher muss er aber die Eltern der Maid reichlich beschenken, damit sie in die Verehelichung einwilligen, ebenso muss er die Erlaubniss des Wojwoden durch Geschenke erlangen. Eine Woche vor dem Hochzeitstage gehen Braut und Bräutigam nächtlicherweile zum nächstgelegenen Fluss oder Teich und stellen zwei brennende Kerzen am Ufer auf, gleich als solle dadurch die uralte Verbindung von Wasser und Feuer, als Ursachen des Entstehens der Welt, angedeutet werden, und dieser Gebrauch, der als ein Bittopfer für die Fruchtbarkeit der zu schliessenden Ehe gilt, reicht wohl ins graue arische Alterthum zurück und hängt wohl mit der Annahme eines Urmeeres zusammen, aus welchem, einer Schöpfungssage der siebenbürgischen Zigeuner gemäss, ein Baum hervorwächst, aus dessen Blättern die Menschen hervorsprangen.

Bläst der Wind das eine oder andere Licht aus, so gilt dies für ein böses Vorzeichen, und die Brautleute beeilen sich, Aepfel und Eier in das Wasser zu werfen, um dadurch die

»Wassergeister« für ihre Ehe günstig zu stimmen. Der Apfel ist auch in der germanischen Sage ein Sinnbild des Lebens; hat doch die Göttin Idun die Aepfel, ohne deren Genuss sogar die unsterblichen Asen dahinwelken. Das Ei, das in so manchen Weltschöpfungslehren vorkommt (u. a. bei den Indern, die von Brahmanda, dem Welt-Ei sprechen) ist ebenfalls ein Sinnbild des Lebens. Das Ei bedeutet eine Entwickelungslehre, wie wir dieselbe schon in den altindischen Veden, in altbabylonischen Auffassungen, ja selbst in des römischen Dichters Ovids »Metamorphosen« angedeutet vorfinden, und mag auch der Gedanke der alten Schriftsteller von einer allmählichen Entwickelung aller Daseinsformen aus einem Ur-Ei abenteuerlich erscheinen: eine Ahnung der jetzt wissenschaftlich beinahe begründeten Ansicht lässt sich ihnen nicht absprechen. Manche Mären von diesem Ur-Ei haben sich in etwas grobsinnlicher Gewandung auch unter den siebenbürgischen Zigeunern bis auf den heutigen Tag erhalten, aber auch in so unscheinbarer Tracht verrathen sie noch viel ursprüngliche Anmuth oder weisen jene Mischung von Gefühlstiefe und Grauen auf, wie uns im folgenden »Hochzeitsmärchen« entgegentritt, das eben einen interessanten Beitrag zu den Hochzeitsgebräuchen der transsilvanischen Zeltzigeuner bietet. Das Märchen lautet in beinahe wörtlichster Uebersetzung also:

»Fern von hier im Süden schlug vor vielen Jahren der Zigeunerstamm Leïla sein Winterquartier am Saume eines grossen Tannenwaldes auf. Sie wollten dort den Winter zubringen und während des Faschings die Hochzeit des starken Anrus (Ambrosius) mit der Häuptlingstochter, der schönen Raveka, begehen. Alles war in Ordnung. Anrus hatte seinem zukünftigen Schwiegervater, dem alten Häuptling, zwei schöne Pferde gekauft, seiner Geliebten Tücher und Bänder geschenkt, und Raveka hatte ihm schon das Bräutigamshemd genäht, welches er am Hochzeitstage anziehen sollte.[1] Eine Woche

[1] Die Braut näht ihrem Bräutigam ein buntgesticktes Hemd, welches er am Hochzeitstage und später nur bei besonders festlichen Gelegenheiten anzieht.

vor ihrer Hochzeit gingen sie also hinaus an den See, der nicht fern von ihrem Lager in einem schönen, unbewohnten Thale lag. Es war eine dunkle Nacht, und dichter Nebel schwebte über dem gefrorenen Wasser des Sees. Anrus und die schöne Raveka zündeten nun ihre Wachskerzen an, die sie sich vom Popen (Pfarrer) des nahen Dorfes hatten einsegnen lassen, hingen sie im Gebüsch auf und setzten sich nicht weit davon auf einen Baumstrunk nieder. Da sagte Raveka zu ihrem Bräutigam: »Nun bin ich neugierig, wessen Kerze früher auslischt, wer von uns Beiden länger leben wird?« Anrus entgegnete: »Deine soll länger brennen! Du sollst, Geliebte, noch lange leben, wenn ich schon längst gestorben bin!« Da sprach gekränkt Raveka, die Tochter des Häuptlings: »So! und du würdest mich hier auf der Erde alt, krank und allein zurücklassen? und könntest du Ruhe finden im Grabe, wenn ich bettelnd als armes, krankes Weib von den Almosen der reichen Leute leben müsste? Nein, Anrus, du als Mann sollst länger leben als ich; denn ein Mann, wenn er auch alt, arm und gebrechlich ist, lebt doch leichter ohne Frau, als ein Weib ohne Gatten.« Anrus wollte hierauf noch etwas erwidern, aber da spaltete sich das Eis des Sees, und ein alter, nackter Mann mit langem, blutrothem Bart und Haupthaar tauchte hervor und löschte beide Kerzen aus. Da leuchtete das rothe Haar des alten Mannes wie goldener Sonnenschein, und er sprach zu den Beiden: »Ich habe eure Kerzen ausgelöscht, damit ihr nicht noch länger so unnütze Reden führen sollt. Ich will, dass ihr Beide an einem Tage sterben und, solange ihr lebt, reich sein sollt. Doch musst du, schöne Raveka, mit mir hinab in den See, in mein goldenes Haus, das sich unten im See befindet, und musst bis zum ersten Hahnenschrei bei mir verweilen. Dann kannst du zu deinem Bräutigam heraufsteigen, und ihr werdet dann in grossem Reichthum leben. Du aber, Anrus, wirf, wenn wir hinabgestiegen sind, die Aepfel und Eier in den See!« Raveka stieg gar bald mit dem alten Manne hinab in den

tiefen See, und Anrus warf zornig seine Aepfel und Eier in das eisige Wasser. Als er nun alle Aepfel und Eier in den See mit grosser Wucht geworfen hatte, gleich als gälte es, den alten Mann zu treffen, der ihm die Braut entführt hatte, da begann der See zu brausen und zu zischen, die Aepfel und Eier stiegen auf die Oberfläche des Wassers und verwandelten sich in Pferde, Schweine, Ochsen, Kühe und Geflügel, die sich um Anrus scharten. Dieser freute sich gar sehr des unverhofft erlangten Reichthums und vergass für einen Augenblick seine Braut, die im goldenen Hause am Grunde des Sees im Bette beim alten Manne lag.[1] Da krähte der Hahn, der auch aus dem Wasser hervorgeflogen war, und die schöne Raveka stieg herauf aus dem See und küsste ihren Bräutigam. Nicht einmal nass waren ihre Kleider geworden, aber gar traurig war ihr Herz. — Die Hochzeit wurde abgehalten, und sie verlebten nun in Reichthum ihre Tage. Da gebar Raveka einen wunderschönen Knaben, der gleich nach der Geburt laufen konnte, dessen Nabel aber von Minute zu Minute so sehr wuchs, dass er endlich bis tief in den See hineinreichte und der Knabe sich, wie an eine Schnur gebunden, nur in der Nähe des Sees herumtummeln konnte; denn es war, als wenn Jemand tief unten im See das Ende des Nabels in den Händen hielte. Das betrübte Anrus und Raveka gar sehr, und sie beschlossen, die Nabelschnur ihres Sohnes abzuschneiden. Sie nahmen ein scharfes Messer, gingen hinaus an den See und zerschnitten knapp

---

[1] Die Wasser-Männer (Nivaschi) sind den Menschen nur dann geneigt und überhäufen sie mit Geschenken, wenn eine Jungfrau, die ins Wasser gestürzt ist, bei ihnen weilt. Nur eine Nacht bringt sie bei ihnen zu, dann stirbt sie; Raveka aber hatte das Versprechen des alten Mannes, dass sie wieder auf die Erde zurückkehren könne. — Wenn irgendwo ein Mädchen oder eine Jungfrau im Wasser den Tod findet, eilen die Zigeuner herbei und werfen nächtlicherweile Aepfel und Eier ins Wasser, um vom »gutgelaunten Nivaschi« Geschenke zu erhalten; aber leider giebt es »jetzt wenige oder gar keine Jungfrauen mehr auf Erden, die ins Wasser fallen, und die Geschenke bleiben aus!« meinte ein alter Zigeuner.

über dem Wasser die Nabelschnur ihres Sohnes. Aber welch Wunder geschah! Ihr Sohn lief herbei, hob mit übermenschlicher Kraft seinen Vater, den starken Anrus, und seine Mutter, die schöne Häuptlingstochter Raveka, auf seinen Arm und sprang mit ihnen in den tiefen See. Sie wurden nimmer gesehen ....«

Dies das Märchen, und lautet es nicht, als ob die in der Fluth lebenden, im feuchten Urelement hausenden Wesen, von denen ja nach dem Glauben vieler Völker die Menschheit selbst abstammen soll, mit ihrer Nabelschnur noch auf die Erde heraufreichten? Und ist hier nicht wieder Apfel und Ei das Sinnbild des Lebens in seiner Gesamtheit, mit seinen mannigfachen Gestaltungen? Es hindert uns daher nichts, bei näherer Betrachtung zu erkennen, dass diesem Märchen ein echt heidnischer Inhalt eigen ist, wenn auch christliches Element auf den heidnischen Stamm gepfropft worden. —

Nun aber kehren wir zu den Hochzeitsgebräuchen zurück. Haben die Brautleute den schuldigen Tribut den Wassergeistern dargebracht und die ausgelöschten Kerzen, die Aepfel und Eier in das Wasser geworfen, so liegt dem Bräutigam nur noch die Pflicht ob, die Gäste, d. h. die Angehörigen derjenigen Genossenschaften (máhliyá), mit denen er zusammen wandert, bisweilen auch die einer anderen Genossenschaft auf den festgesetzten Tag einzuladen.

An die drei Feste: Hochzeit, Taufe und Begräbnisse knüpften sich bei allen Völkern schon in grauer Vorzeit gewisse Ceremonien, welchen das Volk einen besonderen Werth beilegte und die sich daher in mehr oder minder verkümmerter oder veränderter Weise zum Theil noch bis auf unsere materialistisch angehauchte Zeit unter dem Volk forterhalten haben. Die Hochzeitsgebräuche sind eben diejenigen, an welchen jedes Volk überall noch am zähesten hält und die es sich nicht durch die moderne skeptische Bildung und Mode verkümmern oder nehmen lässt. Die Hochzeit ist dem hart arbeitenden, gemeinen Manne gewissermaassen das einzige, das

höchste Fest der Freude im ganzen Leben, die eigentliche »hohe Zeit« desselben; darum muss schon die Einladung der Hochzeitsgäste mit einem gewissen, umständlichen und gar oft auch schwerfälligen Ceremoniell erfolgen, dem natürlich überall und bei einem jeden Volke derselbe Grundgedanke, dass es sich um ein hohes, mit Scherz und Ernst gemischtes Fest, um einen hohen Ehrentag für Brautleute und Gäste handele, zu Grunde liegt.

Der Zigeunerbräutigam begiebt sich also in Begleitung zweier oder mehrerer Musikanten von Zelt zu Zelt, und indem die Zigeunermusikanten ihm einen eigenthümlichen Tanz vorgeigen, bringt er seine Einladung tanzend und gewöhnlich in folgender Liedform an:

Luñe hin mire biyá,	Meine Hochzeit wird (Montag) sein!
Bicen mánge but' bálá;	Kommt dann, bringt mit euch ein Schwein;
Den mánge but' bicápen,	Geschenke werden gerne geseh'n!
Te ná den, te ná áven!	Wer nichts bringt, kann weiter geh'n!

Der Bräutigam kennzeichnet sich schon von weitem durch mächtige Sträusse von natürlichen und künstlichen Blumen, die er am Hut und auf der Brust trägt, und durch einen langen, mit Blumen und bunten Bändern gezierten Haselstock, welcher, ihrem Glauben gemäss, das neue Paar vor allen schädlichen Einflüssen böser Geister und hauptsächlich der Nivaschi (Wassergeister) bewahren soll, die bei Menschen und Thieren die Fruchtbarkeit und das Gedeihen zu verhindern suchen. Bei diesen Einladungen spielt das Getränk, der Branntwein, eine Hauptrolle, und es wird dem Bräutigam und seinen Musikanten mit Trinken so gewaltig zugesetzt, dass sie nicht selten Mühe haben, den Heimweg zu finden.

Diese Einladungen nehmen die anze Woche in Anspruch, denn Sitte und Anstand erheischen es, dass dem Bräutigam und seinen Begleitern, die sich aus bereits Eingeldaenen rekrutiren, ein Trank vorgesetzt werde, und wieder fordert

es der Anstand, dass der Bräutigam seinen vollgefüllten Schlauch (kulác), den einer der Musikanten mitschleppt, den Eingeladenen zur Verfügung stelle. Nun freilich, der Inhalt ist gar bald geleert, aber was thut's? Der Jude dort unten in der Dorfschenke hat Branntwein genug, und immer wieder findet sich Jemand unter den Anwesenden, der bereit ist, ins Dorf zu eilen und den leeren Schlauch frisch angefüllt wieder zu den Zelten zurückzubringen, vorausgesetzt, dass er nicht unterwegs gar zu häufig mit dem edlen Fusel seine Kehle befeuchtet »von wegen der durchs Laufen entstandenen Trockenheit« und dann samt Schlauch und Fusel zum grössten Aergerniss der Wartenden irgendwo hinter einer Hecke in Morpheus' Arme sinkt. Geld für Getränke und dergleichen, bei Zigeunern nicht alltägliche Sachen, muss ja der Bräutigam in hinlänglicher Menge haben, denn »Bräutigam ist man nicht alle Tage« und »Ehre kostet Geld« (Lovo hin mishtiben), sagt ein zigeunerisches Sprichwort, und dann sagen ja die Alten, die es aus Erfahrung besser wissen müssen: »Betrunken in die Ehe taumeln ist besser, als nüchtern dem Weibe eines Anderen nachzulaufen!« (Feder hin mátyes ándro .biyáv çuces, sár yernes pál ávreskro culáñi jiás).

Während der Bräutigam seine Einladung macht, sich also unterhält, singt und tanzt und das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet, sucht die Braut ihre sogenannten »Glückssträusschen« (báçt luludyá) hervor und verbrennt dieselben nächtlicherweile auf einem Kreuzweg. In der Johannisnacht ziehen nämlich die Zigeuner-Mädchen in den Wald an die Orte, wo die in meiner transsilvanischen Heimath »Himmelfahrtsblümlein« (Genaphalicum divinum) genannten Blumen wachsen und binden sich alljährlich aus diesen rothen und weissen Blümchen kleine Sträusse, die sie unter ihre Habseligkeiten verbergen. Sie sollen die Besitzerin vor Krankheit und »Unehre« schützen. Wird nun das Mädchen aut, so verbrennt es kurz vor der Hochzeit die Sträusse

am Kreuzweg, damit nicht eine andere Maid zufällig einen ihrer Sträusse sich aneignen und dadurch das Herz ihres Verlobten ihr je abwendig machen kann. »Vor Unehre brauchen sie mich nicht mehr zu schützen!« sagte mir einmal ganz naiv eine Zigeunerbraut. Ja, tempora mutantur!

Drei Tage vor der Hochzeit vereinigt die anwesenden Genossenschaften (máhliyá) ein allgemeines Fest, bei welcher Gelegenheit die Brautleute bunte Tücher austauschen, an deren Stelle in jüngster Zeit die Ringe getreten sind. Diese werden beim Kukuya-Stamme auf Mehl und Stroh gelegt, und erst nachdem jeder der Anwesenden, hinzutretend, die Worte: »Stroh und Mehl habt stets!« (Yáro te sálumá hin mindik tumenge) gesagt hat, werden sie den Brautleuten übergeben. Den Tag vor der Hochzeit ziehen bei einigen Stämmen die Weiber in den Wald, von wo sie mit Stangen beladen zurückkehren, an denen im Sommer ein Laubbusch, im Winter ein Tannenreis gebunden ist. Diese Stangen stellen sie vor dem Zelte oder der Erdhöhle, in welcher sich der Bräutigam aufzuhalten pflegt, auf; dieser muss nun die Weiber für diese Auszeichnung mit Branntwein bewirthen. Diese Stangen heissen im Volksmunde »Glücksstangen« (kástá báçtále) und haben den Zweck, die Liebe des Bräutigams zu seiner Braut auch in Zukunft »holzfest und immergrün« zu erhalten. Am Hochzeitstage werden diese Stangen verbrannt. Die Männer der anwesenden Genossenschaften (máhliyá) hingegen legen vor den Aufenthaltsort der Braut Heu oder Gras und werden dann ebenfalls von ihr mit Schnaps bewirthet. Heu und Gras soll den Wunsch ausdrücken, dass der Braut im Leben an nichts es abgehe, was die Erde hervorbringt.

Endiich bricht auch der Tag der Hochzeitsfeier an. Die Braut steckt in ihre Schuhe oder Stiefeln Hirse, damit sie als Frau fruchtbar werde. Früher war es beim Kukuya-Stamme auch Sitte, die Brautleute vor dem Kirchgange mit Hirse zu bewerfen, als Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Reichthums. Mit dem ersten Strahl der Morgenröthe kommen von allen

Seiten die Gäste herbei und versammeln sich vor dem Zelte der Braut, welche die Hochzeitsgaben entgegennimmt. Und mannigfaltig sind diese Gaben. Da kommt der alte Saibidjo heran und treibt ein paar Ferkel vor sich her, die er mit entsprechendem Glückwunsche der Braut übergiebt. Schmiede und Kesselflicker bringen altes Eisen, Kupfer und Werkzeuge aller Art. Esswaaren und Getränke sind die gewöhnlichsten Gaben, nur die Anverwandten (die Gàkkiyà) des Bräutigams beschenken die Braut mit Geld. Da schleppt noch ein altes Mütterchen einen grossmächtigen Topf heran, einen rechten Familientopf, wohl für ein ganzes Dutzend Esser berechnet. »Da!« sagt die alte Frau, »bring ich euch meinen Topf. Ich benöthige ihn nicht mehr, denn meine Söhne sind schon längst auf und davon. Wer weiss, wo sich die armen Würmchen jetzt befinden!« und eine Thräne rollt ihr faltiges Gesicht herab. So kommen sie denn Alle, Jung und Alt, und bringen ihre Gaben, während der Bräutigam von den Mädchen mit bunten Tüchern geschmückt wird, welche sie ihm an die blankgeputzten Metallknöpfe seines Wamses befestigen. Wenn Alle beisammen sind, so begiebt sich die ganze Bande hinab in das Dorf, um die Brautleute trauen zu lassen. Langsam und gut »angeheitert« bewegt sich der Zug den waldschattigen Hohlweg zum Dorfe hinab, wo bereits der Pope (Pfarrer) vor der Kirche die braune Schar erwartet. Dem Zuge voran schreiten die Musikanten langsamen, gemessenen Schrittes, ohne Sang und Klang; dann folgt der Bräutigam mit einem riesigen Strausse auf dem Hute und vielen buntfarbigen Tüchern am Wamse; umgeben von den Männern und Burschen schreitet er tanzend vorwärts. Diesem Zuge folgt in beträchtlicher Entfernung die Braut in Begleitung der Frauen und Mädchen, von denen einige dichte Rauchwolken aus ihrer kurzgestielten Pfeife aufsteigen lassen. Das männliche Geschlecht ist bei dieser Truppe nur durch einen einzigen, und zwar den ältesten Burschen vertreten, den Brauthüter, der die Braut zu bewachen hat, damit kein

Bursche sie entführe. Geschieht dies, so trägt er einen Theil der Hochzeitskosten. Vor der Kirche bleiben sie stehen, und der älteste der Anwesenden, gewöhnlich ein Saibidjo, hält eine oft sehr erbauliche Rede über die Ehe und deren Zweck und Bestimmung. Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere solche Ansprachen mit anzuhören und will hier nur eine derselben, fast wörtlich nachgeschrieben, mittheilen, welche Gorgitza Driku am 14. August 1883 vor der griechisch-orientalischen Kirche des siebenbürgischen Gebirgsdorfes Rekkitta hielt. Sie lautet also: »Ich will etwas sagen, und das sollt ihr anhören und dabei ruhig sein! Tresi Pale und Ton Ruku wollen sich ehelichen, und das können wir nur löblich finden, denn es ist nicht gut für den Menschen, wenn er allein ist, und wenn er verheirathet ist, so ist es wieder nicht gut, wenn er keine Kinder hat; denn die Kinder sind der Sauerteig der Ehe. Also thut unser Bruder ganz recht, wenn er sich ein Weib nimmt; denn, wie ihr Alle wisst: eine Geige ohne Saiten ist eine Haushaltung ohne Frau (Hegeduve bishelóri, kerituno biromñi)! Und er hat sich mit Recht ein junges Weib gewählt, denn er ist auch jung. Wenn er alt wäre, so alt wie ich, so hätte er es nicht gethan, denn: alter Mann, junge Frau, kahlem Kopf ein Kamm (Pçuráke terneçár, gárco shero kánglyi)! Hätte er sich aber ein altes Weib genommen, so wäre es auch nicht gut, denn: Fieber ist der alten Frauen Lieb' (Pçurákri kámáviben: shilályi), sagt man, und wir wissen es ja, dass ein todtes Pferd Der sattelt, welche eine alte Frau küsst (Pro murdálo gray sen tçovel, ko pçurá cumidel)! Also wir können ihm nur Glück wünschen zu seiner Wahl und die Braut beneiden, die solchen guten Mann bekommen wird, wie unser Freund ist!«

Dies wäre eine kurze zigeunerische Gefühlsexplosion, in die wir noch recht viele, aber stark duftende Gase hätten beimischen müssen, wenn wir die ganze Rede ungekürzt hätten mittheilen wollen. Im Kreise umstehen sie den Redner und horchen still und ernst seinen erhabenen Worten. Beim

Anblicke dieser wundersam vorkommenden Gestalten zum Nachdenken und Vergleichen angeregt, glaubt man am Hofe des Prusias aus Bithynien oder einer Kleopatra aus Aegypten zu weilen.

Hat nun der Pfarrer in der Kirche seines Amtes gewaltet, die Trauung regelrecht vollzogen und, um die lästige, bettelnde Gesellschaft los zu werden, sie noch obendrein beschenkt, so begiebt sich der Zug das Dorf entlang nach seinem Zeltlager. Die Braut lässt nun beim Herausgehen aus der Kirche unbemerkt das Geldstück fallen, das sie bei der Trauung heimlich unter dem Oberarm eingezwängt gehalten hat; dies schützt ihrem Glauben nach vor Behexung, und wer das Geldstück findet und zu sich steckt, der hat neun Jahre lang kein Glück. Die ansässigen Zigeunerinnen, die unter Rumänen wohnen, binden sich bei dieser Gelegenheit etwas Flachs um das linke Bein; das giebt dann Kraft und Lust zur Arbeit und wird bei Kinderkrankheiten (Bauchgrimmen) als Räuchermittel verwendet. Wer von den beiden Brautleuten früher den Fuss auf die Altarstufe setzt, stirbt auch früher; daher trachten sie Beide zugleich aufzutreten, und wenn die Frau bei der Trauung den linken Fuss auf den rechten ihres Mannes setzen kann, so erlangt sie die Oberhand in der Ehe. Vor der Trauung suchen die Mädchen mit ihren Kleidern an die Braut anzustreifen, dann werden sie bald selbst Braut, und Blumen aus der Hand oder vom Haupte der Braut unbemerkt stehlen zu können, gilt für ein Vorzeichen baldiger Verehelichung. Langsam und lärmend zieht die Schar ins Lager zurück; eine Lust, ein Gejohle und Geschrei erhebt sich, und die Pfeifen und Geigen klingen ohrzerreissend drein. Die Branntweinflasche hält ihren Umzug, geht von Hand zu Hand und von Mund zu Mund, und mancher braune Geselle bliebe irgendwo am Wege liegen, würde nicht seine zeternde Ehehälfte die eheliche Treue auch auf diesen anormalen Zustand ihres Herren und Gatten ausdehnen und mit echt zigeunerischer Sanftmuth ihm hand-

greiflich die Wege weisen. Im Zeltlager angelangt, wird das junge Ehepaar mit Nüssen beworfen, mit Wasser begossen und dann mit einem Beutel aus Wieselfell, gefüllt mit Stechapfelsamen, abgerieben. Das Wieselfell schützt vor Unglück und der Stechapfelsamen vor »bösem Blick«. Nach vollzogener Waschung und Abreibungsprozedur begeben sich die Neuverbundenen in ihr eigenes Zelt, wohin ihnen alte Schuhe, Stiefel oder Bundschuhe[1] nachgeworfen werden, wodurch die Fruchtbarkeit der Ehe gesteigert werden soll. Draussen schreitet indessen die ganze Truppe neunmal[2] um das Brautzelt herum und singt gewöhnlich das folgende Lied:

De báçt dela romñáke,
The jiál láces leske!
Te mánushe de oh del'
But' rákleyá pál e ker,
De tu lenge máriklá,
Te ná lenge de bicá!

Gott, du sollst das Weibchen segnen,
Unglück soll ihr nie begegnen!
Schenk' dem Mann im Zelte hier,
Kinder schenk' dem Weib! schenk' ihr
Und ihm viel Fleisch und Brot
Und beschütze sie vor Noth!

Kommt das junge Ehepaar endlich zum Vorschein, so wird es von den Gästen ergriffen und unter allgemeinem Gejohle in die Luft geschnellt, wobei freilich Unfälle geringerer Art häufig vorkommen, trotz der regelrechten Abreibung mit dem Wieselfell und Stechapfelsamen. Doch gilt ein sanfter Fall auf die Erde für ein glückliches Vorzeichen und bedeutet eine baldige Familienvermehrung. Ist nun auch diese letzte Prozedur vorüber, so beginnt das allgemeine Schmausen, Trinken und Tanzen, und nur mit gänzlicher Erschöpfung aller Mittel und Aufzehrung aller Vorräthe nimmt das Fest ein Ende.

Von nun an ist er auch »Zeltbesitzer« oder wenigstens »Mitbesitzer« des Zeltes seiner Frau und lebt, wenn es auch

---

[1] Ueber den Schuh als Ehesymbol vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 324, 492.

[2] Die Neunzahl spielt im Leben und in der Poesie der Zigeuner neben der Dreizahl eine grosse Rolle.

aus den unwirthlichen Schluchten der Karpathen recht winterlich-kalt weht, bis auf weiteres seinen »Liebesmai«. Und wahrlich, schön ist sein junges Weib! Blumengleich nennt er ihre Füsse (e skurtone podjeingre), Weidenast ihren Arm (lákre mise retyitákre), Weizenbrot ihre Schultern (lákre pike duy mánre), zwei Traubenkörner ihre Augen (lákre yákhá duy dráká), Blumen ihre Lippen (lákre muy duy páytrá). Und im Rausche der Flitterwochen ertönen dann Lieder, wie das folgende:

May shukáres hin mánge	Wie das meine, so ein Leben,
Hei! ákáná e jipe!	Kann's auf Erden nimmer geben!
Çáv te piyáv me dostá,	Habe Speise, Trank, ein Weib —
Lelávás shukár' romñá!	Alles nur zum Zeitvertreib!
Láces çáv te may piyáv,	Esse, trinke, bin gesund,
Mire romñá cumidáv!	Küss' des Weibchens rothen Mund!
Cin ákáná hin mánge	Ja, den ganzen lieben Tag
Jivese te ráciye,	Ich nur essen, trinken mag;
Ráciye te jivese	Und vom Abend bis zum Morgen
Cumidáv tut, romñiye!	Küss' mein Weib ich ohne Sorgen!

Bald aber nimmt der Sparpfennig, der einzige, den je ein Zigeuner in seinem ganzen Leben zurücklegt, ein Ende; der Liebesmai geht auch zur Rüste, und dann gilt in Wahrheit und im tragischen Sinne jenes spöttische Wort des römischen Erotikers: »maritus est finis amorum«. Der Frohsinn hat bald das Kap der Sitte umsegelt und geht über die Grenze des Erlaubten. Bald trägt der Gatte, bald die Gattin die Schuld an handgreiflichen Zwistigkeiten, — in den meisten Fällen Beide. Dazu sucht auch den Kortorár-Ehemann häufig genug das schrecklichste Uebel der Ehe, selbst der Aufkläricht-Civilehe, in der Gestalt seiner Schwiegermutter heim. Dann singt er zuweilen, um seinem Groll Luft zu machen:

Mire sásuy may mátyi,	Schwiegermutter ist besoffen.
Pocivinel m're vodyı;	Jetzt kann ich auf Ruhe hoffen;
De báçt devlá pishále,	Gott! du magst den Schenken segnen,
The jiál láces leske!	Unglück soll ihm nie begegnen!

The mire sásuy mátyi,	Ist die Alte nur berauscht,
Márelá káthe rátyi;	Zeigt sie sich wie ausgetauscht;
Akor hámár yoy sovel,	Muckst nicht, legt sich mäuschenstill, --
Te m're vodyi pocivinel!	Und ich treibe, was ich will!

oder:

Romñáke e day	O, die Mutter meiner Frau
Láces ákor me dikháv,	Ich nur dann recht gerne schau',
Káná mátyes ná jánel:	Wenn besoffen, sie vergisst:
Rom te romñi yoy perel!	Ob sie Mann, ob Weib sie ist!

Aber nicht nur seine Schwiegermutter, sondern auch die übrigen weiblichen Verwandten seiner Frau geben häufig genug Anlass zu ehelichen Zwistigkeiten. So heisst es denn:

So áshunel kothe-káthe	Was Frau Muhme hier und dort
Mire kirvi, may shukáre,	Hat gehört an manchem Ort,
Sigo penel romñiyenge, —	Giebt sie jedem Menschen kund, —
Leskre muy, hei! ná hin pçandle!	Hat keiñ Schloss vor ihrem Mund!
Káná ável, ángál udár	Lauscht und horcht an Thür und Thor,
Ashunável yoy may butvár;	Nichts entschlüpfet ihrem Ohr;
Kernopen hin upre cib	Schimmel ihr im Munde blüht,
Te çoçável taysá sik,	Lug und Trug in dem Gemüth.

Dem eigenthümlichen Verhältnisse zufolge, das — wie wir gesehen haben (S. 67) — zwischen den Eheleuten herrscht, nimmt eben das Zigeunerweib ihrem Gatten gegenüber eine mehr oder weniger freie, unabhängige Stellung ein. Die Eheleute arbeiten voneinander getrennt und erwerben sich das Brot, das sie dann aber auch in den seltensten Fällen gemeinsam verzehren. Während der Mann höchstens einen geringen Theil seines Erwerbes für die Winterszeit zurücklegt, den grössten Theil aber aufzehrt und vertrinkt, sorgt die Frau für ihre Kleinen, mit denen sie den letzten Bissen in mütterlicher Liebe theilt; ja, sie muss gar oft auch ihren

Mann den ganzen Winter hindurch erhalten, wenn dieser — wie gewöhnlich — im Winter keinen Erwerb hat, während sie durch Wahrsagerei, Heil- und Zaubermittel u. dergl. bei den leichtgläubigen Bäuerinnen stets ein gutes Stück Geld und nebenbei auch Lebensmittel reichlich verdient. Freilich, da halten gar bald, und wenn nicht früher, so im Winter gewiss, Noth und Elend und mit ihnen Zank und Streit ihren Einzug in die Behausung des Kortorárs. Er lebte im Sommer wie die Grille, und muss jetzt im Winter, wo jeder Verdienst hochwillkommen und keine Arbeit zu schwer wäre, mit einer Kost vorlieb nehmen, die wohl noch nie auf dem Speisezettel der allerelendesten Bettelmannsküche gestanden und die seinem abgemagerten Körper kaum ein Gramm oder ein Loth Fleisch zusetzt, am allerwenigsten gar eine »evangelische Elle«. Trotzdem wird seine Frau von ihm als Beratherin in Freud' und Leid, als Freundin im höheren Sinne kaum oder gar nicht betrachtet. Zu seinem Weibe zieht ihn in erster Linie die Sinnlichkeit hin; dann aber als Besitzerin des Heimwesens steht er auch auf ihre Gnade an und vermeidet während der rauhen Winterszeit jeden ehelichen Zwist; kommt aber der Lenz ins Land gezogen, und verlässt der Stamm seine Erdhöhlen, um die sommerliche Wanderfahrt anzutreten, da ertönen von neuem die Hohn- und Spottlieder auf die Weiber, an denen die Volksdichtung der transsilvanischen Zigeuner so überaus reich ist. Zank und Streit, Rauferei und Zetergeschrei sind nun an der Tagesordnung. Doch genug! »Das Kapitel der Völkerleiden ist ja in aller Welt zu gross, um es jemals zu Ende führen zu können.« Das Echo der Leiden ist von Jahrtausend zu Jahrtausend immer das gleiche geblieben. Nur ein vermittelnder, das Gleichgewicht herstellender Humor ist es, welcher dem Zigeuner auch über die Leiden des Familien- und Ehestandes hinüberhilft. Und so antwortet er gewöhnlich auf das Gezänke seiner »besseren« Ehehälfte mit einem Liede, das dann im Chore von den Genossen wiederholt wird:

Mire romñi loles ávlás,
Andre çolyi yoy tásilyás,
Káná dikhlyás, the cáces, —
Leskro nák hin krástávec!

Meine Frau, die zürnt gar schwer,
Weil die Nas' ihr wächst so sehr,
In ihr Maul hinab sie reicht,
Einer Gurke gross sie gleicht!

But' rátyiye kerelás,
But' rátyiye piyelás,
Káná leskro gulo rom
Márelás lá upro o drom!

Von dem Schnaps wuchs ihre Nas',
Denn sie trank stets ohne Maass;
Ja, sie trank so oft ihr Gatte
Sie gut durchgeprügelt hatte!

oder:

Akáná selenes ávlá
E may báre Ilyefálvá!
Mire romñi, láce romñi,
Ná pátyám, hoy leskre vodyi
Te sáscipen the áválás,
Sár násváles romñi ávlás!
The piyálás yoy ákáná, —
Rátyiyengré eñá kupá!

Frisch ergrünen wird gar balde
Ilyefalvas[1] weite Halde!
Kräftig, tüchtig ist mein Weib,
Denn wir hofften nicht, bei Leib!
Dass sie je noch sollt' genesen —
Ach, so krank ist sie gewesen!
Trinken könnt' sie, müsst' es sein,
Heute schon drei Maass Branntwein!

und:

Sástráreskro kálápáco,
M're romñákri dindályipo; —
Sá duy hin cák kásávo,
Hoy báçtáles ñiváso!

Schwer der Hammer für das Eisen,
Für den Mann des Weibes Beissen; —
Beide sind ach! solche Dinge,
Die man niemals schätz' geringe!

Aber wie man in den Wald ruft, so antwortet er auch zurück, und gar bald ertönen im Kreise der Weiber Lieder, die gerade nicht Lobhymnen auf die Männer sind, z. B.:

Mîre yákká mindig bontol
Angál mire cerçá yákhá;
Mire vodyi mindig bontol,
Máto gádso, miro omol!

Feuer vor dem Zelte hier,
Sticht und sengt die Augen mir;
Und mein Herz nicht leiden kann
Meinen stets betrunk'nen Mann!

oder:

Cályováv mires romes,
Avel yov polokores?
Munro pçuro may mátyi,
Pocivinel m're vodyi!
So me core, so me kerelá?
The ná pále cisme piyelá!

Hör' ich recht: es naht mein Mann
Heut' kommt er recht spät! Was dann?
Kann ich doch auf Ruh' jetzt hoffen,
Denn er ist recht stark besoffen!
Was kann ich dafür? wenn der Hallunk
Nicht in seinen Stiefel giesst den Trunk!

[1] Eine ungarische Gemeinde im Südosten Siebenbürgens.

Kommt noch dazu die Eifersucht, dann endet der Spass gewöhnlich mit einer allgemeinen Schlägerei. Die Frau braucht nur das Lied anzustimmen:

Gulo m'ro rom sová, sová, tu sová;	Schlaf mein Männchen, schlaf die ganze Nacht.
So tu kámes sová tu pále pádá!	Hab' dein Lager gut zurecht gemacht!
Sová, sová, miro gulo rom, —	Schlaf mein süsses Männchen, schlaf du gut. —
Káná pál ávreske láces som!	Bald ein And'rer mir im Arme ruht!

gleich erhält sie zur Antwort:

Láco pedo hin terkáto!	Kluges Thier ist mein gefleckter Hund!
Kás me kámáv, kás báshovlo,	Giebt durch Winseln, Bellen stets mir kund,
Mire romñákri piránen,	Wenn zu meinem Weib ein Bursche dringt,
Ke bengá láke bicáven.	Den der Teufel höchster zu ihr bringt.
M're romñi sojes ráciye	Neulich abends hat mein theures Weib
Biso benges ámintyilyás,	Unbewusst umarmt des Teufels Leib,
Káná támete ráciye	Als im Dunkeln statt des Liebsten — mich
Ná piránes, mán cumidyás!	Sie umhalst, geküsst hat inniglich!

Bald wendet sich die Neckerei zum Ernst, und dann fliegen gar schwere Flüche hin und her. In unserer Zeit, wo die Realisten, wie Herr Emile Zola und Konsorten, mit derbzugeschnittenen Knütteln und Todtschlägern auf dem litterarischen Kirchweihfest erscheinen, wird es auch nicht unzeitgemäss oder gar gehörverletzend sein, wenn wir auch einige »Flüche« der siebenbürgischen Zeltzigeuner, für die zartbesaitetsten Ohren immerhin noch »hoffähig«, an diesem Orte anführen. Vielleicht kann diese Flüche der Schreiber in spe einer »Philosophie des Fluches« benützen. Wir haben ja heutzutage so vielerlei »Philosophien«, dass man häufig genug von einem »Fluch der Philosophie« spricht; — warum

sollte denn nicht die Welt auch mit einer »Philosophie des Fluches« beglückt werden? Die ersten Anläufe zu einer philosophischen Behandlung des Fluches finden wir schon in Lorenz Sternes »Empfindsamer Reise«. Ich will also hier auch einige leidenschaftliche Gemüthsexplosionen, die man mit dem Namen »Fluch« bezeichnet, anführen, die eben bei den siebenbürgischen Zigeunern stattfinden, welche eine ganz besondere Bravour im Fluchen haben, und was Fischart in seinem Gargantua (244 b) mit Bezug auf die Landsknechte sagt, gilt auch auf die Zigeuner: »ein Zigeunerfluch ätzt durch neue Harnisch!« Folgende kleine, aber zarte Blumenlese diene als Beleg dafür:

»Amboss werde dein Kopf« (Amonis th'ávlá tiro shero); »Auf deiner Hochzeit verliere deine Knochen« (Pál biyá ávlá tu bikokálengres); »Strauchwerk werde dein Bart« (Págonis tiro th'ávlá burá); »Knödel werde deine Zunge« (Cingerde ávlá tire cib); »Rasirmesser werde deine Zunge« (Murádyi th'ávlá tire cib); »Krebse seien deine Flöhe« (Kátyálo th'ávlá keco tute); »Pilz in deinem Halse, Frosch auf deiner Zunge [wachse]« (Çuçur pál tire korri, çuckerdyi pál tire cib); »Des Teufels Grossmutter knage an deinem Ellenbogen« (Çávás mámi bengeskro tire kuñi); »Deine Zähne sollen schmelzen« (Tçárá tiro dánd); »Bauch im Hause = Vielfrass« (Per pál ker); »Erblinde im Fasching« (Korá pro fárschángos); »Dein Blut werde zu Seife« (Tiro rát th'ávlá sápánis); »Das Salz des Teufels brenne deine Nasenlöcher« (Lon bengeskro th'tçárel tçuroni tire); »Holz [wachse] auf deiner Nase« (Kást pro t're nák); »Der Teufel kehre deinen Rücken« (Beng the shulável tiro dumno); »Ameisen sollen deinen Weizen verzehren« (Háñá çável tire yev); »Von Nadeln starre dein Bauch« (Prekál suv shuvlyovel tire per); »Schlange sauge an deiner Brust« (Sáp the çável t're cuci); »Auf deiner Hochzeit werde stumm« (Pál t'ro biyá ávlá tu bicibákro); »Erschiesse dich der Donner« (Lyivinel tut e troc) .... Zum Schluss nur noch einige Fluch-Interjektionen: »Tausend Maus« (Egeros

eseros); »Schnee auf die Frucht« (Yiv pro jiv); »Messer und Hammer« (Curi te sviri); »Rasirmesser deiner Haut« (Murádyi pro mortyi); »Teufels-Ei« (Bengeskro gáro). Dies wäre denn ein kleiner Strauss, gepflückt auf dem Felde zigeunerischer Gefühlsexplosion, in den wir noch recht viele, aber zu stark duftende Kräutlein hätten einflechten können; und auch dieser Strauss beweist, wenn er uns auch nur die Schattenseiten des zigeunerischen Gemüthslebens zeigt, doch die elastische Federkraft des Geistes, der in diesem Volke lebt.

Vom Fluch bis zur Thätlichkeit giebt es bei den Zigeunern nur einen Schritt.

Da mischt sich der Eine oder der Andere in diese gemüthlichen Neckereien, und auf Ja und Nein ist das allgemeine Handgemenge in vollem Gange, das erst mit dem ersten Blutvergiessen ein stilles Ende nimmt; denn der Zigeuner kann kein Blutvergiessen ansehen, daher endigt auch jede noch so arge Schlägerei sofort, sobald der erste Blutstropfen sichtbar wird, und Waffenstillstand tritt ein.

So wie sich die Eheleute leicht entzweien, ebenso schnell und leicht versöhnen sie sich wieder; es bedarf nur einer kleinen Aufmerksamkeit von seiten der einen oder der anderen Hälfte, und die Versöhnung tritt sofort ein. Hat der Zigeuner seinen Erwerb, so kümmert er sich gewöhnlich gar wenig um die Liebeshändel und anderen Fehltritte seiner Gattin. Im Sommer findet er bei den vielen »Künsten«, auf die er sich versteht, überall reichliches Auskommen.

»Im Erwerbe hat der Zigeuner allerdings einen schweren Stand, doch weniger durch die drückenden äusseren Verhältnisse als vielmehr infolge der eigenen Arbeitsscheu, der Liebe zum Müssiggang, zur unthätigen Bummelei. Wenn [m]an die Erwerbszweige der Zigeuner untersucht, so muss [man] hierbei redliche und unredliche unterscheiden. Zur [erst]en Gattung gehört in Siebenbürgen und Ungarn vor [allem] die Musik, dann das Schmiedehandwerk, die Gold[wäsch]erei, das Holzschnitzen; selten sind die Zigeuner Bürsten-

binder, Ziegelstreicher, Maurer, Draht- und Haarflechter, am seltensten Tagelöhner und Feldarbeiter. Unredliche Erwerbszweige des Zigeuners sind Betrug, namentlich in den Formen der Traumdeuterei, der Wahrsagerei, der Kartenschlägerei und der Schatzgräberei. Diese Künste sind meist mit Diebstahl verbunden; zu ihnen gesellt sich der betrügerische Pferdehandel, die Kurpfuscherei, die Vertilgung von Mäusen, Ratten und anderem Ungeziefer; endlich, doch nicht zuletzt, das Gewerbe des Diebstahls im weitesten Sinne; doch ist Raub und Mord bei Zigeunern selten.«[1] Die ansässigen Zigeuner in Siebenbürgen nennt der englische Reisende Ch. Boner ganz richtig »bessere Arbeiter als die Walachen«. »Der Zigeuner,« berichtet derselbe, »ist rascher, anstelliger und gewandter; allein man muss ihn stets beaufsichtigen, sonst faulenzt er so gut wie der Walache, solange er kann. Eigenthümlich ist, dass alle Zigeuner gewisse Arbeiten recht gut verrichten, während es wieder andere Beschäftigungen giebt, die keiner versehen kann. So dreschen sie z. B. recht gut.

Ferner ist der Zigeuner ein tüchtiger Schnitter und handhabt die Haue oder Hacke recht gut, allein er kann mit der Sense nicht mähen . . . Im Hanfbau und in der Bearbeitung des Hanfes zeigt sich eine Zigeunerin viel erfahrener und geschickter als eine Walachin. In allem, was die Bereitung und Einbringung des Heues anbelangt, ist der Zigeuner wieder höchst ungeschickt. Worin er sich am meisten auszeichnet, das sind Erdarbeiten, Dämme und Wassergräben. Hierin übertrifft ihn keiner.«[2]

Merkwürdig und auffallend ist dabei der Unterschied zwischen den siebenbürgischen und ungarischen Zigeunern.

[1] S. Schwicker a. a. O. S. 118.

[2] Auf seinem Göböler Landgute hat Se. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Joseph vor Jahren eine Zigeunerkolonie gegründet, deren Angehörige sich beim Feldbau ganz gut verwenden lassen.

Schon 1775 lesen wir:[1] »Wir können es zwar nicht leugnen, sondern gestehen es gerne, dass die Zigeuner etwas an sich haben, welches ihren allgemeinen Charakter ausmacht, und worinnen sie sich einander sehr ähnlich sind; demungeachtet aber pflegen sie sich auch in manchen Stücken nach der Beschaffenheit und den Umständen des Landes, darinnen sie sich aufhalten, auszubilden, und sowohl in Ansehung des Gewerbes und der Kleidung, als auch in einigen Gewohnheiten voneinander zu unterscheiden. Wir dürfen bloss die siebenbürgischen und hungarischen Zigeuner gegeneinander halten, so werden wir zwischen diesen und jenen einen gewaltigen Unterschied bemerken können.« Und Bergrath von Born schreibt in seinen Briefen in demselben Jahre:[2] »Man muss die siebenbürgischen Zigeuner keineswegs mit denen in Ungarn vergleichen, die ein müssiges, faules Volk sind, da im Gegentheil diese Alle sich zu beschäftigen und zu ernähren wissen.« In der That ist der Unterschied zwischen den siebenbürgischen und ungarischen, ja selbst anderen europäischen Zigeunern ein auffallend grosser, und man könnte beinahe mit Recht glauben, dass zur Zeit der europäischen Wanderung des Zigeunervolkes die »Intelligenz« sich zuletzt auf den Weg machte und hier in Siebenbürgen zurückblieb, während die Hefe des Volkes auf abenteuerlichen Zügen immer weiter drang.

Die Hauptbeschäftigung sowohl der ansässigen, als auch der Zeltzigeuner ist von jeher das Schlosser- und Schmiedehandwerk gewesen, das der Sohn vom Vater ablernt und dasselbe auf dieselbe primitive Weise betreibt wie seine Vorfahren, die in früheren Zeiten für Könige und Herren Waffen schmiedeten und Kugeln gossen. So erhielt der Wojwode Thomas Bolgar im Jahre 1496 vom König Ladislaus II. einen Begleitsbrief (salvus conductus), weil er und sein Volk

---

[1] Anzeigen aus sämmtlichen k. k. Erbländern. V. Jahrg. XX. Stück, '. May 1775; S. 160.

[2] Ebenda S. 134.

dem Fünfkirchener Bischof Siegmund Kugeln und andere »Kriegswerkzeuge« verfertigt hatte (pro faciendis globulis pyxidum sive aliis instrumentis ad belli usum necessariis). In den Jahren 1503—1525 haben zu Kronstadt in den dortigen Arsenalen, den städtischen Rechnungsbüchern gemäss, Zigeuner die Lanzen geschmiedet und die Kugeln für die Geschütze gegossen.[1] »Es scheut der Zigeunerschmied,« sagt Schwicker, ein feiner Beobachter des Volkslebens in Ungarn, »aber auch bei diesem Handwerke gröbere Arbeiten. Er verfertigt Hufeisen, Nägel, kleine eiserne Ringe, Maultrommeln u. dergl., oder flickt Kessel und Pfannen, macht wohl auch Taschenmesser geringster Sorte, hie und da Sachen aus Zinn oder Messing (Ringe, Ohrgehänge, Haken u. s. w.). Als Material benutzt der Zigeuner altes, verrostetes Eisen, alte Nägel, zerbrochene Hufeisen und andere kleine Bruchstücke. Dabei bedient er sich der einfachsten Werkzeuge. Der Amboss (báro saster = grosses Eisen) ist meist ein Stein, selten hat er einen Amboss aus Eisen; dazu ein Paar Handblasebälge (portápáskero), eine Zange (dántermáskeri = beissendes Ding), einen Hammer (montel), einen Schraubstock (rishermáskri) und eine Feile (sásteréskeri rándápáskeri = kratziges Ding). Seine Werkstätte richtet der nomadische Zigeunerschmied bei gutem Wetter im Freien auf; ist die Witterung stürmisch oder der Sonnenbrand zu arg, dann rückt er mit seinem beweglichen Handwerkszeuge unter das Zelt. Die Kohlen brennt er oft selbst in einem rasch errichteten Meiler. Bei der Arbeit hockt der Schmied mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, neben ihm sein Weib oder eines der grösseren Kinder, um den Blasebalg zu bewegen und die Kohlen in Gluth zu erhalten. Die Arbeit fertigen diese Schmiede zeitweilig auf Bestellung; in der Regel hämmern sie jedoch auf »eigene Rechnung«. Die fertigen Nägel, Hufeisen u. s. w. werden dann durch die hausirende Karawane von Haus zu

[1] S. Viktor v. Molnár in der ungarischen Zeitschrift Remény, 1887. S. 9.

Haus feilgeboten. Man verkauft die Ware für Geld oder tauscht sie gegen Viktualien oder Kleidungsstücke und dergl. mehr ein.«

Wenn zwei Zeltzigeuner ein und dasselbe Stück Eisen schmieden, so singen sie gewöhnlich dabei das sogenannte »Schmiedelied«, eine Ballade, deren einzelne Zeilen im Takte der Hammerschläge gesungen werden, und wo der Hammer einhält, wird »he, he, he!« gerufen; diese Ballade, die man bei jedem Schmiede hören kann, lautet verdeutscht also:[1]

— Steh' auf, steh' auf, Barsony Gyuri;
Setz' dich an den Blasbalg nieder!
Schmied' Hufeisennägel rasch! — he, he, he!
»Gleich, sogleich!« versetzt der Gatte,
»Nimm den Besen, mache Ordnung!« he, he, he!
Von dem Lager rasch aufsprang dann
Gyuri, setzt sich an den Blasbalg,
Schmiedet rasch Hufeisennägel; he, he, he!
Und er ging dann auf den Marktplatz,
Kauft sich Braten dort und Weissbrot;
In die Schenke kehrt er ein,
Ass und trank dort ganz allein. He, he, he!
Doch vergass er einen Kittel
Heut' zu kaufen seiner Gattin.
Diese klagt ihr Leid dem Vodas;
Zur Geliebten sprach d'rauf Vodas: he, he, he!
»Geh' zum Kaufmann und erforsche
Du den Preis des Kittels, Liebste!« he, he, he!
Gyuris Frau ging rasch zum Kaufmann;
Dieser sprach: »Ich hab' für Bargeld
Feil nur meine schönen Waren!« he, he, he!
Vodas kaufte gleich den Kittel ... he, he, he!
Doch es nahte Barsony Gyuri
Und ertappte seine Gattin, —
Warf sie rasch in den Backofen. He, he, he!

---

[1] Den Originaltext dieser Ballade hat mein hochverehrter Lehrer Prof. Dr. Hugo v. Meltzl unter dem Titel: »The black Wodas«. An inedited gipsy Ballad (Klausenburg 1879) mit meinen Ergänzungen herausgegeben. Statt: Barsony Gyuri kann der Name welches Bekannten immer stehen.

Und das Weib begann zu schreien:
»Vodas, Vodas, brauner Vodas!
O, es brennen meine Füsse!« he, he, he!
— Lass' sie brennen, lass' sie, Dirne!
Haben viele Schuh' zerrissen! — he, he, he!
»Vodas, Vodas, brauner Vodas!
O, mein Bauch beginnt zu brennen!« he, he, he!
— Lass' ihn brennen, Dirne, lass' ihn!
Hat viel Kittel schon zerrissen! — he, he, he!
»Vodas, Vodas, brauner Vodas!
O, schon brennen meine Brüste!« he, he, he!
— Lass' sie brennen, Dirne, lass' sie!
Viele haben sie betastet! — he, he, he!
»Vodas, Vodas, brauner Vodas!
O, schon brennen meine Lippen!« he, he, he!
— Lass' sie brennen, Dirne, lass' sie!
Haben Manchen schon geküsst sie! — he, he, he!

In Ungarn und Siebenbürgen sind die Begriffe Schmied und Zigeuner eng verbunden; so heisst es denn im ungarischen Sprichwort: »Wie viel Zigeuner, so viel Schmiede!« und eine ungarische Redensart sagt: »Früh gewöhnt sich das Zigeunerkind an die Funken!« Ja, in Debrezin hatten die ansässigen Schmiedezigeuner bis auf die jüngste Zeit eine eigene Zunft, deren letzter Zunftmeister der vor einigen Jahren verstorbene Dobo war.[1] Die meisten dieser Schmiede sind gleichzeitig auch Musikanten. So war der Gatte der berühmten Geigenspielerin, Zinka Panna, ein trefflicher Bassgeigenspieler, zugleich aber auch Schmied. Im Manuskript der »Zigeunergrammatik«[2] aus dem Jahre 1804 steht auch ein Gesuch eines gewissen Georg Levai, der den Stuhlrichter bittet: ihm zu gestatten, auch die Musik zu betreiben,

[1] S. das o. a. Werk »Czigány nyelvtan« Sr. Kaiserl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Joseph, S. 255.

[2] Mitgetheilt von Sr. Kaiserl. Hoheit dem Herrn Erzherzog Joseph in der ungarischen philologischen Zeitschrift: »Egyetemes Philologiai Közlöny« XI. 731 S.

nachdem er von der »Zigeunerschmiedearbeit« (kováciko budyi) allein nicht leben könne.

Als Holzarbeiter verfertigen die Zigeuner Siebenbürgens Tröge, Mulden, Tabakspfeifen, Hirtenflöten, Spazierstöcke, Schüsseln, Löffel, Teller und binden nebenbei auch aus Birkenruthen Besen und treiben mit diesen Sachen einen sehr einträglichen Hausirhandel. Als Flickschuster suchen nur die ansässigen Zigeuner in Kronstadt ihr Fortkommen, wo sie in der Ecke des Marktplatzes tagsüber im Freien ihre Werkstätte aufschlagen und defekte Schuhe und Stiefel repariren, während ihre Weiber mit untergeschlagenen Beinen dasitzen und mit abgetragenen Kleidungsstücken einen Handel treiben.

Die Goldwäscherei bildete vordem in Ungarn und Siebenbürgen bis auf die jüngste Zeit ein privilegirtes Gewerbe der Zigeuner, und auch noch heutzutage bewahren einige Truppen der Jiuklánush (s. S. 54) den vom 21. Juni 1776 datirten königlichen Erlass als solche Urkunde, die ihnen allein das Recht der Goldwäscherei einräumt, obwohl durch das 1854 erschienene allgemeine Bergwerkgesetz dies Privilegium kassirt worden ist. So wie sie im Jahre 1848 der Reisende Fr. Uhl geschildert hat und wie sie schon im Jahre 1770 Griselini u. A. m. charakterisirten und noch 1865 der Engländer Ch. Boner sie beschrieb, so sind sie in ihrem Wesen und in ihrer Arbeit auch noch heute.

»Jeder erwachsene Mann« — so schreibt Fr. Uhl — »im Goldwäscherdorfe muss für das Recht, daselbst zu wohnen, dem Staate jährlich zwei Dukaten Gold liefern, sowie auch den Ueberschuss der Beute an Gold, welchen er dem vorbeifliessenden Bache abgewinnt; dafür erhält er jedoch den vollen Geldeswerth. In günstigen Fällen können die Zigeuner manchmal einen werthvollen Fund machen; doch ist die Goldwäscherei hier sehr zeitraubend und mit vielen Beschwerden verbunden, da die Leute keine verbesserten,

zeitersparenden Vorrichtungen besitzen, sondern sich der allereinfachsten Mittel bedienen. Es wird nämlich ein langes Brett, das mit eingeschnittenen Rinnen versehen ist, der Länge nach so dem Laufe des Baches entgegengestellt, dass es mit diesem einen äusserst stumpfen Winkel bildet. Ueber dieses Brett strömt nun das Wasser hinweg und hinterlässt in den schmalen Rinnen den Sand und feinen Kies, den es mit sich führt. Befindet sich nun eine ziemliche Menge desselben auf dem Brette, so wird es aus dem Wasser gehoben, der Sand von demselben weggenommen, in eine Mulde, an deren einer Seite sich eine Oeffnung befindet, gelegt, und auf ihn fortwährend so lange Wasser gegossen, bis alle gröberen Steinchen und Sandkörner mit dem Wasser abfliessen, und nur der feinste Sand und die wenigen Goldbestandtheile, die sich allenfalls in demselben befinden, übrig bleiben. Dieses Gold wird endlich auf eine kleine Lehmkugel aufgepickt.« Diese Art des Verfahrens haben die Goldwäscherzigeuner auch noch heutigen Tages, mit Ausnahme der Stationen, die, wie in Unter-Pian bei Mühlbach, in den Besitz irgend einer »Gesellschaft« übergegangen sind, und bei denen dann neuartige Apparate in Verwendung kommen. Auf solchen Stationen stehen die Zigeuner, die sogenannten Jiuklánush, gleich denen, die im Gebirge bei den Holzfällungsarbeiten beschäftigt sind, unter eigenen Werkführern, denen sie in allen Stücken zu gehorchen haben, aber bei ihrem wilden Charakter, ihrem stutzigen Wesen auf stetem Kriegsfusse mit ihnen leben.[1]

Mit der Goldwäscherei beschäftigt sich ausschliesslich eben nur eine gewisse und kleinste Kaste der Zigeuner Siebenbürgens, während mit dem Pferde- und Schweine-

[1] Vgl. Schmidt, Sammlung der Berggesetze. I. 194, VI. 174, 350, 388, 427, 467, 494. S. VII. 405, 506. S. VIII. 39 S., XIV. 131 S. und Wenzel Gustav, Magyarország bányászatának kritikai története (Geschichte des Bergbaues in Ungarn, Budapest 1880).

handel sich sowohl die Zeltzigeuner, als auch die Ansässigen gerne beschäftigen. Der Besitz von mehreren Pferden und zahlreichen Schweinen gilt für den grössten Reichthum und ist der höchste Wunsch des Zigeuners. Mit einer Schwärmerei und Liebe hängen sie an den Thieren und theilen ihren letzten Bissen mit ihnen; sie sind überhaupt für das Wohl ihrer Thiere mehr besorgt als für das ihrer Familienangehörigen.

Damit die Thiere, welche in den Besitz des Zigeuners gelangen, weder gestohlen, noch durch Krankheit heimgesucht werden, wird jedes gekaufte Thier vor das Feuer, welches vor dem Zelte des neuen Besitzers lodert, geführt und mit einer Ruthe, die halbverkohlt ist, kreuzweise über den Rücken geschlagen, wobei der Spruch gesagt wird:

Ac tu, ác káthe!	Bleib' du hier, bleib' du hier!
Tu hin mánge!	Du gehörst ja mir!
Te Nivási the jiánen —	Die Nivaschi,[1] wenn sie geh'n —
Ná dikh tu ádálen!	Sollst du nicht seh'n!
Trin láncá hin mánge,	Drei Ketten habe ich,
Me pçándáv tute:	Mit denen bind' ich dich:
Yeká o devlá, ávri	Die eine ist Gott, die andere
O Kristus, trite Maria!	Ist Christus, die dritte ist Maria!

Ein anderes Verwahrungsmittel besteht im folgenden: Bei Pferden wird auf die linken Hufe mit einer Kohle je ein Kreis, auf die rechten hingegen ein Kreuz gemacht und der Spruch gemurmelt:

Obles, obles te obles,	Rund, rund, rund,
Ac tu, ác tu may sástes!	Bleib' du gesund!
Ná th'ávehás beng tute,	Teufel soll nie bei dir sein,
Devlá, devlá ác tute!	Gott allein, nur Gott allein!
Gule devlá bishálá	Süsser Gott vertreibe
E gráyeskro perá	Aus des Pferdes Leibe
Miseçeskro dád!	Den Vater alles Schlechten![2]

[1] Ueber Nivaschi s. S. 181.

[2] Der Vater des Schlechten ist der Teufel.

Niko mánushenge ác,	Keinem Menschen du nachlauf',
Káske me dáv, leske ác,	Doch wenn ich dich einst verkauf',
Shukáres tu ác,	Sei du schön, sei du gut,
Voyesá te láces ác!	Habe du dann frohen Muth!
Ashunen eftá Pçuvuse:	Sieben Phuvusch-Weiber[1] höret:
Eftá láncá hin mánge,	Habe sieben Ketten,
Ferinen ádálá	Die beschützen, retten
Táysá, táysá e pedá!	Dieses Thier vor euch!

Hierbei wird dem Pferde ein Stück gesalzenes Brot gegeben und ihm siebenmal in die Augen gespien, wodurch es die Furcht vor überirdischen Wesen verliert. Dem Glauben der Zigeuner gemäss haben die Pferde, besonders die schwarzen, das Vermögen, für das menschliche Auge unsichtbare Dinge zu sehen.

Ein anderes Verwahrungsmittel besteht im folgenden: Dem gekauften Pferde wird zu Pulver geriebener Ziegenmist auf den Rücken gesiebt und der Spruch hergesagt:

Miseçes prejiá	Alles Schlechte komm' heraus
Andrál t're perá!	Aus deinem Leib!
Trádá cik buscákri	Ziegenmist rasch vertreib'
Miseçes perákri, —	Alles Schlechte aus dem Bauch,
Andrál punrá, ándrál dumno,	Aus den Füssen, aus dem Rücken,
Andrál yákká, ándrál kánná!	Aus den Augen, aus den Ohren!
Nevkerádyi ác ákáná,	Sei du jetzt wie neugeboren,
Ac tu, ác tu cá mánge;	Folge Keinem, ausser mir;
Ac tu, ác tu, ác káthe!	Bleibe, bleibe, bleibe hier!

Beim Zigeunerstamm Kukuya ist auch folgendes Verwahrungsmittel gebräuchlich: Man stellt das Pferd vor das Zeltfeuer und gräbt vor demselben ein kleines Loch, in welches man neunerlei Gras und etliche Haare von Schweif und Mähne des Pferdes legt; dann zeichnet man den linken Vorderhuf des Pferdes auf der Erde ab, schneidet sodann diese Erde heraus und schüttet damit das Loch zu, wobei man den Spruch sagt:

[1] Ueber Phuvusche s. S. 69.

Yeká cunul, yeká bál,	Ein Grashalm, ein Haar,
Tuke e bokh nañi sál!	Nie sei dir das Futter rar!
Ko tul corel, the merel,	Wer dich stichlt, der soll verrecken,
Sár e bálá, cunulá	Wie dies Haar und wie dies Gras
Pál e pçuv the yov ável!	Faulend in der Erde stecken!
Pçuvush, ádálen tute,	Phuvusch, hier ist dein Theil,
Sástes gráy ác mánge!	Lass' mein Pferd gesund und heil![1]

Ist das Pferd eine Stute und will man ihre Fruchtbarkeit vermehren, so giebt man ihr den ersten Hafer aus einer Schürze oder einem Kürbisnapfe zu fressen und spricht dabei folgendes:

Trin kánályá, trin jiuklá,	Drei Esel, drei Hunde
Jiánen upre pláyá!	Laufen den Berg hinauf!
Çábá, pçáres hin perá!	Schwelle dein Leib, friss und sauf'!
Trin kánályá, trin jiuklá	Drei Esel, drei Hunde
Jiánen tele pláyá,	Laufen den Berg hinab,
E çevá ándrásáváren,	Scharren alle Löcher zu,
Yek cumut ándreçásáren,	Legen einen Mond hinein,
T're perá sik pçáreven!	Du wirst bald fett sein![2]

Um Schweine an den Besitzer zu bannen, wird folgendes Mittel angewendet: Man gräbt in den Rasen ein Loch, füllt dasselbe mit Salz und Kohlenstaub, worauf man es mit Erde zudeckt und die Worte hersagt: »Drei weisse, drei schwarze, drei dicke liegen beisammen; wer sie stört, der bleibe bei mir!« (Trin párne, trin kále, trin tçule páshloyen káthe; ko len hádjinel, ác kiyá mánge!)

Finden die Schweine das Loch und scharren sie es auf, so wird das Mittel seine Wirkung nicht verfehlen.

Damit die Schweine beim neuen Besitzer wachsen und gedeihen, wird ihnen unter das erste Futter etwas Kohlenstaub mit den Worten gemischt:

[1] Ueber Phuvusch s. Seite 69. Aehnliches Verfahren bei Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen S. 279.

[2] Esel, Kürbis und Schürze sind Symbole der Fruchtbarkeit; vgl. Gubernatis, Die Thiere in der indischen Mythologie im Kapitel über den Esel.

Niváseske ná muká,	Sollst dem Nivaschi (Wassergeist)
The çál t're çábená!	wehren,
	Von deinem Futter zu zehren!
Miseç yákhá tut dikhen,	Augen, die dich falsch anseh'n,
The yon káthe mudáren,	Sollen hier zu Grunde geh'n,
Tu átunci çábá len!	Sollen von dir gefressen werden!

Als besonders kräftiger Diebssegen gilt bei den siebenbürgischen Zigeunern folgendes Verfahren: Der Besitzer läuft dreimal um das Thier, welches er vor Dieben schützen will, und spricht bei jedem Umgange die Worte:

Oh coreyá ná prejiá,	Dieb, du sollst hier bleiben steh'n,
Dureder ná áva!	Sollst nicht weiter können geh'n!
T're vástá, t're punrá	Sollst an Händen und an Füssen
Avená kirñodyá,	Du verfaulen müssen,
The ádá pedá láves!	Wenn du dieses Thier berührst!

Ein anderer Diebssegen ist der folgende: Man geht um Mitternacht mit dem betreffenden Thiere auf einen Kreuzweg, macht daselbst um sich und das Thier einen Kreis und, indem man vom Thiere einige Haare ausserhalb des Kreises auf die Erde fallen lässt, spricht man die Worte:

Adá hin tute,	Dies ist dein Theil,
Ná ává pál menge;	Bei uns niemals weil';
Dáv tute, so kámáv;	Ich gebe dir, was ich kann;
Pçuvusheyá, áshuná,	Höre du Phuvusch-Mann,
Cores tu ná muká,	Lass' keinen Dieb zu uns,
Hin menge trin láncá,	Denn wir haben drei Ketten,
Trin may láce Urmá,	Drei gute Urmen (Feen),
Ke ferinen men!	Die werden uns retten!

Die Urmen (Feen) werden als den Thieren besonders günstig gestimmt vorgestellt; daher schreckt man Kinder, welche die Thiere quälen, mit den Worten: »Die Urme wird dir keinen goldenen Apfel bringen!« (Urme tute ná bicá somnákune pçábáy!)

Das kräftigste Mittel, um Thiere vor Dieben zu schützen, soll das folgende sein: Man lässt aus dem Finger eines kleinen Kindes drei Tropfen Blut auf ein Stückchen Brot fliessen, das man dem Thiere mit den Worten zu fresssen giebt:

Dáv tute trinen rátá,	Ich gebe dir drei Tropfen Blut,
Ternes te láces ávlá!	Jung ist es und gut!
Ko tut corel, ádáleske	Der dich stiehlt, dem verdorre
Hin rát te más shutyárdye!	Blut und Fleisch!
Káná rátá te rátá	Wenn das Blut, wenn das Blut
Pál tire per ávná,	In deinem Leibe ruht,
Yákh te yákh te báre yákh	Soll die Feuersgluth, soll die Feuersgluth
Sákoves çál te çál,	Jedermann verzehren,
Ko kámel tut the çál!	Der sich von dir will nähren!

Das Wort »jung« ist wohl für »unschuldig« zu nehmen, indem nach uraltem Glauben dem Blute von Jungfrauen und kleinen Kindern eine geheime Kraft zugeschrieben wurde. Jedes neue Zelt wird daher von den Zigeunern mit einigen Tropfen Kinderblut befeuchtet, um es vor Bezauberung und anderen Unfällen zu sichern.[1] Mit diesem Glauben hängt auch das Heilverfahren der Zeltzigeuner zusammen, welches sie bei kranken Thieren beobachten, deren Krankheit sie nicht ergründen können. Es werden nämlich zwei Vögel, womöglich Wachteln (bereçto, füryo), genommen, von denen der eine geschlachtet, der andere aber, mit dessen Blute besprengt, frei fliegen lassen wird. Mit dem Rest des Blutes wird das Futter für das kranke Thier angemacht und dasselbe dem Thiere mit den Worten vorgelegt:

So ándre tu miseç hin,	Was in dir Schlechtes ist,
Avriává!	Komm' heraus!
Káthe ke ná ávlá	Hier ist kein gutes Haus
Miseçeske!	Für den bösen Geist!

[1] Vgl. hierzu Cassel, P., Die Symbolik des Blutes S. 157.

Káná rátá ná ávná,	Wenn das Blut versiegt,
Násvályipen ná ávlá!	Krankheit wegfliegt!
Miseç, tu ávriává,	Böser Geist, komm' heraus,
Adá ker ná láce;	Dieses Haus ist nicht gut;
Dáv rátá me káthe!	Hier hast du Blut!

Die Wachtel wird von den Zigeunern auch »Teufelsvogel« (ciriklo bengeskro) genannt und ihr dämonische Eigenschaften zugeschrieben;[1] besonders sollen sich die Nivaschi-Töchter gerne in Wachteln verwandeln und als solche den Tag auf dem Felde zubringen, in der Nacht aber das Getreide wegstehlen. Um sie vom Getreide fernzuhalten, ist es gut, bei der Aussaat in die vier Ecken des Feldes Theile von einer Wachtel oder wenigstens Federn einer schwarzen Henne, die noch nie gebrütet hat, zu vergraben; — ein Aberglaube, den man auch unter der rumänischen Landbevölkerung Siebenbürgens antreffen kann.

Kühe und Schafe halten sich nur die ansässigen Zigeuner und nur in den seltensten Fällen. Trotzdem haben sie Geheimmittel, die auf diese Thiere Bezug nehmen. Giebt z. B. eine Kuh ihre Milch mit Blut untermischt von sich, so hat sie auf der Weide vom »Wachtelkraut« gefressen, das für alle Thiere schädlich, ja tödtlich ist. In solchen Fällen soll man die Milch auf ein Feld giessen, wo sich Wachteln befinden, und die Worte sprechen:

Dáv rátá tumenge;	Hier habt ihr das Blut;
Adá ná hin láce!	Es ist nicht gut!
Ráyeskro Kristeskro rátá,	Unseres Herrn Jesu Christi Blut
Adá hin may láce,	Ist nützlich allein,
Aeá hin ámenge!	Dass soll bei uns Allen sein!

Wenn die Kuh beim Melken unruhig ist, so ist sie verhext worden, und man thut gut, wenn man das Wasser mit Zwiebelschalen aufkocht, ein Ei von einer schwarzen Henne beimischt

[1] Vgl. Cassel a. a. O. S. 6 und 162.

und damit das Futter der Kuh begiesst, indem man die Worte spricht:

Ko ándre hin, ávriává,	Wer drinnen ist, der komm' heraus,
Trin Urmá cingárden les,	Drei gute Urmen rufen ihn,
Trin Urmá tráden les	Drei gute Urmen treiben ihn
Andre yándrengré ker,	In ein Eierschalenhaus;
Beshel yov ándre ker;	Dort er wohn', dort er haus';
Hin leske may yákhá,	Wärme sich an der Feuersgluth,
Hin leske may páña!	Kühle sich in der Wasserfluth!

Hierauf wird die Schale vom Ei der schwarzen Henne zur Hälfte in ein fliessendes Wasser, zur Hälfte ins Feuer geworfen.

Ausser den Phuvusch- und Nivaschi-Leuten und Menschen, die im Rufe stehen, Hexen oder Zauberer zu sein, richten bei den Thieren die sogenannten Chagrin (Çágrino) grossen Schaden an (s. Seite 72). Die genaue Uebereinstimmung in der Beschreibung der Gestalt und Form dieser dämonischen Thiere als auch der Name selbst zeigen, dass die Zigeuner diesen Glauben noch aus ihrer indischen Heimath mitgebracht und bis auf den heutigen Tag treu bewahrt haben.

Der Chagrin quält besonders zur Nachtzeit die Pferde, indem er sich ihnen auf den Rücken setzt und ihren Körper nass macht. Die Pferde sehen dann am nächsten Tage müde und abgespannt, muthlos und traurig aus, sind in Schweiss gebadet und ihre Mähnen zerzaust. Bemerkt man solche Zustände an einem Pferde, so muss sofort Sorge getragen werden, den Chagrin zu vertreiben. Dies geschieht nun auf folgende Weise:

Das Pferd wird an einen Pflock angebunden, den man vorher mit Knoblauchsaft eingeschmiert hat; dann wird ein rother Faden kreisförmig auf die Erde gelegt, jedoch in einer gewissen Entfernung vom Pferde, damit er von diesem nicht berührt werden kann. Während des Niederlegens des Fadens sagt man die Worte:

Sáve miscç ác káthe,	Alles Unheil bleibe hangen
Ac ándre lunge táve!	Hier am Faden, an dem langen!
Andre legpásheder páñi	In den allernächsten Bach
De tu tire páni,	Lass' das Wasser fliessen,
Andre çucá Chagriñeyá,	Chagrin und dann sping' ihm nach,
Andre tu sik mudárá!	Sollst darin verrecken!

Ein anderes Mittel, um den Chagrin von den Pferden fernzuhalten, besteht darin, dass man einige Haare des Thieres, etwas Salz und das Blut einer Fledermaus unter Zugabe von Mehl zu einem Brei kocht und mit diesem die Hufe des Thieres einschmiert, den leeren Topf aber in einen hohlen Baumstamm versteckt, indem man die Worte sagt: »Bleibe so lange hier, bis er voll wird!« (Ac tu cin káthe, cin ádá tçules ávlá.)

Dem Pferde, dem Chagrin die Mähne zerzaust hat, darf man dieselbe weder abschneiden, noch zu entwirren suchen,[1] ohne die Worte herzusagen: »Du sollst so lange leben, als diese Haare leben!« (Cin tu jid', cin ádá bálá jiden!)

Besonders den Thieren stellt der Chagrin nach, welche Junge zur Welt gebracht haben; darum ist es gut, die drei ersten Tage nach der Geburt dem Mutterthiere in den Trank jedesmal glühende Kohlen, die man dreimal aus dem Feuer nimmt, sowie auch etwas Eisen (Nägel, Messer u. dgl.) zu legen und die Worte dabei zu sprechen: »Trink und werde nicht schläfrig!« (Piyá tu te ná ác sovnibnástár!) Der Chagrin nämlich überfällt die Thiere nur im Schlaf. Gar oft verursacht der Chagrin am Leibe des Thieres Geschwüre; diese werden am Tage mit einem rothen Lappen bedeckt, den man nachts in ein Baumloch steckt; während man dies Baumloch mit einem Pfropfen verstopft, spricht man die Worte:

Ac tu káthe,	Bleibe du hier,
Cin ávlá táv pedá,	Bis der Lappen ein Thier,

[1] Vgl. Liebrecht a. a. O. S. 324.

Cin pedá yek ruk,
Cin ruk yek mánush,
Ko mudárel tut.

Bis das Thier ein Baum,
Bis der Baum ein Mensch
Wird, der dich todtschlägt.

Gegen die Würmer wird folgendes Mittel angewendet: Vor Aufgang der Sonne wird in einem Napf »Wolfsmilch« (rukeskro tçud) gesammelt, und nachdem Salz, Knoblauch und Wasser hinzugethan, wird der Napf zum Feuer gestellt; ist sein Inhalt zu Brei gekocht, wird mit einem Theil desselben die kranke Stelle des Thieres eingerieben, der Rest aber samt dem Napf in ein fliessendes Wasser geworfen, wobei die Worte hergesagt werden:

Kirmorá jánen ándre tçud,
Andrál tçud ándre sir,
Andrál sir ándre pañi,
Pánensá kiyá dádeske,
Kriyá Niváshheske,
Pándel tumen sheleha,
Eñavárdeshteñá!

Würmer geht in die Wolfsmilch,
Aus der Wolfsmilch in den Knoblauch,
Aus dem Knoblauch in das Wasser,
Mit dem Wasser geht zu eurem Vater,
Geht zum Nivaschi-Mann,
Binden soll er euch mit einem Band,
Neunundneunzig Ellen lang!

Ein anderes bekanntes Mittel der transsilvanischen Zeltzigeuner, um die Würmer vom Vieh zu treiben, ist das folgende: Man stellt sich vor Sonnenaufgang vor eine Brennnessel (çádcerli), und indem man dieselbe mit Wasser des zu heilenden Thieres begiesst, spricht man die Worte:

Láce, láce detehárá!
Hin mánge may bute tráshá:
Hirmorá hin (bálceske)
Te me penáv, penáv tute!
Káles hin yon, loles, párnes,
Deisirlá hin yon mulánes!

Guten Morgen, guten Morgen!
Ich hab' viele Sorgen:
Würmer hat mein (Schwein),
Dir geklagt soll es sein!
Weiss sind sie, schwarz oder roth,
Bis morgen seien sie todt![1]

Die Brennnessel wächst, dem Volksglauben der Zigeuner gemäss, gewöhnlich an den Orten, wo sich ein versteckter Eingang in die unterirdischen Wohnungen der Phuvusch-Leute

[1] Aehnlich bei Haltrich-Wolff, a. a. O. S. 270 und Zeitschrift für deutsches Alterthum 21, 211.

befindet; sie ist diesen unterirdischen Wesen gleichsam geheiligt, daher auch ihr Name: Kástá Pçuvusengré, Holz der Phuvusche. Ferner glauben die Zigeuner, dass die Phuvusche Feinde der Würmer, überhaupt jedes kriechenden Gethieres sind, mit Ausnahme der Schnecke, die daher auch mit dem Namen: Gray Pçuvusengré = Pferd der Phuvusche, belegt wird. Der Schluss obiger Formel enthält wohl eine Anspielung auf den Glauben der Zigeuner, demzufolge es weisse, rothe und schwarze Phuvusche giebt. —

Leiden die Schweine an Appetitlosigkeit, so wird ein Brei mit Milch, Kohlenstaub und Koth angemacht, wo möglich auch gerösteter Hafer darunter gemischt. Indem man diesen Brei dem Thiere vorlegt, spricht man die Worte: »Friss Hexe und verreck'!«[1]

Gegen Husten der Thiere ist es gut, wenn man von den Hufen des zuerst entgegenkommenden Reitpferdes Koth oder Staub nimmt und diesen dem hustenden Thiere mit den Worten ins Maul schmiert: »Er geht weg und kommt nimmer zurück!« (Prejiál te náñi yov ável.)

Will man Pferde immer fett und munter erhalten, so schmiert man bei abnehmendem Mond ihr Rückgrat mit Knoblauch ein und spricht dabei die Worte:

Miseç ándre tut,	Was Schlechtes in dir ist,
O beng the çál but!	Das bald der Teufel frisst!
Láces ándre tut,	Das Gute in deinem Leib,
Acel ándre tut!	Das wachse und in dir bleib'![2]

Um ein gestohlenes Thier wieder zu bekommen, sammelt man den hinterbliebenen Mist desselben und wirft ihn gegen Osten und Westen und spricht die Worte: »Wo dich die Sonne erblickt, von dort kehre zu mir zurück!« (Káy tut o kám dikhel, odoy ává kiyá mánge.) Von einem

---

[1] Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 353 und 361.

[2] Vgl. Grimm, Mythologie S. 1031; Haltrich-Wolff a. a. O. S. 296.

gestohlenen Pferd aber nimmt man das übriggebliebene Riemzeug, gräbt es in die Erde ein und macht darüber ein Feuer an, indem man den Spruch hersagt:

Ko tut cordyás,	Der dich hat,
Násváles th'ávlás,	Werd' müd' und matt,
Leske sor ná ávlás!	Verlier' die Kraft!
Tu ná ác kiyá leske,	Du doch bei ihm nimmer weil',
Avá sástes kiyá mánge!	Komm' zu mir gesund und heil!
Leskro sor káthe páshlyol,	Seine Kraft hier begraben liegt,
Sár e tçuv ávrıurál!	Wie der Rauch von dannen fliegt![1]

Will man wissen, in welcher Richtung sich das gestohlene Gut befindet, so trägt man einen Säugling zu einem Flusse, hält ihn über den Wasserspiegel und murmelt den Spruch:

Pen mánge, oh Nivásheyá,	Nivaschi heb' des Kindes Hand,
Cáveskro vástehá,	Damit es zeige mir das Land,
Káy hin m'ro gráy!	Wo ich mein Pferdchen find'!
Ujes hin cávo,	Rein ist dies Kind:
Ujes sár o kám,	Rein wie die Sonne,
Ujes sár páñi,	Rein wie das Wasser,
Ujes sár cumut,	Rein wie der Mond,
Ujes sár legujes!	Rein wie das Reinste!
Pen mánge, oh Nivásheyá,	Nivaschi heb' des Kindes Hand,
Cáveskro vástehá,	Damit es zeige mir das Land,
Káy hin m'ro gray!	Wo ich mein Pferdchen find'!

Sicherlich hängt dieser Spruch mit dem uralten, weitverbreiteten Glauben von der Weissagungsgabe der Kinder zusammen; daraufhin weisen auch die Worte, welche sich auf die Reinheit (Unschuld) des Kindes beziehen.[2]

Wenn man auf der Suche nach dem verlorenen Gut ist und an den Ruthen einer Weide Knoten gewahrt, so bindet man dieselben auf und spricht die Worte: »Ich binde das Glück des Diebes auf!« (Me ávripçándáv coreskro báçt!)

[1] Vgl. Haltrich-Wolff, a. a. O. S. 278; Germania 22, 258,

[2] Vgl. Cassel, P., a. a. O. S. 148 ff.

Auch unter den Zigeunern ist nämlich der Glaube verbreitet, dass diese Knoten von den Feen geschlungen werden, und wer sie aufbindet, sein oder Desjenigen Glück auflöst, an den er eben dabei denkt.[1] —

Wir ersehen aus all diesen Besprechungsformeln und Heilmitteln, dass der Zigeuner seinen Thieren, wenn auch in seiner Art, immerhin eine grosse Fürsorge angedeihen lässt. »In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts,« schreibt Schwicker, »gab es in den Komitaten Sümegh, Szala und Wessprim Zigeuner, die oft mehrere Hundert Pferde zum Handel besassen und sich dadurch ein bedeutendes Vermögen erwarben.« In Maria-Therisienopel (Szabadka) lebt auch gegenwärtig ein zigeunerischer Pferdemakler, der sich ein grosses Vermögen »erhandelt« hat. Die siebenbürgischen Zigeuner handeln zumeist mit alten Gäulen, die sie einige Wochen lang pflegen und füttern und dann wieder verkaufen. »Wer mit dem Zigeuner einen Pferdehandel eingeht, muss auf besonderer Hut sein. Sie verstehen allerlei Kunstgriffe, um den Käufer zu täuschen. Der gewöhnlichste Kniff ist folgender: Um ein Pferd, das sie eben zu Markte reiten, recht munter und hurtig zu machen, steigen sie in der Nähe des Ortes, wohin sie wollen, ab und prügeln auf das arme Thier los, dass es vor Angst und Schmerz mit allen Muskeln arbeitet. Sodann sitzt Einer auf und jagt nach dem Markte. Das Pferd, der empfangenen Schläge eingedenk, macht bei der geringsten Bewegung seines Reiters Wendungen und Sprünge, so dass der ungeübte Käufer es für natürliche Munterkeit und Frische hält und dem schlauen Zigeuner seine Mähre abkauft, um freilich schon am nächsten Tage die Täuschung wahrzunehmen.« Gar oft geben sie den Pferden Branntwein ein, dem sie noch erhitzende Ingredienzen beimischen, und nicht selten ist die Folge davon, dass das Pferd beim neuen Besitzer nach einigen Tagen an Lungenentzündung absteht. Ein anderes,

[1] Vgl. Rochholz a. a. O. S. 146.

nicht weniger barbarisches Verfahren, um den Käufer zu täuschen, besteht nach dem ungarischen Ethnographen v. Chaplovics in folgendem: Der Zigeuner schlägt noch zu Hause in den Sattel ein paar scharfe Nägel ein; kommt ein Käufer, so erzählt er ihm blaue Wunder von dem »Feuer« des Thieres. Will man angesichts des elenden Zustandes der Mähre den Versicherungen keinen Glauben schenken, so schwingt der Verkäufer sich in den Sattel, und sofort macht der dürre Gaul die furchtbarsten Sprünge, als wenn der leibhafte Satanas in das Skelett gefahren wäre, weil sein Rücken von den Nägelspitzen stark genirt wird. Auf solche Weise wurden naive, unkundige Käufer gleichfalls schon oft getäuscht.[1] Im Ungarischen nennt man scherzhaft die Schläge auch »Zigeunerfutter« und meint von einem Darbenden, er »sei das Hungern gewöhnt wie das Zigeunerross«.[2]

Neben all diesen Beschäftigungen war von jeher die Musik eine der Haupterwerbsquellen der Zigeuner, namentlich der ansässigen, und es giebt in Siebenbürgen und Ungarn kaum eine Stadt oder ein Dorf, wo nicht eine Zigeuner-Musikkapelle vegetirte. Schon in Persien (s. Seite 20) war ihre Hauptbeschäftigung die Musik; in der Türkei und Rumänien erscheinen sie als Musiker und vor allem in Ungarn und Siebenbürgen, wo man sich kaum ein Fest oder eine Unterhaltung ohne Zigeunermusik denken kann. Hier kamen sie als Musiker zur Zeit Rakoczis II. zur vollen Geltung, nachdem sich eben zur Zeit der Kurutzenkriege ungarische Magnaten Musikkapellen hielten, deren Mitglieder lauter Zigeuner waren. Dass sie ihre Kunstfertigkeit schon aus ihrer Urheimath mitgebracht haben müssen, dafür spricht schon der einzige Umstand, dass eben diese Kunstfertigkeit so zu sagen im Nationalcharakter der Zigeuner liegt und dass sie alle, mit gar seltenen Ausnahmen, musikalisch, mit feinem

[1] Vgl. Schwicker a. a. O. S. 125.

[2] Mehrere solcher ungarischen Redensarten s. im Werke Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Joseph, S. 256.

Gehör begabt sind. Irrthümlich ist aber die Ansicht, dass sie die Musik von den Ungarn abgelernt haben; in Ungarn fanden sie nur den richtigen Boden, wo ihre Kunst zur höchsten und schönsten Blüthe sich entfalten konnte, und es wäre gar fraglich, ob heutzutage ohne Ungarn eine Zigeuner-Musik in dem ausgebildeten Maasse, wie wir sie kennen, existiren würde. Mag man nun in diesen viel erörterten Fragen dem berühmten Klaviervirtuosen Franz Liszt recht geben, der bekanntlich die Hypothese aufstellte, die Magyaren hätten ursprünglich gar keine Nationalmusik gehabt, sondern eine solche erst durch die Zigeuner erhalten, oder mag man sich der entgegengesetzten Ansicht des Prof. S. Brassai und Stefan Bartalus u. m. A. anschliessen, so viel ist gewiss, dass die Musik schon in den urältesten Zeiten unter den Zigeunern heimisch war. In welcher Form und Weise aber, — das wird wohl nie ganz und gar nachgewiesen werden können.[1]

Für das hohe Alter der Musik unter den Zigeunern sprechen, wenn auch nur indirekt, die beiden Märchen, die die Erschaffung der Geige zum Gegenstand haben, und die ich hier in genauer Uebersetzung mittheilen will, nachdem sie nebenbei auch auf das geistige Leben der siebenbürgischen Zigeuner ein Licht werfen.

Das erste Märchen lautet also:

Die Erschaffung der Geige.

»Auf einem Berge im schönen Walde wohnte in einem kleinen Hause ein Mädchen zusammen mit ihren vier Brüdern, ihrem Vater und ihrer Mutter. Die Schwester liebte einen

---

[1] Die Bibliographie s. in dem Werke Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Joseph, S. 324 ff. In neuester Zeit beschäftigt sich Prof. Anton Herrmann, der Herausgeber der »Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn«, eingehend mit diesen Fragen, und wir können hoffen, von ihm in dieser Richtung manche interessante und wichtige Mittheilungen zu erhalten.

schönen reichen Jäger, welcher oft im Walde herumging, aber das schöne Mädchen nicht ansprechen wollte. Mara (Maria) weinte Tag und Nacht, weil der schöne Mann nicht zu ihr kam. Sie sprach ihn oft an, aber er antwortete nicht und ging weiter seines Weges; sie sang das Lied:

Lieber Mann aus fernem Land,
Reich' verstohlen mir die Hand;
Willst du, so umarme mich,
Herzlich werd' ich küssen dich!

Sie sang es oft und oft, aber er hörte sie nicht. Weil sie nun keine andere Hülfe wusste, so rief sie den Teufel: »O Teufel, hilf du mir!« Der Teufel kam und hatte einen Spiegel in der Hand und fragte, was sie wolle? Mara erzählte ihm ihre Geschichte und klagte ihm ihr Leid. »Wenn es weiter nichts ist, so kann ich dir helfen,« sagte der Teufel, »ich gebe dir dieses; zeige es dem Geliebten und du lockst ihn zu dir!« Da kam einmal wieder der Jäger in den Wald, und Mara hatte den Spiegel in der Hand und ging ihm entgegen. Als der Jäger sich im Spiegel sah, schrie er auf: »O, das ist der Teufel, das hat der Teufel gemacht; ich sehe mich selbst!« — und er lief weg und kam nicht mehr in den Wald. —

Mara weinte nun wieder Tag und Nacht, denn der schöne Mann kam nicht zu ihr. Weil sie nun keine andere Hülfe bei ihrem Leid wusste, so rief sie wieder den Teufel: »O Teufel, hilf du mir!« Der Teufel kam und fragte, was das Mädchen wolle. Mara erzählte, dass der Jäger weggelaufen sei, als er sich im Spiegel gesehen habe. Da lachte der Teufel und sprach: »Er soll nur laufen, ich fange ihn schon, denn er gehört mir samt dir; denn ihr habt in den Spiegel gesehen, und wer in den Spiegel sieht, der gehört mir. Und jetzt helfe ich dir, doch must du mir deine vier Brüder geben, sonst kann ich dir nicht helfen.« Der Teufel ging weg und kam zur Nacht wieder, als die vier Brüder

schliefen, und machte aus ihnen vier Stricke, das waren Geigensaiten; eine dicker, noch eine dünner, die dritte noch dünner und die vierte am dünnsten. Dann sagte der Teufel: »Gieb mir deinen Vater!« Mara sagte: »Gut, ich gebe dir meinen Vater, nur sollst du mir helfen!« Aus dem Vater verfertigte der Teufel einen Kasten, dies war die Geige. Dann sagte er: »Gieb mir auch deine Mutter!« Mara antwortete: »Gut, ich gebe dir auch noch meine Mutter, nur sollst du mir helfen!« Der Teufel lächelte und verfertigte aus der Mutter einen Stock, und aus ihren Haaren machte er Pferdehaare; dies war der Violinbogen. Dann spielte der Teufel und Mara freute sich. Der Teufel spielte aber noch weiter, da weinte Mara. Jetzt lachte der Teufel und sprach: »Wenn dein Liebster kommt, so spiele, und du lockst ihn zu dir!« Da spielte Mara, und der Jäger hörte das Spiel und kam zu ihr. Nach neun Tagen kam der Teufel und sagte: »Betet mich an, ich bin euer Herr!« Sie wollten nicht, und der Teufel trug sie mit sich fort. Die Geige blieb im Walde auf der Erde liegen, und es kam ein armer Zigeuner und sah sie. Er spielte, und in Stadt und Dorf lachte und weinte man, wenn er spielte, so wie er es eben haben wollte ....«

Obiges Märchen deutet auf ein hohes Alter zurück trotz seinem christlich-gefärbten Element, dem Teufel. Meiner Ansicht nach hängt es mit dem uralten Spiegel-Mythos zusammen. Das dem heutigen Kulturmenschen beinahe unentbehrlich gewordene Toilettengeräth ist an einigen Orten der Welt Gegenstand andächtiger Verehrung und ist bei mehr als einem Volke ebenso das oberste Heiligthum, wie das Grab des Erlösers zu Jerusalem für den Christen, oder die Kaaba in Mecca für die Mohammedaner. In Japan, wo »ein versilberter Spiegel das allerheiligste Symbol der alten, immer von neuem aufgefrischten National-Religion, des Sintoismus, darstellt«; hier im Sonnenreiche, im Tempel von Ise, befindet sich ein Spiegel (yata-no-kagami), welchen die japanische

Sonnengöttin Amaterasu ihren legitimen Nachkommen, den Mikados, als Erbe hinterlassen hat. Die Legende dieses heiligen japanischen Spiegels lautet: »Die Sonnen- und Lichtgöttin Amaterasu verbarg sich einst vor den Verfolgungen ihres Bruders, des Meergottes Suzan, in einer verborgenen Höhle. Finsterniss herrschte nun überall, und die Götter konnten die erzürnte Göttin durch keine List, noch Gewalt aus ihrem Versteck hervorlocken. Da schmiedete der Feuergott den ersten Spiegel aus Metall und stellte ihn vor der Höhle der Göttin auf. Neugierig besah sich diese im Spiegel und wurde von den Göttern gefangen genommen. Die Götter versöhnten Amaterasu, indem sie ihr den Spiegel schenkten. Als Amaterasu ihren Neffen, den Urgrossvater des ersten Kaisers von Japan, in die Welt sandte, um sie zu unterwerfen, gab sie ihm drei Geschenke, erstens den kostbaren Stein (maga-tana), eine Kristallkugel, »Sinnbild der Seele des Weibes«, ein Schwert, »Sinnbild der Seele des Mannes« und den Spiegel, das Sinnbild ihrer eigenen Seele. »Betrachte,« sagte die Göttin zu ihm, »diesen Spiegel als meinen Geist, bewahre ihn in dem Hause und in dem Zimmer, wo du weilst, und verehre ihn, wie du mich verehren würdest. Meine Seele ist die Wahrheit, und wenn du in diesen Spiegel schauest, wirst du immer die Wahrheit schauen.«[1] So wurde der Spiegel das religiöse Symbol des Sintoismus, das heiligste Unterpfand und Palladium Japans. Nahezu derselbe Mythos findet sich auch in den persischen und griechischen Religionssystemen. Dschem-schid, der persische Ahnherr, hatte von der Sonne ein goldenes Schwert geerbt, um damit die Welt zu unterwerfen, und einen becherförmigen Spiegel, in welchem sich die Vorgänge in der Welt wiederspiegelten. Dieser Spiegel wurde in Persien später zum Reichspalladium erhoben, und sein Mythos erzeugte wahrscheinlich die jüdische Mythe

[1] S. Georges Bonsquet, Le Japon de nos jours et les échelles de l'extrême Orient. 2 V. (Paris, Hachette 1877.)

vom Becher Josephs und die christliche vom heiligen Graal. Gleich Amaterasu hat sich auch Dionysos-Bakchos, dieser angeblich aus Indien stammende Gott, in einer Grotte verborgen und wurde durch den ersten Spiegel, den Hephästos schmiedete, versöhnt. Und noch Aeschylos und Aristophanes brachten ihn mit Schwert und Spiegel auf die Bühne.

Dass das obige Märchen der siebenbürgischen Zigeuner auch dergleichen verwischte mythische Züge enthält, ergiebt sich selbst bei oberflächlicher Vergleichung.

Ein anderes »Künstlermärchen« der Zigeuner Siebenbürgens, das auch dem südungarischen Kortorar bekannt ist, lautet also:

Die Erschaffung der Geige.

»Es war einmal ein armer Mann und eine arme Frau, die hatten lange Zeit keine Kinder. Da geschah es einmal, dass die Frau in den Wald ging und einem alten Weibe begegnete, das also zu ihr sprach: »Gehe nach Hause und zerschlage einen Kürbis,[1] giesse Milch in denselben und dann trinke sie. Du wirst dann einen Sohn gebären, der glücklich und reich werden wird!« Hierauf verschwand das alte Weib, die Frau aber ging nach Hause und that, wie ihr geheissen war. Nach neun Monaten gebar sie einen schönen Knaben. Doch nicht lange Zeit hindurch sollte die Frau glücklich bleiben, denn sie wurde bald krank und starb. Ihr Mann starb auch, als der Knabe zwanzig Jahre alt wurde. Da dachte sich der Jüngling: Was soll ich hier machen? Ich gehe in die Welt und suche mein Glück! — Der Jüngling ging also von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, fand aber nirgends sein Glück. Da kam er einmal in eine grosse Stadt, wo ein reicher König wohnte, der eine wunderschöne Tochter besass. Ihr Vater

[1] Ueber den Kürbis als Sinnbild der Fortpflanzung und Dummheit s. Gubernatis, Die Thiere in der indogermanischen Mythologie S. 128, vgl. auch das ungarische tökfejü = Kürbiskopf (Dummkopf).

wollte sie nur dem Manne zur Frau geben, der so etwas machen könne, was noch Niemand auf der Welt gesehen habe. Viele Männer hatten schon ihr Glück versucht, aber sie wurden alle vom König aufgehängt, denn sie konnten nichts machen, was man nicht schon vordem gesehen hatte.

Als der Jüngling dies hörte, ging er zum König und sprach: »Ich will deine Tochter zur Frau haben; sag', was soll ich denn machen?« Der König erzürnte und sprach: »Du fragst, was du machen sollst? Du weisst ja, dass nur Der meine Tochter zur Frau erhält, der so etwas machen kann, was noch Niemand auf der Welt gesehen hat! Weil du so dumm gefragt hast, sollst du im Kerker sterben!« Hierauf sperrten die Diener des Königs den Jüngling in einen dunklen Kerker. Kaum dass sie die Thür zusperrten, da wurde es hell, und die Matuya[1] erschien. Sie sprach zum Jüngling: »Nicht sei traurig! Du sollst noch die Königstochter heirathen! Hier hast du eine kleine Kiste und ein Stäbchen! Reiss' mir Haare von meinem Kopf und spanne sie über die Kiste und das Stäbchen!« Der Jüngling that also, wie ihm die Matuya gesagt hatte. Als er fertig war, sprach sie: »Streich' mit dem Stäbchen über die Haare der Kiste!« Der Jüngling that es. Hierauf sprach die Matuya: »Diese Kiste soll eine Geige werden und die Menschen froh oder traurig machen, je nachdem du es willst.« Hierauf nahm sie die Kiste und lachte hinein; dann begann sie zu weinen und liess ihre Thränen in die Kiste fallen. Sie sprach nun zum Jüngling: »Streich nun über die Haare der Kiste!« Der Jüngling that es, und da strömten aus der Kiste Lieder, die das Herz bald traurig, bald fröhlich stimmten. Als die Matuya verschwand, rief der Jüngling den Knechten zu und liess sich zum König führen. Er sprach zu ihm: »Nun also höre und sieh, was ich gemacht habe!« Hierauf begann er

[1] Die Matuya ist die Feenkönigin, die Armen und Verlassenen hülfreich beisteht; vgl. die Mautia der Albanesen.

zu spielen, und der König war ausser sich vor Freude. Er gab dem Jüngling seine schöne Tochter zur Frau, und nun lebten sie Alle in Glück und Freude. So kam die Geige auf die Welt . . .«[1]

Dies ist das Märchen, und in voller Wahrheit sagt de Gerando:[2] »Die Zigeuner sind geschickt, lebhaft und aufgeweckt. Sie maches alles mit einer Geschicklichkeit sondergleichen, wenn sie es machen wollen. Aber als Musiker sind sie am vorzüglichsten im Vortrage von Nationalliedern. Nur durch ihr Gehör geleitet und mit einiger Uebung erlangen sie eine Promptheit und Kraft des Vortrages, welche Meister der Kunst oft nicht beanspruchen können. Diese Geschicklichkeit sichert ihnen den Vorzug bei Tafelmusiken, Hochzeiten und anderen Festen, wo man sich der Begeisterung, der Freude und dem Feuer der Nationalsitten hingiebt. Gewöhnlich kennen sie nicht einmal die Noten, aber ihr musikalischer Instinkt ersetzt ihnen alles, und eigentlich verstehen nur die Zigeuner die magyarischen Melodien zu spielen. Die ungarische Musik drückt tiefe und leidenschaftliche Gefühle aus. Freilich ernst, zuweilen selbst trauervoll, verlangt sie Virtuosen, die zugleich feurig und ruhig sind und die nationale Lebhaftgkeit in den melancholischsten Tönen durchklingen lassen. Diese Lebhaftigkeit bricht dann in lebhaften und wilden Tonreihen aus, welche die Begeisterung gewaltsam wecken und wunderbar alles treu wiedergeben, was der magyarische Charakter Kühnes, Glänzendes und Wildes hat. Die Zigeuner geben zuweilen diese Melodien mit unvergleichlichem Gefühl und Feuer wieder. Ihr Talent zeigt sich nicht allein in dem vollkommenen Vortrage von Liedern, sondern auch in der bewundernswerthen Kunst, mit der sie die geist-

[1] Vgl. die Redensart: Matuyá kerelás te mánush áshelás = die Matuya machte es und der Mensch lachte (von Einem, der ohne Mühe zu etwas gelangt).

[2] Siebenbürgen und seine Bewohner (Leipzig 1845) S. 130.

reichsten Variationen über Themata von so ausgesprochenem Charakter zu improvisiren wissen.

Es versteht sich, dass nicht alle Zigeuner diese hohe Stufe der Kunst erreichen; ich spreche hier nur von einer kleinen Zahl. Aber diese Beispiele genügen, um das Genie des Volkes zu beweisen. Man erstaunt auch über die Gelehrigkeit, welche die kleinen Kinder zeigen, wenn man ihnen eine Violine in die Hand giebt; in kurzer Zeit bringen sie es dahin, ihren Vätern zu sekundiren, und man fühlt, dass jeder Zigeuner ein geborener Musiker ist. Auch sind die Zigeuner jedes Dorfes die privilegirten Minstrels desselben. An Festtagen nehmen sie einen Vorrang in Anspruch, den alle Welt ihnen zuerkennt: sie gehen an der Spitze des Zuges, wenn eine Hochzeit gefeiert wird, und werden hochwichtige Personen. Unter diesem Gesichtspunkte sind die ungarischen Zigeuner von einem gewissen Interesse. Sie bewahren die Traditionen der Kunst als treue Wächter. Sie allein bewahren die Nationallieder, die nicht niedergeschrieben sind und die man von einem Ende des Landes bis zum anderen spielt.«

Blech- und Blas-Instrumente liebt der Zigeuner nicht; die gewöhnlichste Zusammensetzung eines Zigeuner-Orchesters ist: zwei Violinen (shetra oder lábutá), ein Cello, ein Violon oder eine Bassgeige, eine Klarinette und ein Cymbal (Hackbrett, Schlagzither). Von frühester Kindheit an erhält der Zigeuner zur Ausbildung seines Musiktalentes praktischen Unterricht; theoretisch kann ihm derselbe eben nicht ertheilt werden, da selbst dem Lehrer und Meister die hierzu unentbehrliche Kenntniss von Noten — von einem Generalbass ist keine Rede selbst bei weltberühmten Zigeunermusikanten — ganz und gar abgeht, und die Unterweisung sich nur auf Nachahmung und Nachhörung beschränkt. Die Musikstücke erlernt der erwachsene Zigeuner auch nur durch Vorspielen oder Vorsingen. Man singt oder pfeift ihm eine Melodie vor, und sofort spielt sie der Primgeiger nach, und die Begleitung

folgt erst versuchend, dann aber bei der zweiten und dritten Wiederholung schon mit voller Sicherheit und Freiheit; selten und auch da nur die weltberühmten Zigeunermusikkapellen spielen bisweilen von Notenblättern. Der gewöhnliche Zigeuner aber wird bei seinem Spiel durch keine Aufmerksamkeit für das Notenblatt von der Hingabe an sein Instrument zurückgehalten. »Ihn selber erfasst die Gewalt der Töne, die seinen Saiten entströmen. Vom eigenen Spiel begeistert und erwärmt, senkt sich sein Haupt mählich und mählich tiefer zu seiner Violine herab, bis zuletzt seine Wange auf derselben ruht; mit vorgebeugtem Körper führt er seinen Bogen und lauscht mit voller Hingebung den entlockten zauberischen Tönen, so dass ein schulgerechter Virtuose vor diesem warmen Ausdrucke des lebendigen Gefühls, vor diesem Versenken in die Tonwellen, vor diesem Verschmelzen des Musikers mit seiner Kunst zurückstehen muss.«[1] Musikkenner bewundern den lebendigen Geist, das warme Gefühl, welches selbst die primitivste Zigeunermusik beherrscht: Und wahrlich, elektrisch zuckt solche Zigeunermusik durch die Glieder, das Innerste bald stürmisch aufwühlend, bald besänftigend! In sanften, weichen Molltönen hebt das Adagio an und ladet zu ruhigen, rhythmischen Bewegungen; es ist da ein Sehnen und Seufzen, das ungestillte Verlangen nach dem geträumten Glück, die vordrängende Begierde nach der nahenden und entweichenden Geliebten, die Trauer um entschwundene schönere Tage ausgedrückt; doch — plötzlich schlägt der Ton in Dur über, das Tempo wird rascher und rascher, die Melodie stürzt überquellend hervor, im rasenden Fluge, im betäubenden Wirbel erfasst sie den Jüngling, durchwühlt sie den Mann, dass er in hellen Jubel ausbricht und dem sinnbetäubenden Taumel sich ergiebt. Wie da die Töne durcheinander jagen, überstürzen, dem schäumenden Meere gleich; oben auf den Tonwellen aber schaukelt in übermüthiger Keckheit triumphirend

[1] Vgl. Schwicker a. a. O. S. 161.

die Melodie, bald schwillt sie empor, bald taucht sie nieder, um dann in neuem Siegeslaufe nach oben zu dringen! Doch ebenso plötzlich wie der Sturm die Tönebrandung hervorgerufen, ebenso rasch fällt er in das vorige melancholische Sehnen und Schmachten zurück. Es ist wahrhaftig »himmelaufjauchzend, zum Tode betrübt«, ein Bild des ungarischen Sprichwortes: »Der Ungar freut sich unter Thränen.« Und der Zigeuner, wie er mit ganzer Seele den Klängen lauscht, wie er sie gleichsam in sich aufsaugt, — er ist die Verkörperung dieses musikalischen Zaubers, jener künstlerischen Macht, von der Schiller sagt, man weiss nicht, von wannen sie kommt und rauscht. Tolle Raserei nennt sie der Eine, sinnliche Berauschung der Andere, — mag sein! Aber der Einwirkung kann sich Niemand entziehen, und wollte er auch die Gefühle und ihre Aeusserungen auf die philosophische Formel ziehen![1]

Mit den innersten Fasern seines Seins, Denkens und Fühlens ist dem Zigeuner die Geige verwachsen. Ihr klagt er in zahlreichen Liedern sein Leid, sie ist nicht nur seine Ernährerin, sondern auch seine Trösterin; so singt er denn einsam und verlassen gar oft:

Ná jánáv ko dád m'ro hás,	Meinen Vater kannt' ich nicht,
Niko mállen mánge hás;	Mir an Freunden es gebricht;
Miro gule day merdyás,	Meine Mutter längst schon starb,
Piráni mán pregelyás;	Und mein Liebchen längst verdarb;
Uvá tu, oh hegedive,	Du allein, o Geigenklang,
Tut sál mindig pásh mánge!	Ziehst mit mir die Welt entlang!

und dann weiter:

The m're vodyi mán dukhál,	Will vor Leid mein Herz zerspringen,
Posici cuces tu sál;	Hör' im Sack kein Geld ich klingen;

[1] Biographische Daten der trefflichsten Zigeunermusikanten sind zu finden im o. a. Werke Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Joseph S. 332 ff.. Einiges auch bei Schwicker a. a. O. S. 163 ff.

Pápále me báshávává,	Spiel' ein Lied ich auf der Geigen,
Páletunes páshlyovávl	Bring' so Hunger, Schmerz zum Schweigen!

denn gar oft ist es wahr:

Oh m're gule hegedive,	O, die Geige giebt mir Leben,
Tu del cá mánro mánge;	Trank und Speis' muss sie mir geben;
The yekvár ná báshávav,	Wenn ich einst nicht geigen kann,
Akor cáces rovyárávl	Bin ich ein verlor'ner Mann!

Trank und Speise und — Liebe sind freilich seine Gefährten.

M're shetráke hin duy mállá,	Meine Geige hat zwei Gefährten,
Mánge perá, vodyi çávlyá:	Die beinahe mein Mark verzehrten!
Kámáviben te piben	Durst und Liebe heissen die Beiden,
Taysá hin pásh báshápen!	Die mich Musikanten begleiten!

Sein sorgenloses Leben, das kein »Morgen« kennt und nur dem Augenblicke sich hingiebt, charakterisirt er sehr treffend im Liede:

Upro pro báre lime	Auf der ganzen, weiten Welt
Yeká cerçá hin mánge;	Ist mein eigen nur ein Zelt;
Lokes jidáv, jidáv me, —	Führ' ein Leben sondergleichen, —
Ná dáv pro bárválipe.	Tausch' doch nie mit einem Reichen!
Ná gindináv tehárá,	Kümm're nie mich um das Morgen,
Jidáv, jidáv me taysá;	Bin ich nur für heut' geborgen;
Jidáv káthe te kothe,	Lebe hier und lebe dorten,
Bute mállá hin mánge;	Bin bekannt an allen Orten;
Te me jidáv shetráhá,	Mit der Geige in der Hand,
Lokes jidáv me taysá!	Zieh' ich froh durchs ganze Land

Stolz erfüllt das Herz der Zigeunermaid, wenn ihr Geliebter ein Musikant ist, den sie dann selbst dem »Herrn« vorzieht; so singt sie dann auch:

Lolo diçlo pro shero,	Rothes Tüchlein in meiner Hand,
Labutár hin piráno;	Mein Geliebter ist Musikant;
Jilto diçlo pro shero,	Ist mein Tüchlein gelb und gar fein,
Notárush m'ro piráno;	Muss auch mein Liebster ein Schulze sein!

Párno diçlo pro shero,	Hab' ich ein Tüchlein weiss in der Hand,
Káyoro hin piráno;	Wird auch mein Liebster ein »Herr« genannt;
Káná kálo m'ro diçlo,	Wenn ich ein schwarzes Tüchlein habe,
Cá rom hin m'ro piráno!	Ist mein Lieb nur ein Zigeunerknabe!

Und des Liebsten Kunst verherrlichend, singt sie ganz treffend:

M'ro piráno hin prinsárdes,	Liebster mein ist wohlbekannt
Lestár iridyen ádálés;	Hier und dort, im ganzen Land;
The limákri báshável,	Wenn er geigt, dann Gross und Klein
Rom te romñi may kelel;	Tanzt nach seinen Melodein;
Von may roven, cingárden,	Alle Männer, Frauen tanzen, lachen,
Kopálestár len máren,	Und zuletzt mit Stöcken schwer,
The pál vodyipe áven!	Sie der Lust ein Ende machen!

Trotz dieser vielseitigen Beschäftigungen bringt es der Zigeuner in den seltensten Fällen zu einem Vermögen; in genialer Unbekümmertheit um das »Morgen« lebt er nur dem »Heute«, und wenn die Mittel erschöpft sind, so meditirt er noch so lange, bis ihn der äusserste Hunger und Durst antreibt, sich nach Arbeit und Verdienst umzusehen; dann ist er auch gerne bereit, sich als Knecht oder Diener einzudingen, — was ihm unter allen Umständen das denkbar Schlechteste zu sein scheint. Doch auch auf solchen Posten nimmt er die Arbeit auf die leichte Achsel und charakterisirt dieselbe und sich selbst im Liede gar treffend:

Sluga somás yevende,	War als Knecht einst angestellt
Duy lová hás potyine,	Und verdiente mir viel Geld,
Vásh duy lová conende!	Einen Gulden monatlich!
Jivese te ráciye	Angestrengt auch hab' ich mich:
Mire vástá sik putren	Das, was sich mein Herr erworben,
Pál gádseskro bárv'lopen!	Hab' zerstört ich und verdorben!

Immerhin ruht der grösste Theil der Last der Erhaltung einer Zigeunerfamilie auf den Schultern der Frau, die durch

Zauberei, Chiromanthie, Kartenschlägerei u. dgl. m. sich ein gutes Stück Geld erwirbt. Sie sind im Besitze von unzähligen Zauber- und Geheimmitteln, die alle mehr oder weniger mit ihrem eigenen Aberglauben zusammenhängen. Die Zigeuner haben von jeher im Rufe gestanden, Heil- und Zaubermittel zu besitzen, die einen sicheren Erfolg haben. Ihre Zauber- und Besprechungsformeln, die sie in einer, anderen Völkern unverständlichen Sprache hermurmeln, flössen dem Landmann auch noch heutigen Tages eine besondere Scheu ein, und es ist daher nicht Wunder zu nehmen, wenn sie als Thier- und Menschenärzte bei der Landbevölkerung Siebenbürgens sich eines grosses Rufes erfreuen.

Dem Glauben der Zigeuner gemäss giebt es Frauen, bisweilen auch Männer, die im Besitze übernatürlicher Kräfte und Eigenschaften sind, welche sie theils erworben, theils ererbt haben. Das siebente Mädchen einer durch keine Knaben unterbrochenen Kinderreihe bringt Eigenschaften mit sich auf die Welt, die anderen Sterblichen abgehen; so z. B. sieht es Dinge (vergrabene Schätze, die Seelen Verstorbener u. dgl.), die Anderen unsichtbar, verborgen bleiben. Dasselbe gilt vom neunten Knaben einer durch keine Mädchen unterbrochenen Kinderreihe. Solch ein Mädchen, von der man weiss, dass sie die siebente Tochter ihrer Eltern ist, wird dieserwegen von Freiern bestürmt, und Jeder schätzt sich glücklich, ihre Hand erlangt zu haben. So bot Danku Nikulaj, der junge Wojwode des Kukuyá-Stammes, im Sommer 1883 für die siebente Tochter der alten Zigeunerin Pale Bosche 100 Dukaten, falls die Maid — eine wahre sinnbestrickende Zigeunerschönheit — seine Gattin werden wolle. — Die meisten Zauberfrauen (cohályi, auch »kluge Frauen« gule romñi, oder »gute Frauen« láce romñi genannt) wurden noch in ihrer zartesten Jugend von ihren Müttern in der Heil- und Zauberkunst unterrichtet und erben von ihnen zugleich den Ruf und das Ansehen nicht nur im Kreise ihrer eigenen Stammgenossen, sondern auch bei der Landbevölkerung,

mit der sie in regem Verkehr stehen und jede Gelegenheit hierzu benützen. Selbstverständlich sind Zauber- und Segenssprüche, von solchen Frauen gesprochen, ein wirksameres Verwahrungs- und Heilmittel, von denen wir schon so manche in diesen Blättern kennen lernten, als wenn sie von einer anderen minder oder gar nicht angesehenen Frau angewendet werden. Auch herrscht der Glaube unter den Zigeunern, dass es »gute Frauen« giebt, die ihre Zauberkunst direkt von den Nivaschi- (Wassergeistern) oder den Phuvusch-Leuten Erdbewohnern) gelernt haben, und dieserwegen geniessen sie auch ein grösseres Ansehen vor ihren Stammgenossen als die erbgesessenen »guten Frauen«.

Bevor wir auf die Zauberkünste der siebenbürgischen Zigeunerinnen übergehen, müssen wir vorerst ihren Aberglauben und besonders mit Bezug auf die Theile des menschlichen Körpers behandeln, nachdem eben ihre ganze Zauberei sich in diesem Aberglauben konzentrirt und wie durch einen Brennpunkt ihres Gemüthes hindurchgeht. Mögen auch stubenlufthockerische Gelehrte mitleidig die Achseln darüber zucken, so bleibt es doch immerhin Thatsache, dass durch die Disziplin des Volksthümlichen ein grosser Vortheil für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit erwachsen ist. Jedenfalls ist sie eine gleichberechtigte Schwester der handgreiflichen Ethnologie, und ihre Ergebnisse zählen in der Kulturgeschichte eines Volkes ebenso mit, ja vielleicht noch mehr, wie das eine oder das andere philosophische Hirngespinst unseres so treffend »Aufklärichtsperiode« genannten Zeitalters. Mitleidig über den Zauber- und Aberglauben zu lächeln, ihn wo möglich mit Feuer und Schwert aus der Welt schaffen zu wollen, hiesse die Grundglaubensvorstellungen der Menschen belächeln, sie ausrotten wollen. Diesbezüglich mögen Ulrich Jahns[1] treffliche Erörterungen

---

[1] In den »Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft« (Sitzung vom 7. April 1888. S. 191).

sprechen; er sagt: »Wenn wir unter einem abergläubischen Brauche im weitesten Sinne des Wortes einen Brauch verstehen, in welchem einem Gegenstande, einer Handlung, einem Zustande, einem Naturvorgange, einem Worte eine Wirkung beigelegt wird, welche dieselben aus Vernunftgründen nicht haben können, so treten bei dem Volke an die Stelle der Vernunftgründe instinktive Glaubensvorstellungen, die nun einmal vorhanden sind, und mit deren Dasein gerechnet werden muss. Zu den vorzüglichsten darunter gehört einmal die Vorstellung, welche man sich von dem Verhältniss des Theiles zum Ganzen macht. Man nimmt nämlich an, dass der Theil, auch der allerkleinste, alle Eigenschaften und Kräfte in sich birgt, welche dem Ganzen innewohnen, und, was das Wunderbarste dabei ist, selbst dann noch, wenn er räumlich auch von diesem getrennt ist. Leidet das Ganze, so wird auch der Theil, ganz gleich ob er noch mit jenem äusserlich im Zusammenhang steht oder nicht, in Mitleidenschaft gezogen, und umgekehrt: leidet der Theil, so leidet mit ihm das Ganze. Eine andere derartige Glaubensvorstellung ist der Glaube an die Möglichkeit der Abwehr von und Errettung aus Unglück und Gefahren, der Tilgung einer Schuld u. s. w. durch die Darbringung eines Opfers. Im Zusammenhang damit steht drittens der Glaube an den Uebergang göttlicher Wunderkraft auf das Opfer, da es der Gottheit dargebracht wurde und diese sich gewissermaassen in ihm verquickt hat.«

Auf dieser Glaubensvorstellung fusst auch der Zauber bei den transsilvanischen Zigeunern, von dem ich hier einiges, so wie ich es zu beobachten häufig genug Gelegenheit habe, mittheilen will.

Wir gehen auf die einzelnen Bräuche über und beginnen mit den Haaren. Schon beim Neugeborenen wird für den künftigen Haarwuchs gesorgt, denn dem Volksglauben der Zigeuner gemäss verwandelt sich nach dem Tode jeder Kahlköpfige in einen Fisch und muss so lange in dieser Gestalt

verbleiben, bis er so viel Haare sich sammeln kann, als für einen regelrechten menschlichen Kopf nöthig sind. Dies dauert aber sehr lange, weil der Betreffende während jeder Mondphase nur e i n Haar findet. Fangen daher die siebenbürgischen Zeltzigeuner einen Fisch, so werfen sie einige ihrer Haare in das Wasser, damit der Fisch »gesühnt sei«. Der Mond übt überhaupt auf den Haarwuchs einen grossen Einfluss aus. Wer im Mondschein barhaupt schläft, verliert seine Haare oder wird vor der Zeit weissköpfig. Wer bei zunehmendem Mond mit der linken Hand gegen die Strömung geschöpftes Flusswasser auf sein Haupt giesst, bekommt mit der Zeit einen dichten Haarwuchs. Gleich nach dem ersten Bade und der gebräuchlichen Einreibung mit Oel, Schmalz oder Butter wird die Stirne und das Genick des Neugeborenen halbkreisförmig mit einer eigens dazu verfertigten Salbe bestrichen, die eben zur Förderung des künftigen Haarwuchses dienen soll. Die Salbe, welche den mir unerklärlichen Namen bárçáli hat, wird auf folgende Weise bereitet: Man nimmt einige Haare vom Haupte des Vaters und der Mutter, lässt dieselben zu Staub verbrennen, welchen man dann einem Brei beimischt, der aus Bohnen und dem Blute einer Kuh besteht. Die Bohnen sollen nebenbei auch die Vermehrung des Geschlechtes des Neugeborenen für die Zukunft wahren. Ist aber das Kind ein Mädchen, so wird dem Kuhblut statt Bohnen eine Handvoll Hirse oder Kürbiskerne oder Sonnenblumensamen beigemischt, weil dem Volksglauben gemäss die Weiber, die mit Bohnen häufig in Berührung kommen, nie Mütter werden.[1]

Mit dem oben berührten Seelenwanderungsglauben hängt auch die Sorge zusammen, die abgeschnittenen oder ausgefallenen Haaren zu theil wird. Werden diese Haare von

[1] Vgl. hierzu Potter, Anonym. in vita Pythagorae p. 212 Ed. Luk. Holst, *ἀτόκους ἐργάζονται τὰς γυναῖκας*; Brucker, hist. philos. I., 1095 und über den indischen und aegyptischen Brauch: Bohlen, Das alte Indien I. 195.

den Vögeln zum Nestbau verwendet, so bekommt der betreffende Mensch anhaltende Kopfschmerzen, von denen er nur dann loskommen kann, wenn er bei abnehmendem Monde sein Haupt mit Eidotter einreibt und es dann in fliessendem Wasser abspült; ferner einige seiner Haare, in eine Speise gemischt, einem weissen Hunde zu fressen giebt. Wenn solche ausgefallene oder abgeschnittene Haare von einer Schlange in ihr Loch getragen werden, so bekommt der Betreffende den Haarschwund, der so lange andauert, bis seine Haare im Schlangennest verfault sind. Auf Haare, die auf dem Wege liegen, soll man nicht treten, denn sie können von einem Wahnsinnigen herrühren, wodurch man selbst in Irrsinn verfällt. Findet man Haare an seinen Kleidern hängen, so ist es gut, dieselben zu verbrennen oder in fliessendes Wasser zu werfen, wodurch eine Verhexung, die vielleicht ein Feind dem Menschen anthun wollte, gehoben wird. Will die Frau ihren Gatten an sich fesseln, so nimmt sie einige ihrer Haare und sucht dieselben an die Haare ihres Gatten zu binden; dies Verfahren wird dreimal — jedesmal bei Vollmond — vorgenommen; dadurch soll der Mann stete Zuneigung zu seiner Gattin erhalten. Wenn eine Maid einen Jüngling sich »erzaubern« will, so nimmt sie einige ihrer Haare, ferner Erde aus der Fussspur des Betreffenden und mischt diese mit ihrem Speichel; sodann wird das Ganze zu Pulver verbrannt und demjenigen in die Speisen gemischt, den sich die Maid eben erobern will. Bindet man sein ausgekämmtes Haar an die Mähne eines fremden Pferdes, so wird dasselbe so lange scheu und wild, bis man die Haare von ihm entfernt. Vor der Geburt werden rothe Haare genommen, in ein Säckchen genäht und dies am blossen Leibe getragen, damit keine Gefahr für Mutter und Kind erwachse. Rothe Haare bedeuten überhaupt Glück und werden mit dem sonderbaren Namen »Haare der Sonne« (bálá kámeskro) belegt. Träumt man gar zu häufig von Todten, so ist es gut, wenn man einige seiner Haare in alte

Schuhe einnäht und diese einem Bettler schenkt; dadurch bannt man die Todten, die Einem im Traume erscheinen.[1] Kindern, die ihr Lager bewässern, giebt die Mutter einige ihrer Haare in Wasser gemischt zu trinken, nachdem sie dieselben vorher mit Fischschuppen zusammen zu Staub gebrannt hat. Leidet das Kind an Schlaflosigkeit, so werden ihm einige Haare der Mutter in das Windeltuch eingenäht und einige pulverisirt in einem Aufguss von Hollunderbeeren (gákhori bengeskro = Teufelsäuglein) zu trinken gegeben.

Was von den Haaren des menschlichen Körpers überhaupt gesagt ist, gilt ganz ähnlich von den abgeschnittenen Nägeln und ausgezogenen oder ausgefallenen Zähnen. Am Freitag abgeschnittene Nägel soll man verbrennen und die Asche unter das Viehfutter mischen; sie bewahren das Vieh vor Dieben und reissenden Thieren. Kindern, die nicht wachsen wollen, wird die Asche solcher Nägel ebenfalls in die Speisen gemischt. Hat Jemand einen Bruch, so nimmt er bei abnehmendem Monde von jedem Nagel an Hand und Fuss etwas, dazu etliche Haare von seinem Wirbel, näht es in ein Säckchen und schiebt dieses in das Bohrloch eines Baumes, das er mit Wachs verschliesst. Sobald das Loch mit frischer Borke überwachsen ist, verheilt auch sein Schaden. Leidet das Kind an Bauchgrimmen, so nimmt man ihm von jedem Nagel an Hand und Fuss etwas, giebt dazu trockenen Füllenmist und räuchert damit das Kind.

Der erste Kindszahn, der ausfällt, muss gegen künftiges Zahnweh in einen hohlen Baum geworfen werden; ebenso ist es gut, die gegen das siebente Jahr ausfallenden Zähne aufzubewahren und bei jedem Zahnweh je einen dieser Zähne in fliessendes Wasser zu werfen. Zähne, die jahrelang in

---

[1] Der englische Aberglaube (mitgetheilt von A. Kuhn in v. d. Hagens Germania 7, 438, No. 37) besagt: Einmal im Leben muss man einem Armen ein Paar Schuhe schenken; denn sonst muss man nach dem Tode über einen weiten dornenbewachsenen Raum gehen. Vgl. über den Todtenschuh auch: Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 350 ff.

der Erde gelegen haben, werden zu den Knochen eines Laubfrosches gelegt und das Ganze in ein Säckchen genäht; bestreicht man mit diesem einen Gegenstand, den man feilbietet, so hat man viele Käufer dafür. Solche Säckchen werden von den Zigeunerinnen häufig genug in den Dörfern feilgeboten. Um dies Mittel noch wirksamer zu machen, ist es gut, wenn die Knochen von solchem Laubfrosche herrühren, den man in ein mit zahlreichen kleinen Löchern versehenes irdenes Gefäss gelegt und dann in einen Ameisenhaufen vergraben hat; die Ameisen fressen das Fleisch des Frosches, und nach einigen Wochen kann man das Gefäss mit den Knochen herausnehmen. Kinderzähne und Bärenklauen[1] hängen sich die Weiber um den Leib, damit sie gesunde und starke Kinder zur Welt bringen.

Beim Zauber mit Schweiss treten die Ausdünstungen des Körpers, wie die Haare und Nägel, als ein Theil des Leibes für den ganzen Leib ein. Dasselbe gilt auch vom Blute und dem Speichel. Will man ein gekauftes Thier an sich gewöhnen, so nehme man ein Stückchen Brot und lege es unter die Achsel, bis es vom Schweiss durchdrungen ist, oder man tröpfele Blut aus der Hand seines jüngsten Kindes auf den Bissen und gebe ihn dem Thiere zu fressen. Will eine Frau ihren Gatten an sich fesseln, ihn sich ergeben und willig machen, so legt sie ihr durchschwitztes Hemd unter den Schlafenden und bindet die Hemdärmel über seinem Leibe zusammen. Hat man die Gelbsucht, so ist es gut, wenn man in die Fussspur fremder Leute tritt und so lange dort stehen bleibt, bis ungefähr der Schweiss des Fusses in die Erde gedrungen ist; dann geht die Krankheit in den Betreffenden über. Will ein Säugling nicht gedeihen, so tröpfelt ihm die Mutter einige Tropfen von ihrem Blute in den Mund, seinen Speichel aber legt sie in ein Baumloch.

[1] »Etlich schwanger wyber pflägend einen bärenklawen von einem bärentapen yngefasset am Halfz zur tragen.« Jac. Rueff, Von den empfangknussen (Zürich 1554) Bl. 85b.

Giebt ein Mädchen dem Burschen Blut aus ihrem Leibe in die Speisen, so fesselt sie ihn an sich.

Zauberbräuche, die mit den Resten von Hingerichteten auch unter den Zigeunern getrieben werden, sind so allbekannt, dass wir sie hier nur kurz behandeln wollen. Alles, was von Hingerichteten herrührt, ist glückbringend, denn der Hingerichtete wird eben als ein Sühnopfer angesehen, das alles lösen und binden kann, so wie man es eben haben will. Ein Knöchelchen des armen Sünders Kranken ins Bett gelegt, beruhigt dieselben, stillt ihre Schmerzen; Verkaufswaren damit bestrichen, werden sehr theuer bezahlt. Ein Lappen, ins Blut Hingerichteter getaucht, verhilft zu grossem Reichthum, und, pulverisirt getrunken, heilt er Todtkranke, wenn der Tod nicht schon das Herz verzehrt hat.« —

Wir kommen nun zum wichtigsten Theile zigeunerischer Zauberei, zu den Fingern. Dem Alterthum galt der Glaube, jeder Finger sei einer anderen Gottheit heilig. »Der Grieche nannte die Finger idäische, betrachtete sie gleich mythischen Wesen im Dienste ihrer eigenen Gottheit stehend und legte ihnen demgemäss besondere Namen und Wirkungen bei.«[1] Denselben Glauben finden wir auch bei den Zigeunern, die — infolge der Chiromanthie — einem jeden der fünf Finger eine besondere Bedeutung und Geltung beilegen, einen jeden in Verbindung mit überirdischen Wesen sich denken. Schon das indische Gesetz erklärt in Yajnavalkya 1,19 (herausgegeben von Stenzler): »Die Wurzel (Spitze) des kleinen Fingers, die des Zeigefingers, die des Daumens und die Spitze der Hand sind der Reihe nach die heiligen Stellen des Prajâpati, der Väter, des Brahman und der Götter.«

Der Unglücksfinger ist der Daumen, der neben dem gebräuchlichen Namen dámuk in der Chiromanthie mit dem bedeutungsvollen Ausdruck korrimác (blinde Fliege) bezeichnet wird. Im germanischen Glauben war gerade der Daumen

[1] Rochholz a. a. O. S. 99.

vor allen Fingern dem Gotte geheiligt. Die lex Salica nennt ihn daher Alathuma, Gottesfinger, und belegt seine Verletzung mit besonderer Busse. »Der Raum zwischen ihm und dem Zeigefinger war die Wodansspanne; so war Wodan dér Gott des Glückes und Glücksspieles.« Vom Glückskind gilt aargauisch: »Der Dume ist ehm i d'Hand gfalle;« und siebenbürgisch-sächsisch heisst es von Einem, der Unglück hat: »Der Domen as em vugelufen!«[1] Die Zigeuner Siebenbürgens dagegen sagen von Einem, der Unglück in seinen Unternehmungen hat: »Der Daumen ist ihm fett!« (O dámuk hin leske tçules) oder: »Sein Teufelssattel ist gross!« (Bengeskro sen hin leske báre.) Unter Teufelssattel verstehen sie nämlich den Raum zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger. Dem Volksglauben der Zigeuner gemäss soll der linke Daumen eines Todten, der neun Wochen im Grabe gelegen hat, und den man zu Neulicht ausgegraben hat, den Dieben bei nächtlichen Einbrüchen leuchten und zugleich die Hausbewohner in einen unerwecklichen Schlaf versenken.[2] Die Daumen todtgeborener Kinder werden mit einem rothen Zwirnfaden umwickelt, damit nicht der Teufel in die Leiche Leben einhauchen könne und das Kind zu seinem Diener mache. Wer ein Muttermal hat, der soll sich mit dem linken Daumen einer Kinderleiche wischen, und das Mal wird in kurzer Zeit verschwinden. Frauen, die infolge einer schweren Geburt ein steifes Genick bekommen, nehmen drei Tropfen Blut vom linken Daumen eines Säuglings, mischen dazu Hasenfett und reiben sich bei abnehmendem Mond mit dieser Salbe den Nacken ein. Wer auf den Daumennägeln weisse Flecken bekommt, wird bald heirathen; ist er aber verheirathet, so wird er bald Vater werden. Frauen in ge-

---

[1] Vgl. dagegen auch: »Enen domen«, Einen im eigentlichen und uneigentlichen Sinne niederdrücken, niederwerfen. S. Haltrich-Wolff a. a. O. S. 367.

[2] Vgl. Philo Magiologia, Baselaugst. S. 769 und Rochholz a. a. O. S. 344.

segneten Umständen werden, wenn sie Flecken auf den Daumennägeln haben, kränkliche Kinder zur Welt bringen, wenn sie nicht ihre abgeschnittenen Nägel jedesmal, und zwar vor Sonnenaufgang, in das Bohrloch eines wilden Rosenstrauches stecken und dasselbe mit Baumwachs verschliessen. Wenn sich des Nachts die Katzen beissen, heisst es im zigeunerischen Aberglauben, so soll man nicht hinaussehen, sonst bekommt man einen Kropf; oder wenn dies doch geschehen ist, so soll man den Daumen gegen sie halten. Wird das Vieh von einer Hexe geplagt, so gehe man um Mitternacht zu ihm, und den ersten Strohhalm, den man unter dem Vieh findet, hebe man mit den beiden Daumen auf und zerreisse ihn mit denselben; dadurch zerreisst man das Leben der Hexe. Wenn es Jemand im linken Daumen oder in der grossen Zehe des linken Fusses sticht oder schmerzt, so wird er von einem Frauenzimmer gesucht; wenn im rechten Daumen oder in der grossen Zehe des rechten Fusses, von einer Mannsperson. [1]

Der Zeigefinger, sikájimáko (der Zeiger), in der Chiromanthie auch ángluno (der Vorwärts) genannt, gilt für den Glücksfinger. Weisse Flecken auf dem Nagel des Zeige- oder des Goldfingers gelten für glückverheissend; auch gilt der Glaube bei den Zigeunern, dass Derjenige, welcher seinen Zeigefinger verloren hat, kein heilkräftiges Zaubermittel bereiten kann. Schneidet man sich in den Zeigefinger oder verletzt ihn auf sonst eine Weise, so soll man das Blut nicht auf die Erde rinnen lassen, sondern es mit den Lippen aufsaugen und hinunterschlucken; denn fällt es auf die Erde, so eignen es sich die Nivaschi (Wassergeister) an, und der Betreffende findet früher oder später seinen Tod im Wasser. Hat aber Jemand die Wassersucht (páyeko násválo), so soll er neun Tropfen vom Blute seines Zeigefingers bei abnehmen-

[1] S. Liebrecht, Zur Volkskunde (»Norwegischer Aberglaube«) S. 329.

dem Monde in ein fliessendes Wasser fallen lassen, damit die Nivaschi das Wasser aus seinem Körper herausziehen.

Der Mittelfinger, báro gusto (grosser Finger), in der Chiromanthie auch stráfino (der Glänzende) genannt, hat im Aberglauben eine grosse Bedeutung. Ein überaus langer Mittelfinger bedeutet für den Betreffenden zukünftigen Reichthum. Wer einen Schatz gefunden hat, darf denselben zuerst nur mit dem Mittelfinger berühren, denn sonst stirbt er im Laufe des Jahres, und wer eine Krankheit in Bäume pfropfen will, thut gut, wenn er das Bohrloch, bevor er es verschliesst, mit seinem Mittelfinger kreuzweise berührt. Gestorbene, die ihren Mittelfinger verloren, haben keine Ruhe im Grabe und kehren allnächtlich so lange heim, bis dass man ihnen aus Holz (gewöhnliches Eschenholz) einen Finger schneidet und denselben in den Grabhügel steckt.[1] Der Mittelfinger von der linken Hand eines Gehängten ist für den jeweiligen Besitzer besonders glückbringend. Wer sich die Gunst einer Frau erwerben will, der trachte darnach, ein Stückchen vom Nagel ihres linken Mittelfingers sich anzueignen; isst er das Nagelstück, so wird ihm die Betreffende gewogen.

Einen merkwürdigen, vom vergleichenden Standpunkte höchst interessanten Aberglauben bezüglich des Mittelfingers der linken Hand finden wir bei den siebenbürgischen Zeltzigeunern. Will nämlich Jemand erfahren, wo sich ein verlorener Gegenstand oder eine gesuchte Person befindet, so lässt er drei Tropfen Blut aus dem Mittelfinger seiner linken Hand auf den der rechten fliessen, und ein erwachsenes Kind wird aus den Formen, welche das Blut auf dem Nagel des rechten Mittelfingers beschreibt, den gewünschten Aufschluss geben.[2]

---

[1] Vgl. hierzu das über den Mulo Gesagte Seite 93.

[2] Gegen dies auch in Deutschland gebräuchliche Beschreiben und Beschauen des Fingernagels eifert schon Geiler von Keisersberg: »wie get es zu mit den Warsegern, die warsagen und gestolen Guot durch Gesicht wiederumbbringen? Sie machen Gesichten uf ein Nagel, salben den mit Oel

Der Goldfinger heisst gewöhnlich ángrustyáslo (der mit Ring versehene); seine ältere Bezeichnung ist ánávengo (der Nennende), und in der Chiromanthie wird er sáscipenákri gusto (Gesundheitsfinger) genannt. Im Sanskrit heisst er anaman, Namenlos[1], und worüber man am meisten erstaunen mag, auch bei den Indianern Nordamerikas.[2] Der römische Schriftsteller Plinius nennt ihn ebenfalls digitus medicus; die lex Salica: elechano; Zürcherisch heisst man ihn der Lachsner, der Finger mit dem lachsnet, quacksalbert.[3] Wenn jeder einzelne Bug an den Gelenken des Goldfingers mit zahlreichen Einschnitten, Falten versehen ist, — heisst es in der Chiromanthie und im gemeinen Aberglauben — wird der Betreffende ein hohes Alter in steter Gesundheit erreichen. Wer das Fieber hat, thut gut, wenn er das letzte Glied seines linken Goldfingers mit einem rothen Seidenfaden fest umwickelt; dadurch wird dem Volksglauben gemäss das Fieber »gebunden«, festgemacht. Schwarze Flecken auf dem Nagel des Goldfingers bedeuten Krankheit und Unglück; weisse dagegen Glück in der Liebe. Hat eine Frau in gesegneten Umständen weisse Flecken auf dem Nagel ihres linken Goldfingers, so wird sie ein Mädchen zur Welt bringen, hat sie dieselben aber auf dem Nagel des rechten Goldfingers, so wird sie einem Knaben das Leben schenken. Den Goldfinger allein soll man nie in ein fliessendes Wasser tauchen, denn die Nivaschi könnten den Menschen daran in die Tiefe hinabziehen. »Seinen Gesundheitsfinger (Goldfinger) hat der Nivaschi

und muoss ein Junkfrawe, ein Kind, das lauter ist und unverfleckt, in den Nagel sehen und sagen, was es in dem Nagel sieht.« Ameise Bl. 39. »Es seind die uff dem Nagel sehen und Gumpertbletter daruff legen, und Oel daruff schütten und ein junger Knab, der muoss daryn sehen und sagen, was er sieht, wer der Dieb sy.« Brösamlin (von den XV. Staffeln) Bl. 19. Vgl. dann weiter Rochholz a. a. O. S. 107.

[1] Rochholz a. a. O. S. 105.

[2] Pott, Hallische Lit. Zeitung 1847, S. 238.

[3] Pott, Zählmethode, S. 295.

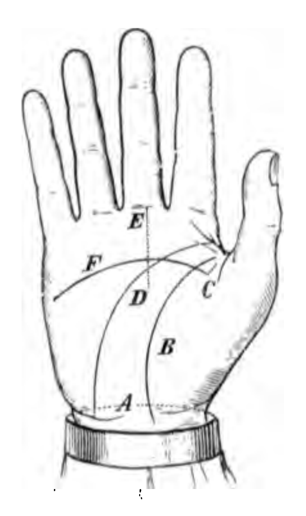
gefressen!« (Sáscipenákri gusto çályás Niváshi) sagt man von einem Kranken. Sieht man eine Hexe, so ist es gut, wenn man den linken Goldfinger in den Mund steckt, denn sonst könnte man bezaubert oder krank werden. Der Goldfinger eines Gehängten verhilft manchem Kranken zur Gesundheit. Wenn Jemand einen bösartigen Hautausschlag hat, der lasse vor Sonnenaufgang einige Tropfen Blut aus seinem linken Goldfinger in ein fliessendes Wasser fallen; verschlingt dies Blut ein Nivaschi (Wassergeist), so wird der Betreffende von seinem Uebel befreit.

Der kleine Finger, cigno gusto, in der Chiromanthie kekeráshká (Elster) genannt, wird beim Kaufen und Verkaufen als Zaubermittel gebraucht. Wer etwas kaufen will, der berühre den betreffenden Gegenstand zuerst mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand, und er wird denselben billig erstehen; wer aber einen ihm verkaufbaren Gegenstand mit dem Blute seines linken kleinen Fingers benetzt, der wird ihn unter günstigen Bedingungen los werden Wenn Jemand an Nasenbluten leidet, so ist es gut, wenn er das erste Glied seines linken kleinen Fingers mit einem rothen Zwirnfaden fest umwickelt, wodurch das Bluten gestillt werden soll. Zur Benennung kekeráshká (Elster) vergleiche man den deutschen Namen des kleinen Fingers: Ohrengrübler, Ohrenbläser, Piphans, und die siebenbürgisch-sächsische Redensart: »menj panelitzken sot et mir!« (Mein kleiner Finger sagt es mir.)

Nun gehen wir zur eigentlichen Chiromanthie über, die von den Zigeunerinnen Siebenbürgens ausgeübt wird, und behandeln ihre Grundelemente, auf deren Kenntniss die ganze Prophezeiungskunst aus der Handfläche und ihren Linien begründet ist. Zur leichteren Uebersicht theilen wir auch folgende Figur mit. (Siehe nächste Seite.)

In den meisten Fällen wird aus der Fläche der linken Hand prophezeit, weil diese zum Herzen näher steht, als die rechte. Wer am Handgelenk (A) viele Falten hat, wird mit der Zeit reich und angesehen; wenn dabei die Linie B in diese

Falten mündet, so erlangt der Betreffende durch Heirath oder durch eine Weibsperson — wenn er nämlich ein Mann ist — seinen Reichthum. Bei jungen Frauen und Mädchen bedeutet dies grossen Kinderreichthum; bei älteren Personen Freude und Glück. Ist der Ballen unter dem Daumen C, in der Chiromanthie pçábay (Apfel) genannt, mit vielen kleinen Falten durchzogen, so bedeutet dies ein kurzes Leben, voll Krankheit und Elend; bei heirathsfähigen Leuten auch noch eine verfehlte Ehe. Sind die Falten in den Gelenken des Daumens von keinen Nebenfalten kreuz und quer durchzogen, so wird der Betreffende im Leben viel Unglück erleiden. Gutes bedeutet es nur dann, wenn die Linie B in die Linie A mündet, wenn die Gelenke des Daumens von vielen kleinen Falten durchzogen sind und der Ballen C glatt und gewölbt ist. Ist die Linie B, die trusul (Kreuz) genannt wird, mit der Linie D, der sogenannten kámekostráf (Sonnenschein) verbunden, so hat der Betreffende das höchste Glück zu erwarten,



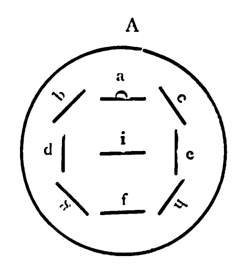
besonders wenn den Raum zwischen beiden Linien viele kleine Falten durchziehen und die Gelenksfalten des Zeigefingers tief eingeschnitten sind; schneidet aber eine Linie E, sáp (Schlange) genannt, die Linie D, dann untergraben Neider das Wohlsein des Menschen und Feinde werden sein Leben verbittern. Fehlt hingegen diese Linie und sind die Gelenke des Mittelfingers von tiefeinliegenden Falten durchzogen, wird der Betreffende ein langes Leben in Glück und Wohlergehen zubringen, besonders aber in der Ehe glücklich sein, wenn der Ballen unter dem Mittelfinger stark erhoben ist. Unverheirathete werden sich bald verehelichen, wenn dieser Ballen von kleinen Falten durchzogen ist. Schneidet die Linie F,

cugñi bengeskro (Peitsche des Teufels), die Linien B und D, dann hat der Betreffende viel Noth und Unbill im Leben zu ertragen und zwar durch eigenes Verschulden; denn Leute, bei denen die Linie F die Linien B und D durchschneidet, sind gewöhnlich falsch, geizig und gehässig. Reicht die Linie F nicht bis zur Linie D und ist sie noch obendrein mit E verbunden, so stirbt der Betreffende eines unnatürlichen Todes; er verliert sein Leben durch Wasser, wenn der Raum über F faltenlos ist, er kommt aber durch Feuer um, wenn denselben viele kleine Falten durchziehen. Reicht jedoch F bis zu D und ist der Goldfinger, ebenso der kleine Finger an den Gelenkseinschnitten mit zahlreichen Falten versehen, so erreicht der Betreffende in steter Gesundheit ein hohes Alter. Lange, schmale Finger, deren innere Flächen von zahlreichen Falten kreuz und quer durchzogen sind, bedeuten viele Krankheiten, die der Betreffende mitzumachen hat; kurze, dicke Finger — wenn auch mit zahlreichen Falten, weisen auf stete Gesundheit und Wohlergehen. Glücklich in jeder Beziehung wird nur Derjenige sein, dessen Handfläche also beschaffen ist: A verbunden mit B und diese mit D; ferner wenn E gänzlich fehlt und die Linie F bis D reicht, obendrein die Fläche C glatt und gewölbt ist.

Dies wären kurz dargestellt die Grundelemente der Chiromantie, die eben die siebenbürgischen Zigeunerinnen betreiben. Doch wer könnte alle die Variationen im Wesen und in der Ausführung dieser Kunst beschreiben! Den Umständen und Verhältnissen angemessen, mit dem Naturell und der Börse der betreffenden Person rechnend, fasst die Zigeunerin das Endresultat stets in einer angenehmen, weniger schmerzlich berührenden Form zusammen, ist aber dabei in ihrem Innern vollkommen von der unanfechtbaren Richtigkeit der oben mitgetheilten Axiome überzeugt. Aeusserst schwierig ist es, den Schleier dieser geheimen Kunst zu lüften, die sie Fremden um keinen Preis der Erde mittheilen, weil sie des Glaubens sind, dass sie durch Mittheilung des Geheimnisses einen Verrath an den

Todten begehen, von denen sie eben diese Kunst ererbt haben. Nur das engste Zusammenleben mit ihnen, die Aufnahme in einen Stamm und »Erprobtsein in allen Lagen des Lebens« führen mit der Zeit zum Ziele. Wer aber als Fremder neugierig nach noch so unschuldigen Geheimnissen forscht, der wird im besten Falle — wenn nämlich Aussicht auf »Verdienst« ist — mit allerlei Hirngespinnsten abgefertigt.

Ein solches Geheimniss der Prophezeiungskunst haftet auch an der sogenannten »Zaubertrommel« (cováçáneskro buçlo). Am »weissen Sonntag« (siehe Seite 159) wird das Holz zu dieser »Zaubertrommel« geschnitten und das Fell dazu präparirt. Diese »Zaubertrommel« ist eine trommelähnliche Schachtel ohne Boden, deren Deckel durch eine Thierhaut ersetzt ist. Diese Haut ist mit Strichen versehen, von denen jeder eine besondere Bedeutung hat; auf diese Haut werden 9 bis 21 Körner von Stechapfelsamen (peshosheskro) gestreut und durch eine bestimmte Anzahl von Schlägen, je nach der Anzahl der Körner (9 bis 21), vermittelst eines kleinen Hammers an die Seitenwand der Trommel in Bewegung gesetzt. Auf und zwischen welche Striche diese Stechapfelkörnchen nun zu liegen kommen, wird auf Genesung oder Tod, Glück oder Unglück u. s. w. geschlossen. Die gebräuchlichste und einfachste Zaubertrommel ist die, deren Fell neun Striche hat, die — wie aus folgender Figur ersichtlich — also zu liegen kommen:



Die Seite A wird der Wahrsagerin zugekehrt, weshalb auch der Strich a durch ein besonderes Zeichen hervorgehoben ist. Es werden nun neun Stechapfelsamenkörnchen auf das Fell geworfen und mit der linken Hand vermittelst des kleinen Hammers oder in Ermangelung eines solchen mit der Handfläche durch neun Schläge auf die Seitenwand der Zaubertrommel in Bewegung gesetzt. Kommen z. B. alle

Stechapfelsamenkörner innerhalb der Striche b c g h zu stehen, so hat die betreffende Unternehmung Erfolg, besonders wenn drei innerhalb der Striche a d e f zu liegen kommen; fallen zwei davon in den Raum zwischen a i, so ist beim Unternehmen eine Frau behülflich; fallen sie aber zwischen i f, so ist ein Mann der Beförderer. Fallen aber alle oder die meisten Stechapfelkörner ausserhalb der Striche b c g h, so ist Misserfolg zu erwarten u. s. w.

Charakteristisch für die Zigeuner ist auch der Apparat, zu dem sie das Holz in früheren Zeiten ebenfalls zu Pfingsten zu schneiden pflegten. Dieser Apparat, der berechnet war, aus der Leichtgläubigkeit der »weissen« Leute Geld zu schlagen, steht heutzutage nicht mehr in Gebrauch, und meines Wissens besitzt nur noch eine Matrone des Aschani-Stammes, die als »kluge Frau« weithin berühmte Julia Kardalo (genannt Bibalengro = Haarlose) aus der Sippe Tukoro einen solchen Apparat, dessen Einrichtung zu erforschen mich schwere Mühe und viel Geld gekostet hat. Dieser Apparat diente dazu, dass man durch ihn Den sehen konnte, der z. B. etwas gestohlen hat, und besteht derselbe aus einem kleinen Schranke, in welchem eine von aussen drehbare, vierseitige Walze angebracht ist; über der Walze ist ein Spiegel befestigt und oberhalb derselben, einem in der Seitenwand des Schrankes befindlichen Guckloche gegenüber. Auf zwei Seiten der vierseitigen Walze ist je ein Bild eines Mannes oder Weibes angebracht. Wenn der Fragende durch das Loch in den Schrank sieht, so erblickt er sein Gesicht im Spiegel, weil die bilderlose Seite der Walze dem Spiegel zugekehrt ist; während die Zigeunerin ihn durch Fragen unterhält, dreht sie unbemerkt an der Walze, so dass, wenn der Fragende abermals in den Schrank hineinblickt, er das Bild von der Walze im Spiegel erblickt. Freilich sind diese Bilder absichtlich verwischt und erscheinen nur verschwommen im Spiegel, immerhin aber kann die erregte Phantasie des Fragenden darin den vermeintlichen Dieb erblicken. Solche

Apparate sind, wie gesagt, nicht mehr im Gebrauch, immerhin aber liefern sie einen Beitrag zur Spitzfindigkeit und somit auch zur Kenntniss des geistigen und moralischen Lebens der transsilvanischen Zigeuner.

Die Haupterwerbsquelle der siebenbürgischen Zigeunerinnen bildet die Kartenaufschlägerei, deren einfachste Art im Folgenden besteht: Man mischt die Karten, ungarische Spielkarten (32 Stück), gut und theilt sie dann in fünf Haufen; die vier ersten müssen aus sieben Karten bestehen, der fünfte dagegen nur aus vier. Hierauf wird der erste Haufen von der linken zur rechten Hand in einer Linie aufgelegt, der zweite, dritte und vierte Haufen auf dieselbe Art; die vier letzten Karten aber werden von der rechten zur linken Hand unter die vierte Reihe gelegt. Will nun eine Person ihr Schicksal erfahren, so wird sie mit Herz-Dame (Unter), wenn sie eine Frau oder Mädchen ist, mit Herz-Kavalier (Ober), wenn sie ein Mann ist, bezeichnet. Alle anderen Karten haben ihre bestimmte Bedeutung und zwar: Roth- (Herz-) Ass bedeutet Gelingen in allen Unternehmungen. Wenn selbst die Lage der Person im Kartenspiel auf Unglück hinweist, darf sie eine bessere für die Zukunft erwarten. Wenn diese Karte in der Mitte des Spieles liegt und zwar unter der Person, so ist dieses ein Wink, sich vor Denjenigen zu hüten, die sie umgeben. Herz-König stellt eine ältere Person vor, die der Forschenden günstig gesinnt ist. Herz-Kavalier (Ober) bedeutet die Person selbst, die ihr Schicksal erfahren will, wenn sie nämlich ein Mann ist; ist sie ein Weib, so bebedeutet diese Karte ihren Geliebten oder Gatten; dasselbe gilt von der Herz-Dame (Unter), je nach dem Geschlechte der forschenden Person. Herz-Zehner bedeutet Glück in der Liebe, Gesundheit und künftiges Glück überhaupt. Herz-Neuner bestätigt das Glück in allen Unternehmungen; ist er unter der forschenden Person gelegen, so zeigt er zugleich an, dass man sich vor Fremden hüten soll. Herz-Achter bedeutet Eintracht und Frieden im Hause oder Glück auf

der Reise, baldige Heirath oder Geburt. Herz-Siebner zeigt gute Neuigkeiten an.

Grün: Ass bedeutet Hoffnung, auch Ortsveränderung; König stellt einen Freund dar; Kavalier (Ober) einen Mann, der der forschenden Person zwar gutgesinnt ist, aber durch sein schwatzhaftes Wesen leicht Schaden bringen kann; dasselbe bedeutet die Dame (Unter). Der Zehner rechts von der Person zeigt eine glückliche Heirath mit reicher Mitgift an, links dagegen Bruch mit der geliebten Person. Neuner ist ein Zeichen von grossen Ehren, die der forschenden Person zu theil werden. Achter bedeutet Versöhnung mit einer Person, mit der man sich überworfen hat; Siebner bedeutet eine lustige Gesellschaft, Ball und Unterhaltung.

Gelb: Ass bedeutet Trauer, Kummer, Streit und Verlust; König ist eine ältere Person, die dem Glücke und Fortkommen des Forschenden unbewusst im Wege steht; Kavalier (Ober) ein zweideutiger Freund, vor dem man sich hüten muss; dasselbe bedeutet die Dame (Unter). Zehner bedeutet wenig Hoffnung auf Erfolg in der Liebe, Heirath u. s. w., während der Neuner Klatsch und üble Nachrede bezeichnet. Der Achter weist auf eine baldige Trennung von einer geliebten Person, der Siebner eine Gesellschaft von zweideutigen Freunden,

Die Unglücksfarbe ist: Schwarz (Eichel). Ass bedeutet Krankheit oder Tod. König zeigt einen Pfarrer oder eine Gerichtsperson an; Kavalier (Ober) bedeutet einen Feind oder eine Mannsperson, die das Glück des Forschenden zu untergraben sucht; dasselbe gilt von der Dame. Zehner bedeutet überhaupt Unglück in allen Unternehmungen; Neuner weist auf Verfolgungen hin, denen man in Zukunft ausgesetzt ist. Der Achter ist Verlust an Gut oder Ehre, und der Siebner enthält schlechte, betrübende Nachrichten.

Je nachdem nun die Karten um Herz-Kavalier beziehungs-

weise Herz-Dame zu liegen kommen, giebt die Zigeunerin das künftige Schicksal der forschenden Person kund, jedoch stets den Verhältnissen und der Aussicht auf »Verdienst« Rechnung tragend, und darin besitzen sie welterfahrene Meisterschaft. Schlägt die Truppe ihr Lager in der Nähe eines noch unbekannten Dorfes auf, so werden vorerst Spione zu den Bäuerinnen gesandt, die bettelnd und hausirend von Haus zu Haus ziehen und mit einer staunenswerthen Umsicht die Familienverhältnisse und die Herzensangelegenheiten der Dorfweiber herauswittern. Ihre Erfahrungen theilen sie dann den alten Weibern mit, die sich dann ins Dorf begeben und bald ihr »Geschäft« in vollem Umfang betreiben. Will dann eine Person einen ganz bestimmten Fall erfahren, z. B. ob sie bald heirathen wird, und welche Person sie ehelicht, so nimmt die Zigeunerin sieben Bohnen von verschiedener Grösse und lässt diese langsam auf die Erde gleiten, dann murmelt sie unverständliche Worte und beginnt nun die Wahrsagerei. Will z. B. eine Maid erfahren, welcher von den ihr hofirenden Burschen sie ehelichen wird, so giebt sie der Zigeunerin die Namen ihrer Verehrer an; diese belegt nun die einzelnen Bohnen mit je einem solchen Namen und bestimmt nun aus der Lage der Bohnen den künftigen Gatten.

Selbstverständlich ist der Inhalt solcher Prophezeiungen im allgemeinen sehr stereotyp und ohne besondere Abwechselung. Bei der Jugend dreht sich die Sache um das Glück in der Liebe und Ehe; bei älteren Personen um Reichthum und Ansehen, um Krankheit, langes Leben oder baldigen Tod. Doch kommen nicht gerade selten Fälle vor — wie auch Liebich[1] versichert, »in welchen die mit grossem Scharfsinn beobachtenden Zigeunerinnen in richtiger psychologischer Erkenntniss und Würdigung der Individualität sich auf Spezielleres einlassen, mit ziemlicher, freilich nicht allzu genau zu nehmender Sicherheit auf Vergangenes schliessen

[1] A. a. O. S. 65.

und eben dadurch ihrer Vorausverkündigung der Zukunft einen um so höheren Werth zu geben verstehen.« Bettelnd, hausirend, singend und tanzend finden sie Gelegenheit, sich zu orientiren, jedes Wort zu belauschen und alles zu beobachten, was ihrer Kunst eben dienlich sein kann. Und manche dieser Zeltzigeunerinnen kennen in einigen Tagen schon die ganze »Dorfchronik« auswendig, was Wunder, wenn sie dann der forschenden Person mit fortwährender Anführung des Vergangenen die Zukunft schildern und ihr unbedingtes Vertrauen einflössen? Freilich kommt diesen »klugen Frauen« der Aber- und Wunderglaube der siebenbürgischen Völkerschaften gar gut zu statten; ist es doch eine ausgemachte Thatsache, dass gerade in Gebirgsländern der meiste Aberglaube und die grösste Leichtgläubigkeit zu finden ist; halten sich doch auch die Nebel am längsten in Hochlandsrevieren auf. Deshalb ist es auch kein Wunder, wenn auch die Traumdeuterei von den Zigeunerinnen in vollem Umfang ausgeübt wird. Sie selbst glauben, dass alle Träume eine Bedeutung für das künftige Schicksal haben und den Menschen von Gott zur Warnung oder Aufmunterung geschickt werden; daher belegen sie den »Traum« auch mit der schönen Benennung »devleskro drágostipe« (Gottes Gruss). Freilich, auch in der Traumdeuterei gehen sie gar vorsichtig zu Werke und halten sich stets an das Allgemeine, wenn ihnen der Einblick in das Spezielle fehlt. Dies Allgemeine gründet sich wieder auf so zu sagen stehende Axiome, von denen hier einige Platz finden mögen, da sie uns eben auch einen Einblick in das innere Leben der Zigeuner thun lassen.

Abendlicht bedeutet Trauer; Aepfel essen: Gefahr; Aepfel erhalten: Glück; aufgehängt werden: Glück und Ehre. Bett sehen bedeutet Glück; im Bette liegen: Gefahr; Baum, grüner, bedeutet Wohlergehen; vertrockneter: Unglück; einen Baum fällen: einen Freund durch den Tod verlieren; Beil tragen bedeutet Verfolgung. Baden ist Krankheit; Brücke

sehen bedeutet Fortschritt; blaue Farbe weist auf gute Nachrichten; Bild sehen ist grosse Freude; barhaupt gehen bedeutet Hintansetzung; Band ist Reise in die Fremde; Betteln bedeutet nahen Gewinnst; Brunnen sehen bedeutet Schaden, Wasser aus demselben schöpfen: Verlust und Krankheit; Birnen essen: guten Erfolg; Bienen dagegen bedeuten Zank und Streit; sie fliegen sehen: Feuersbrunst; Blindheit weist auf nahen Kummer. Kadaver sehen bedeutet Erbschaft; Kadaver schinden: Wohlstand. Dornen bedeuten Unglück, üble Nachrede; Dienen: baldige Heirath oder Familienvermehrung; Drachen sehen bedeutet Feindschaft; Dreschen: unverhofft zu Geld gelangen; Donner hören: gute Nachrichten. Ei bedeutet Unfrieden, Zank; Eis ist Misserfolg; Essig trinken: guten Verdienst; Essen bedeutet Wohlergehen; Esse dagegen: schlechte Nachrichten; Eisen kaufen: Glück, Eisen verkaufen dagegen: Unglück und Schaden; Eule schreien hören bedeutet schlechte Nachricht, Eulen sehen aber: nahen Gelderwerb. Frauen sehen, sprechen oder küssen bedeutet Misserfolg in allen Unternehmungen; Flöhe weisen auf bevorstehenden Kummer, Frösche dagegen auf guten Erfolg; Feinde sehen: Gewinnst; Furcht bedeutet Unglück, Frucht dagegen Reichthum. Fische deuten auf Krankheit oder Todesnachricht; Fahren ist Misserfolg; Füsse waschen bedeutet Krankheit; Füchse dagegen zeigen Gesundheit und Wohlergehen an. Hand bedeutet in allen Verbindungen Glück, der Hund dagegen Unglück, Krankheit oder Tod; Haare und Himmel deuten auf Wohlergehen; Heirath bedeutet Schaden und Hemd nahen Schrecken; Hühner zeigen schlechte Nachrichten an; Hanf bedeutet Feuer und Unglück. Gelbe Farbe bedeutet Neid und Verfolgung, Geld zeigt Thränen an; Gattin sehen zeigt Glück an, Gatte dagegen Misserfolg; Geige weist auf grosse Freude; Gelsen und Mücken bedeuten viele Feinde, und Gänse weisen auf Gesundheit und Ehre; Garten und Wald: baldige Familienvermehrung, Garben dagegen bedeuten Todesfall in der Familie. Jung sein bedeutet Krankheit; Jäten zeigt Unglück an; Jubeln

und Jauchzen: baldige Thränen. Kinder und Krebse zeigen Misserfolg und Aerger an; Krankheit und Kerker weist auf nahe Freude; Koth und Kohl bedeuten Krankheit und Verlust; Karten und Kreuz bedeuten Misserfolg; Kaiser und König: überhaupt grosse Herren bedeuten grosse Freude; Kühe und Rinder bedeuten Reichthum oder Glück in der Liebe; den Kopf verlieren und Blut sehen bedeutet Angst und Schrecken. Laufen und Läuse bedeuten Misserfolg; Licht zeigt Freude und Gesundheit an; Leiter bedeutet Gefahr. Mond und Menschen bedeuten Sorgen; Mehl ist Schrecken, Mühle aber Reichthum; Mäuse bedeuten grosse Freude; Markt bedeutet Erfolg. Nase verlieren, verwunden oder nackt gehen zeigt Misserfolg und baldige Krankheit an, ebenso die Nässe; neue Kleider anziehen bedeutet Glück in der Liebe, Nägel dagegen Zwietracht mit der Ehehälfte oder der Geliebten; Nabelschnur zeigt Krankheit und Tod an, ebenso Nebel und Rauch; Nesseln bedeuten Geld und Erfolg; Niesen zeigt gute Nachrichten an. Ofen bedeutet Freude, Ohr dagegen Trauer. Pferde bedeuten in jeder Beziehung das höchste Glück; Pfeife aber Zorn und Unfrieden; Polter und Lärm zeigt Angst und Schrecken an; Pantoffel, Schuhe und Fussbekleidung überhaupt bedeutet Familienvermehrung durch Heirath und Geburt. Rabe und Russ bedeuten schlechte Nachrichten; Rosen und Blumen überhaupt zeigen Trauer und Thränen an; Ruthen und Holz bedeuten Erfolg in allen Unternehmungen; Regen zeigt Glück und Freude an; Raupe und Würmer bedeuten Feindschaft; Rüben und Reben zeigen Thränen an. Salz und Sonne bedeuten Liebe und Freundschaft, ebenso Sterne und Schwämme; Schnee und Schmalz bedeuten Verlust und Schrecken; Schiessen zeigt gute Nachrichten an; Schlange und Specht bedeuten Verleumdung. Tauben und Vögel zeigen gute Nachrichten an; Teufel zeigt grosses Glück an, während die Uhr, Zopf und Zaun Schrecken und schlechte Nachrichten anzeigen.

Könnten wir alles das aufzählen, was in das Gebiet der

Traumdeuterei gehört, so würden wir viel uralte, mythische Elemente in diesen scheinbar sinnlosen Sachen finden, die in ihrem innersten Kern auf ein hohes Alter hinweisen. Ich erinnere hier nur an die Bedeutung der Fussbekleidung, die wir schon als Symbol der Fruchtbarkeit bei den Hochzeitsgebräuchen (Seite 189) behandelt haben und die mit dem Glauben an Beingeburten zusammenhängt, und deuten Kühe und Rinder nicht auf den uralten, indo-germanischen Samenmythos zurück? Viel alten, noch aus Indien herstammenden Glaubens lebt auch in dieser Beziehung noch unter dem Volke der Zigeuner, freilich mehr oder weniger modifizirt, mit den neuen Ideen des Christenthums verschmolzen; immerhin aber bietet sich auch bei den Zigeunern für die vergleichende Mythologie ein weites Feld zur Bearbeitung dar.

Dies gilt auch von den religiösen Begriffen der Zigeuner überhaupt. Diesbezüglich äussert sich ganz treffend Liebich, der gründlichste Kenner der Zigeuner Deutschlands: »Wenn die Religion, wie Geschichte und Erfahrung lehrt, mit eines jeden Volkes Weltanschauung, Sitten und Gebräuchen in innigstem Zusammenhange steht und letztere sogar bedingt, so ist es gewiss sehr zu bedauern, dass wir bis jetzt noch nicht den Weg gefunden haben, die Religion der Zigeuner zu erschliessen. Freilich bleibt es der Natur der Sache nach eine schwierige, wenn nicht unlösliche Aufgabe, sich in die fremde Auffassung eines höchsten Wesens, des letzten Grundes aller Erscheinung, von welcher jede Religion ausgeht und auf welcher allein sie basirt ist, hineinzudenken.

In der Jugend empfangene Lehren und sonstige von dem jugendlichen Gemüth aufgenommene Eindrücke werden immer eine gewisse Befangenheit vorwalten und selbst Geist und Verstand des gereiften Alters fremde religiöse Anschauung mit voller Schärfe nicht erkennen, mit ganzer Klarheit nicht unterscheiden lassen.

Ein ausser dem Volke Geborener und Erzogener wird

höchstens das Aeusserliche, die Gebräuche und Formen der fremden Religion kennen lernen, in das Wesen derselben aber vollkommen einzudringen, sich wohl für immer versagen müssen.

Diese allgemeine Schwierigkeit wird, was die Religion der Zigeuner anlangt, noch dadurch vermehrt, dass diese, durch zelotische Verfolgung scheu und ängstlich gemacht, sorgsam und vorsichtig vermeiden, gegen Leute nicht ihres Stammes ihre eigene religiöse Ueberzeugung und Anschauung zu offenbaren, und es vorziehen, lieber auf die ungeschickteste Weise zu versichern, dass sie katholische Christen seien, als jemals zuzugeben, dass sie einen anderen als den katholischen Glauben gekannt, einem anderen gehuldigt haben.«

In Siebenbürgen und Ungarn allein haben die Zigeuner vielleicht die meisten Bruchstücke ihres alten Glaubens erhalten. Die richtige Auffassung der Religionsbegriffe der Zigeuner ist mit den grössten Schwierigkeiten auch hier in Ungarn und Siebenbürgen verbunden, und je spärlicher gerade hier die Quellen fliessen, je einfacher sie dahingleiten, so unbeständig die Religionsideen dieses Volkes in seinen Ansichten und Meinungen, Ceremonien und Gebräuchen zu sein scheinen, ebenso unergründlich ist bisweilen die Tiefe derselben, und wir können ihre Keime und Wurzeln gar oft bis in das indische Alterthum hinauf verfolgen.

Die Zigeuner sind auch noch heutzutage ein dem Schamanenthum ergebenes Volk; nichtsdestoweniger verehren auch sie ein höchstes Wesen unter dem Namen del, devlá (Gott) und führen dessen Namen bei jeder Gelegenheit im Munde, ohne vom Wesen desselben auch nur eine dunkle, unbestimmte Vorstellung zu haben. Dieser »grosse Gott« im Himmel hat ihrem Glauben nach alles erschaffen, von ihm kommt der Blitz und Donner, devleskero yák (Gottes Feuer), Feuer und Regen, aber sie wenden sich trotzdem zugleich

mit Ehrfurcht an die Sonne, den Mond und die Sterne, an die Erde, das Feuer, an die phantastischen Wesen der Luft, im Innern der Erde, der Wasser und Berge. Doch glauben sie, dass alle diese Wesen, an die sie sich mit Ehrfurcht wenden, von Gott geschaffen wurden, der zuerst die Erde und dann die Menschen »machte«. Die Weltschöpfungssage der siebenbürgischen Zigeuner bietet uns daher einen wichtigen Beitrag zur Kenntniss ihrer religiösen Begriffe; sie lautet in genauer Uebersetzung also:

Als die Welt noch nicht war, war nur ein grosses Wasser; da dachte unser Gott, dass er eine Welt erschaffe. Er wusste nicht, wie und was für eine Welt er machen solle. Und er war erzürnt, weil er keinen Bruder und keinen Freund hatte. Er warf zornig seinen Stock in das grosse Wasser. Da sah er, dass sein Stock ein grosser Baum geworden war, und unter dem Baum sass der Teufel, der lächelnd sprach: »Guten Tag, mein guter Bruder! Du hast keinen Bruder und keinen Freund; ich will dir ein Bruder und Freund sein.« Gott freute sich und sagte: »Nicht sei mein Bruder, sondern nur mein Freund! ich darf keinen Bruder haben!« Neun Tage lang waren sie zusammen und fuhren auf dem grossen Wasser herum, und Gott sah, dass der Teufel ihn nicht liebte. Einmal sagte der Teufel: »Mein guter Bruder! wir zwei leben schlecht, wenn nicht noch Mehrere sind, ich möchte noch Andere erschaffen!« — »Erschaffe denn auch Andere!« sagte Gott. — »Aber ich kann nicht!« erwiderte der Teufel, »ich wollte schon eine grosse Welt erschaffen, aber ich kann nicht, lieber Bruder!« — »Gut!« sprach Gott, »ich will eine Welt erschaffen! tauch' in das grosse Wasser hinunter und hole Sand; aus dem Sand will ich eine Erde machen.« Da sprach der Teufel: »Wie willst du aus dem Sand eine Erde machen? ich verstehe es nicht!« Und Gott erwiderte: »Ich spreche meinen Namen aus und Erde wird aus dem Sand! Geh' und bringe Sand!«

Der Teufel tauchte unter und dachte, dass er sich eine

Welt erschaffen werde, und als er Sand hatte, da nannte er seinen Namen. Aber der Sand brannte ihn und er warf ihn weg. Als er ohne Sand zu Gott kam, sagte er: »Ich finde keinen Sand!« Gott sprach: »Geh' nur und hole Sand!« Neun Tage lang holte der Teufel Sand und sagte dabei immer seinen Namen, aber der Sand brannte ihn und er warf ihn weg. So heiss wurde der Sand, dass er den Teufel immer verbrannte und er am neunten Tage ganz schwarz war. Er kam zu Gott und dieser sagte: »Du bist schwarz geworden! Du bist ein sehr schlechter Freund! Geh' und hole Sand, aber sprich nicht deinen Namen aus, denn sonst wirst du ganz verbrennen.« Der Teufel ging abermals und brachte endlich Sand. Da machte Gott daraus eine Erde, und der Teufel freute sich sehr und sprach: »Hier unter dem grossen Baume wohne ich; und du, mein lieber Bruder, suche dir eine andere Wohnung!« Da erzürnte Gott und sprach: »Du bist ein sehr schlechter Freund! Dich brauche ich nicht! Gehe weg!« Da kam ein grosser Stier heran und trug den Teufel mit sich fort. Und vom grossen Baume fiel Fleisch auf die Erde und aus den Blättern des grossen Baumes sprangen Menschen hervor. So erschuf Gott unsere Welt und die Menschen . . . .

Wir können nicht umhin, einen Zusammenhang zwischen der eben mitgetheilten Schöpfungssage der transsilvanischen Zigeuner mit anscheinend ganz verschiedenen Weltentstehungs- und Schöpfungsmythen anderer Völker, die einander sonst fernstehen, nachzuweisen. Indem man eben Einzelnstehendes, durch Raum und Zeit oft voneinander Getrenntes, auf dem Gebiete der Mythenkunde auflöst und zusammenfügt, wird der grosse Bau einer »vergleichenden Mythologie« aus den umhergestreuten Trümmern entstehen.

Im germanischen Mythos ist der Sitz des Todes zugleich der Herd neuen Lebens und, indem man sich die Unterwelt unter dem Bilde einer Wiese oder eines endlosen, schönen Gartens vorstellte, liess man in der Erkenntniss einer ewigen

Wechselwirkung zwischen Werden, Sein und Vergehen das neugeborene Geschlecht aus den lichten Gefilden der »Einherier«, der verstorbenen Helden, kommen. Eine Erinnerung an diese Vorstellung finden wir in den Märchen, wo »die Kinder auf Bäumen wachsen«, oder »in Blumenkelchen zur Welt kommen«. In einigen serbischen Gemeinden Ungarns wird der Täufling, ähnlich wie bei den Zigeunern (s. Seite 96), mit seiner Mutter in den Garten des Pfarrers geführt, woher er unter allgemeinem Jubel in die Kirche zur Taufe gebracht wird. Ja, ganze Völker liess man auf Bäumen wachsen. Der römische Schriftsteller Tacitus erwähnt in seiner »Germania« einen heiligen Hain der Semnonen, der eben aus dem Grunde bei den Germanen ein Gegenstand besonderer Ehrfurcht sei, weil er für den Ursprungsort des germanischen Volkes gehalten werde; und ein englischer Chronikenschreiber des 12. Jahrhunderts, Gervasius von Tilburg, bringt in seinem Werke: »Otia imperalia«, das er zur Unterhaltung Friedrichs II. von Hohenstaufen verfasste, den Namen »Germani« mit dem lateinischen Worte »germinari« (keimen, grünen, knospen) in Verbindung. Selbst die scherzweise deutsche Redensart: »In Sichsen - Sachsen, wo Mädchen auf den Bäumen wachsen«, enthält vielleicht eine Andeutung an den uralten Schöpfungsgedanken der indo-germanischen Völker.

Am ausführlichsten schildert uns in dichterischem Gewande die ältere Edda den »Urbaum« als Einheit aller Formen des Seins und ihres Zusammenhanges untereinander, wie auch des Werdens und Vergehens, wobei der Mensch ein keimendes, spriessendes, doch bald welkendes Blatt an der Welt-Esche, Yggdrasil, erscheint. Odhin, der höchste Gott selbst, ist eine Frucht dieses Urbaumes, sagt er doch von sich:

Ich weiss, dass ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte,
Vom Speer verwundet, dem Odhin geweiht,

Mir selber ich selbst,
Am Ast des Baumes, dem man nicht ansehen kann,
Aus welcher Wurzel er spross.

Und diesen germanischen Weltbaum finden wir im zigeunerischen Märchen vom »Allsamenbaum« (s. Seite 145) ebenfalls wieder; und die Dreieinigkeit germanischer Götter, nämlich Odhin, Hönir und Lodur, formte aus einer Esche die ersten Menschen, weshalb auch der erste Mensch Askr (Esche) hiess; in der zigeunerischen Sage war Rukuy (von ruk = Baum) der Name der ersten Gákkiyá (Sippe). Die drei Schicksalsschwestern der germanischen Mythe: Urd, Verdandhi und Skuld, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, benetzen den Weltbaum mit dem Wasser des Lebens (Seins), das einer nahe bei den Wurzeln liegenden Quelle entströmt. In einer zweiten Quelle, die dem Riesen Mimir gehört, liegt die Erinnerung an den Ursprung aller Dinge der Welt, die Quelle der Erkenntniss, die Summe aller Erinnerung. Eine dritte Quelle, die in der Nähe der Weltesche entspringt, heisst Hvelgermir, in deren Wasser das Leben entsteht und wohin auch die Todten zurückkehren. Schicksalsschwestern, Feen (Urmen), die das künftige Schicksal des Menschen bald nach seiner Geburt bestimmen, kennen — wie wir gesehen haben — auch die Zigeuner, und Anklänge an die drei Quellen der germanischen Mythe finden wir in dem zigeunerischen Märchen von den drei Quellen, nämlich der Quelle der Schönheit, des Reichthums und der Klugheit.[1]

Anklänge an diese germanische Schöpfungsmythe und Spuren von Yggdrasil, der germanischen Weltesche, finden wir häufig genug auch in der mittelalterlichen Dichtung; so auch im Sängerkrieg auf der Wartburg:

---

[1] S. meine: »Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner« (Berlin 1886) No. 17.

Ein edel boum gewachsen ist
In einem garten, der ist gemacht mit hoher lust,
Sin wurzel kan der helle grunt erlangen;
Sin tolde rüeret an den tron
Da der sünge got bescheidet vriunde lon.

Sin este breit hant al die werlt bevangen.
Der boum an ganzer zierde stat und ist geloubet schöne;
Dar ufe sitzent vogelin
Süeses sanges wise nach ihre stimme sin;
Nach maniger kunst so haltens ir gedöne.

Spuren dieses Weltbaumes lassen sich auch im römisch-griechischen Schöpfungsmythos nachweisen, der in der Darstellung Virgils (Georgica II. 290) den fernen Wiederhall einer Lehre bildet, die nicht nur unter den Zigeunern, Germanen, Hellenen und den stammverwandten Indern, sondern auch unter den Semiten, den Assyriern und Chaldäern herumging.[1] Dem hellenischen Mythos gemäss ist Phoroneus, der erste Mensch, ein Sohn des Flussgottes Inachos und der Nymphe Melia, deren Name Esche bedeutet, und Hesiod lässt Zeus den dritten Menschenschlag aus Eschen schaffen.

In der Lehre Zoroasters finden wir zwei, im iranischen Paradiese stehende Bäume, den Baum des Lebens und Baum ohne Leiden, welche dem semitischen Bäumen der Erkenntniss und des Lebens entsprechen und deren Vorbild, meiner An-

[1] Die angezogene Stelle in Virgils Georgica lautet:

Altior ac penitus terrae defigitur arbos,
Aesculus in primis, quae quantum vortice ad auras
Aetherias, tantum radice in Tartara tendit.
Ergo non hiemes illam, non flabra, neque imbres
Convellunt; immota manet, multosque nepotes,
Multa virum volvens durando saecula vincit.
Tum fortis late ramos et brachia tendens
Huc illuc, media ipsa ingentem sustinet umbram.

sicht nach, vielleicht in einem einzigen, uralten arischen Weltbaume zu suchen ist. Im Zend-Avesta heisst es von diesen iranischen Bäumen: »(Vendidad XX.) 15. Dann brachte ich, der ich Ahura-Mazda (grosse Gott) bin, die heilenden Bäume hervor; 16. viele Hunderte, viele Tausende, viele Zehntausende; 17. herum um den einen Gaokerena.«[1] Weiter ausgeführt lesen wir diesen Mythos im Bundehesch: »IX. Von diesem selbigen Pflanzensamen geschaffen, wuchs der Baum All-Samen im Meere Vourukasha, von welchem alle Arten Pflanzensamen wachsen. Und bei diesem Baum All-Samen steht der Baum Gaokerena zur Abwehr des missgeschaffenen Alters, und damit durch ihn voller Schutz der Welt werde... XVIII. Ueber die Beschaffenheit des Baumes, welchen man den Baum Gaokerena nennt, heisst es: Am ersten Tage war es, als der Baum, welchen man Gaokerena nennt, im Meere Vourukasha aus der Tiefe des Berges hervorwuchs. Bei der Bewirkung der Auferstehung ist er nothwendig, denn man wird von ihm die Unsterblichkeit bereiten. Angra Mainyn hat gegen ihn als Feind in die Abgründe der Wasser eine Kröte geschaffen, damit diese den Haoma (d. i. unsterblich machender Trunk, der vom Gaokerena tröpfelt) beschädige... Der Baum Viel-Samen ist mitten im Meere Vourukasha gewachsen; auf ihm ist der Same aller Pflanzen. Einige nennen ihn den Gutheilenden; andere den Starkheilenden; andere den Alles-Heilenden.«[2]

Die iranischen Bäume wurzeln im Meere Vourukasha, welches uns an die Quellen, die in der Nähe der germanischen Weltesche, Yggdrasil, entspringen, sowie an das grosse Wasser unserer Zigeunersage, erinnert. Auf assyrischen und alt-babylonischen Rundsäulen finden wir oft einen »heiligen Baum« mit einer sitzenden Gestalt auf beiden Seiten und der Meeresschlange Tiamat abgebildet, die ein uranfänglicher

[1] Avesta, Die heiligen Schriften der Parsen; übersetzt von Fr. Spiegel.
[2] Der Bundehesch, übersetzt von F. Justi.

Geist des Wirrwarrs und der Unordnung, ein grundsätzlich den Göttern widerstehender Geist ist,[1] und welche uns wieder auffallend genug an den Teufel unserer zigeunerischen Schöpfungssage, an Loki der germanischen Sage, den Vater der Midgard-Schlange, die als Meer die Erde umwirbelt, erinnert. In der persischen Sage ist es eine Eidechse, Kröte oder ein Drache, welche Afriman, der Gott des Bösen, aussendet, um den Baum des Lebens zu zerstören. Gleich dem Teufel in der hebräischen Darstellung vom Sündenfall, ver sucht auch Loki, der Schlangenvater, ein Weib, nämlich Idun, die Göttin des Lebens, die im Weltbaum wohnte, — mit Aepfeln und lockt sie in einen Wald. Im Wipfel der germanischen Weltesche, sowie des iranischen Baumes Ohne-Leiden sitzt ein Adler und ein Habicht, welch letzterer als Bote zwischen dem Adlerhorst und dem Gewässer dient. Der Habicht der iranischen Sage erinnert uns an das Eichhörnchen, welches an der germanischen Weltesche auf- und niederrennt, von welcher der Honigthau (Hunangsfall) tropft, der wieder dem unsterblich machenden Trank (Haoma), welcher vom iranischen Baume des Lebens kommt, und dem vom Baume fallenden Fleisch der mitgetheilten Zigeunersage entspricht. Den Adler, sowie den Honigthau, den unsterblich machenden Trank und das vom Baume fallende Fleisch der germanischen, persischen und zigeunerischen Weltschöpfungssage finden wir auch in der altindischen Sage von dem am alterlosen Strome stehenden Baum, der alle Früchte der Welt trägt, in dessen Wipfel wunderbare Vögel sitzen, die das Lob der Unsterblichkeit singen und von dessen Zweigen Soma, Honig, herabtröpfelt.[2] Nicht nur im ältesten, indischen, dem vedischen Schriftthum, das viele Jahrhunderte vor Abfassung der Edda den Indern bekannt war, als auch in einem

---

[1] George Smith, The Chaldean Account of Genesis, p. 87 ff.
[2] Rigveda X. 81, 4. Vgl. Seite

spätesten Werke, den Upanischads, finden wir mannigfache Hinweise auf den Weltbaum, die, wie wir gesehen haben, auch in germanischer, persischer, griechisch-römischer, hebräischer, assyrisch-babylonischer und zigeunerischer — wenn auch stets in mehr oder weniger veränderter Fassung wiederkehren und die alle auf einen gemeinsamen, uralten, arischen Weltbaum hinweisen, über dessen Existenz im Mythos der Ur-Arier wir geradezu nicht im Zweifel sein können, wenn wir bedenken, dass der Goldhort eines Mythos oft in vieltausend Blättern verarbeitet und weit und breit unter die Völker verstreut wird, die anfänglich an einem Daseinsbaume keimten.

Ein anderer Hauptberührungspunkt zwischen den Veden und der Avesta, den Weltentstehungs- und Schöpfungslehren der klassischen Völker, sowie der Inder, Germanen und Zigeuner ist das »Wasser des Lebens«, das »grosse Wasser« der mitgetheilten zigeunerischen Sage. Das »Wasser des Lebens« spielt in der germanischen Sage eine grosse Rolle, und die Quellenanbetung war unter den germanischen Stämmen allverbreitet. Die Annahme von einem Urmeere reicht wohl gleich dem Urbaume ins graue arische Alterthum zurück.

Im altpersischen Schöpfungsmythos stellt der Urstier Abudad, der als Inbegriff alles Lebens aus dem Urmeere emportaucht, sinnbildlich die Erde dar. Nun finden wir auch einen Stier in der zigeunerischen Schöpfungssage vor, der eben auf ein hohes Alter derselben hinweist. In deutschen Märchen und Sagen werden auch häufig genug Stiere erwähnt, die irgend einem See oder Fluss entsteigen. Abgesehen von griechischen Dichtern und Philosophen mit ihren vielfach ausgebildeten Schöpfungslehren, die den Ursprung aller irdischen Wesen im Wasser suchen, die Fluth als die ursprüngliche Mutter aller Dinge hinstellen, finden wir diese Ansicht nicht nur in späteren altindischen Werken, im Khandogya Upanischad und in den Aussprüchen des indischen Philosophen Kapila

vertreten, sondern schon in einem der ältesten Werke altindischer Weisheit, im Rig-Veda (X. 129): »1. Da war weder Sein, noch Nicht-Sein; keine Lebensluft, noch auch ein Himmel darüber. Was deckte alles? Was war die Hülle aller Dinge? War es des Wassers tiefer Abgrund? 2. Tod war da nicht, noch auch Unsterblichkeit. Da war keine Unterscheidung von Tag und Nacht. Nur etwas athmete, sonder Athem, in sich gekehrt. Darüber hinaus war nichts vorhanden. 3. Finsterniss herrschte; in tiefe Finsterniss gehüllt war das All — ein lichtloses Meer. Da entsprang aus dem in Leere gehüllten Nichts die Wärme. Es regte sich ein Trieb, des Geistes erster Keim. Ihn haben die Weisen, in ihren Herzen forschend, als das Band erkannt zwischen Nicht-Sein und Sein.«

Anfänglich erstreckte sich nach altindischer Lehre die Schöpfung Brahmas nur auf die intelligible Welt (pratyasarga oder bhavasarga), gleichsam die geistige Verstandeswelt, wie der *Κόσμος νόητος* der Alten, bis diese durch Verschlechterung herabsank und die materielle Welt (bhautikasarga) oder die korporelle Sinnenwelt, der *Κόσμος αἴσθητος*, nöthig wurde, um die Geister zu fesseln. Diese letztere reicht nur bis zum Monde, und einzig das Sublunarische ist der Veränderlichkeit und dem steten Wechsel ausgesetzt, während darüber hinaus ewige Ruhe und Seligkeit herrscht. Es zerfällt diese wandelbare Sinnenwelt in drei Regionen oder drei Welten (Trailokya), nach den drei Dimensionen des Raumes: unten, mitten und oben. Diese geistige Verstandeswelt wird in der Schöpfungssage der Zigeuner durch Gott und Teufel repräsentirt, und auch nach dem Glauben der Zigeuner erstreckt sich diese wandelbare Welt nur bis zum Monde; darüber hinaus ist nichts. Ursprünglich war Himmel und Erde eins, eine zusammenhängende Masse und, wie die Sage erzählt, ein Ehepaar, das Kinder hatte, dann sich aber entzweiend, voneinander sich trennte, ehe noch die Menschen auf Erden waren. Diese Sage ist von manchem Standpunkt aus von

Wichtigkeit und ich theile sie deshalb hier vollinhaltlich mit; sie lautet:

Die Trennung des Himmels von der Erde.

Als noch die Menschen nicht auf der Welt waren, da lebte der Himmel und die Erde als ein Ehepaar in Glück und Frieden miteinander und erzeugten fünf Söhne und zwar den Sonnenkönig, den Mondkönig, den Feuerkönig, den Windkönig und den Nebelkönig. Himmel und Erde sollten sich aber nicht lange ihrer Söhne freuen, denn als diese heranwuchsen, lebten sie in stetem Unfrieden miteinander. Erde und Himmel hafteten fest aneinander und bildeten zwischen sich einen hohlen Raum, in welchen sie ihre Söhne einschlossen. Da zankten sich wieder einmal die fünf Könige und beschlossen, ihre Eltern zu trennen, damit jeder von ihnen hinaus in die Welt ziehen und sich irgendwo ein eigenes Heim gründen könne. Zuerst stürmte der Mondkönig auf seine Mutter, die Erde, los und suchte sie vom Himmel zu zu trennen; aber seine Kraft war viel zu schwach, dies ausführen zu können. Da zog der Nebelkönig gegen seinen Vater, den Himmel, heran und suchte ihn von der Erde zu trennen. Aber vergeblich! es gelang ihm nicht. Darauf rückte der Feuerkönig gegen seinen Vater, den Himmel, heran; aber auch er konnte ihn nicht von der Erde trennen. Nun kam der Sonnenkönig gegen seine Mutter, die Erde, herangestürmt, und da begannen seine Eltern zu wanken, aber er hatte noch immer nicht genug Kraft, sie voneinander ganz zu trennen. Da rannte der Windkönig mit aller Kraft auf seine Mutter los und trennte Himmel und Erde voneinander. Nun begannen sich die fünf Söhne darüber zu streiten, wer von ihnen bei ihrer Mutter, der Erde, bleiben und wer ihrem Vater, dem Himmel, nachfolgen solle? Da sprach die Mutter Erde zu ihren fünf Söhnen: »Du Sonnenkönig Mondkönig und Windkönig, ihr seid gegen eure Mutter losgerannt, also weichet von mir! Du aber, Nebelkönig

und Feuerkönig, habt mir kein Leid angethan, also bleibet bei mir!« Seit dieser Zeit sind Himmel und Erde voneinander getrennt, und ihre fünf Söhne leben in ewiger Feindschaft miteinander.

Bei Beleuchtung der mythologischen Elemente im Volksglauben der Zigeuner ist es also sehr leicht zu erweisen, dass sie samt und sonders das Göttliche nur in den ihnen unverständlichen Vorgängen in der Natur, in dem Gewölk des Himmels, im Rauschen des Wassers, im Schweben des Nebels, in der Tiefe der Wälder, in dem verborgenen Schoss der Erde, kurz in allem, was die äussere Natur Grosses, Mächtiges, Ausserordentliches aufzuweisen hat, suchen. Ja selbst Ideen, die man mit Recht religiöse Ideen nennen kann, die zu den abstraktesten gehören, welche die menschliche Sprache gebildet, Ideen wie Gesetz, Tugend, Unendlichkeit, Unsterblichkeit nahmen ja von sinnlichen Eindrücken ihren Ausgang.

Als höchste Gottheit, wenn man so reden darf, gilt bei den Zigeunern, abgesehen vom »grossen Gott«, so wie allenthalben, wo bereits das Schamanenthum vorherrscht, die Sonne, deren Dienst in Indien niemals aufgehört hat; denn noch gegenwärtig empfängt sie, wie im Alterthum, bei dem Aufgange das Homaopfer, und eine Sekte, die der Sauras, verehrt einzig dieses Gestirn.[1] Sieht ein Zigeuner die Sonne aufgehen, so speit er aus, um sich vor ihrem Zorn zu schützen, ihr ein Opfer gleichsam zu bringen; denn ihrem Volksglauben gemäss, ärgert sich der Sonnenkönig, wenn man ihn bei seinem ersten Austritte aus seinem goldenen Hause erblickt. Als kleines Kind verlässt er tagtäglich in der Frühe seine Wohnung, wohin er abends als müder Greis heimkehrt und im Schosse seiner Mutter schlafend bis zum nächsten Morgen wieder ein Kind wird. Die anderen Gottheiten, »Könige«, sind zwar dem »Sonnenkönig« untergeordnet, liegen aber

[1] Bohlen, P., Das alte Indien (I. 139).

mit ihm und miteinander in fortwährendem Hader und Kampf. Den Menschen am günstigsten gesinnt ist der Nebelkönig, der auch indirekt als Stammvater der blonden Menschen eine Rolle im Volksglauben der Zigeuner spielt. Sinnig erzählt folgendermaassen die Zigeunersage die Erschaffung der blonden Menschen also:

Einst hatte sich der Stamm der Kukuya zur Herbstzeit am Rande eines hohen Gebirges gelagert, um dort den Winter zuzubringen. Die schönen Tage des Herbstes brachten sie mit Tanzen und Singen zu, lebten in Freude und Zufriedenheit ihre Tage. An einem Abend sangen und tanzten sie wieder vor ihren Zelten, da wurden sie aber plötzlich von einem gewaltigen Hagel und Schnee überrascht. Plötzlich stand zu aller Staunen eine junge Frau von ungemeiner Schönheit vor den Zelten. Ihre Haut war weiss, wie der Schnee, ihr Haar glänzte wie das Gold in der Sonne; ihre Augen waren blau, wie der Himmel im Frühling. Die Leute standen stumm vor Schrecken und blickten auf die wunderschöne Fremde, die flüsternd, kaum hörbar diese Worte sprach: »Ich bin die Frau des Nebelkönigs, die Herrin des Schnees. Ich wohne fern von hier, im Lande, wo ewiger Schnee ist. Dort hörte ich erzählen, dass die Leute hier auf Erden die Liebe besässen, die sie glücklich und zugleich unglücklich macht. Ich weiss nicht, was Glück ist; ich weiss nicht, was Schmerz ist; ich weiss nicht, was Liebe ist. Ich möchte nun gern das Feuer der Liebe empfinden, obwohl ich von Kälte und Eis durchdrungen bin und mein Herz erstarrt ist. Wer von euch will mich die Liebe lehren?« Da sprang der schönste Jüngling des Stammes vor die wunderschöne Frau und sprach also: »Ich will dich lieben und dann wirst du mich auch lieben!« Er umarmte die schöne Fremde, die er aber gar schnell fahren liess, denn sie war so kalt wie der Schnee; er küsste ihren Mund, aber der war wie das Eis so kalt. Trotzdem führte er sie in sein Zelt und wurde mit der schönen Frau am nächsten Tage

vermählt. Als sie nach der Hochzeitsfeierlichkeit sich ins Zelt zurückzogen und erst am nächsten Tage wieder zum Vorschein kamen, da war die schöne Frau ganz verändert. Ihr Gesicht war nicht mehr so weiss wie Schnee, sondern war mit Röthe überzogen; ihr Haar glänzte nicht mehr wie Gold, sondern war dem gelben Flachse gleich; trotzdem war sie eine wunderschöne Frau, ja sie war noch schöner geworden, denn sie begann Liebe zu empfinden.

Ein Jahr verstrich, und die schöne Frau gebar einen Sohn, der ganz seiner Mutter glich. Mit der Zeit wuchs ihre Liebe; sie wurde inniger und stärker, so dass sie nicht einen Augenblick von der Seite ihres Gatten wich. Zwanzig Jahre verstrichen in Glück und Freude; zwanzig Kinder gebar die Frau, die alle ihrer Mutter glichen. Da starb ihr Mann und unter Klagen und Jammern wurde er begraben. Viele Männer warben nun um die Witwe, die noch immer so schön war, wie im ersten Jahre ihrer Ehe, — aber sie wich den Männern aus, und eines Abends, als Alle vor den Zelten sassen, sprach sie zu den Leuten also: »Mein Mann, der Nebelkönig, fordert mich jetzt zurück. Als ich zu euch kam, musste ich ihm versprechen heimzukehren, sobald der Mann meiner Liebe gestorben sei. Nun kehre ich heim, um meinen Herrn die Liebe zu lehren; ihr aber pflegt und beschützt meine Kinder und liebt sie, so wie ich euch geliebt habe!« Da schwebte ein dichter Nebel heran, der sich auf die schöne Frau niederliess, und die Leute sahen noch lange, wie sie mit dem Nebel weit über das Gebirge schwebte und dort in der Ferne verschwand. Ihre Kinder heiratheten auch mit der Zeit, und aus diesen Ehen stammen die blonden Menschen her . . .

Auch hier spielt eben das Wasser (Nebel, Schnee) die Schöpfungsrolle, wie denn überhaupt das Wasser, bevölkert von den Nivaschi (siehe Seite 181), als Quelle des Seins, des Lebens auch von den Zigeunern betrachtet wird. Für den Blick eines gebildeten Menschen bietet das Leben primitiver Völker in mancher Hinsicht eben eine grosse Ueberein-

stimmung mit dem Leben des Kindes dar, und man pflegt deshalb auch diesen natürlichen Zustand der Nationen ein Kindheitsalter zu nennen.[1] Stellen wir uns aber auf den Standpunkt der wilden Völker selbst, so dürfte es schwer werden, unter ihnen auch nur ein einziges aufzufinden, welches seine Kindheit und seine ganze Jugendzeit nicht schon als verschwunden ansähe. Wie der reife und erfahrene Mann manchmal mit wehmuthsvollen Gefühlen auf die entschwundenen Tage, wo in seinem Herzen nur Freude und Heiterkeit, Friede und Liebe wohnte und ihm das Leben so leicht und lieblich war, zurückblickt, so hört man auch die Zigeuner von einer entschwundenen, goldenen Zeit sprechen, welche sie mit den schönsten Farben zu schildern pflegen. Aber nicht lange dauerte diese glückliche Zeit, wo die Menschen die Gunst und den Schutz des »grossen Gottes« genossen, wo allgemeiner Reichthum und Wohlstand unter dem Volke herrschte und man Krankheiten und Leiden nicht kannte; sie ging bald zu Ende diese schöne Zeit, und es kam eine Art Sintfluth über die Welt, die eine zigeunerische Sage genau also erzählt:

Es gab eine Zeit, wo die Menschen ewig lebten. Kein Kummer, kein Leid, keine Kälte, keine Krankheit quälte die Menschen. Die Erde brachte die schönsten Früchte hervor, auf vielen Bäumen wuchs Fleisch und in vielen Flüssen floss Wein und Milch. Menschen und Thiere lebten glücklich miteinander und waren ohne Furcht vor dem Tode. Da geschah es einmal, dass ein alter Mann ins Land kam und bei einem Manne Nachtquartier begehrte. Er schlief in der Hütte und wurde von der Frau des Mannes gut bewirthet. Als am nächsten Tage der Mann weiter zog, gab er dem Wirth in einem kleinen Gefässe einen kleinen Fisch und sagte: »Bewahret diesen Fisch und verzehret ihn nicht! Wenn ich nach neun Tagen zurückkehre und ihr den Fisch zurückgebt, so will ich euch belohnen!« Drauf ging er von

[1] S. Castren, Vorlesungen über die finnische Mythologie S. 239.

dannen. Die Frau des Hauses besah sich das Fischlein und sprach also zu ihrem Gatten: »Lieber Mann! wie wäre es, wenn wir den Fisch braten würden?« Der Mann sprach: »Ich habe dem Alten versprochen, ihm das Fischlein zurück zu geben! Du musst mir auch schwören, das Fischlein zu schonen und es zu bewahren, bis der Alte zurückgekehrt!« Die Frau schwor und sagte: »Ich werde das Fischlein nicht tödten, ich werde es bewachen, so Gott mir helfen soll!« Zwei Tage vergingen, da dachte die Frau: Wie mag dies Fischlein wohl schmecken? Es muss einen herrlichen Geschmack haben, da es der Alte so hoch schätzt und es nicht braten lässt, sondern mit sich in der Welt herumschleppt! — Sie dachte so lange hin und her, bis sie endlich das Fischlein aus dem Gefässe herausnahm und auf die Kohlen warf; doch kaum hatte sie dies gethan, da fuhr der erste Blitz auf die Erde und erschlug die Frau. Es begann darauf zu regnen, die Flüsse stiegen aus ihrem Bette und überschwemmten das Land. Am neunten Tage erschien der alte Mann bei seinen Wirth und sagte: »Du hast deinen Schwur gehalten und das Fischlein nicht getödtet. Nimm dir ein Weib, versammle deine Verwandten und baue dir einen Kahn, in dem ihr euch retten sollt. Alle Menschen und alle Wesen sollen jetzt im Wasser untergehen, und ihr sollt am Leben bleiben. Nimm dir auch Thiere und Samen von den Bäumen und Kräutern mit, damit ihr dann später wieder die Erde bevölkern könnt!« Darauf verschwand der Alte; der Mann that also, wie ihm befohlen war. — Ein Jahr lang regnete es und man sah nichts als Wasser und Himmel. Nach einem Jahre floss das Wasser ab, und der Mann stieg mit seinem zweiten Weibe und seinen Verwandten nebst den Thieren ans Land. Sie mussten nun arbeiten, bauen und säen, um leben zu können. Mühe und Qual war von nun an ihr Leben; dazu kam auch noch Krankheit und Tod, so dass sie sich nur langsam vermehrten und viele, viele tausend Jahre sind seitdem verflossen, bis die Leute wieder so

zahlreich waren, wie sie einst gewesen und auch noch gegenwärtig sind . . .

Hier haben wir eine Art biblischen Sündenfalls und eine uralte Darstellung der Sintfluth zugleich, wie uns dieselbe auch in altindischer Ueberlieferung aufbewahrt ist. Der altindischen Tradition gemäss erhält der fromme Manus von Brahman selbst, der ihm in der Gestalt eines kleinen Fisches erscheint, von einem Flüsschen in den Ganges und sodann, weil der Fluss immerfort anwächst, in das Weltmeer getragen, den Befehl: ein Schiff zu bauen und dasselbe mit sieben heiligen Männern und Samen aller Art (vijâni sarvâni), worin die Thierwelt mit begriffen, zu besteigen. Die Fluth tritt ein und das Schiff, von der Gottheit selbst geleitet und beschützt, landet auf einem Gipfel des Himavan, der daher bis auf den heutigen Tag (adyâpi) den Namen Naubandhanam, Schiffbindung trägt, worauf Manus Stammvater der Menschen wird. Man sieht es dieser Tradition an, dass sie hier mehr als anderwärts auf heimischem Boden erwuchs;[1] und die Sprache selbst hat, wie schon Bopp[2] bemerkt, dadurch dem Mythos das Siegel aufgedrückt, dass sie in ihren ältesten Denkmälern für Mensch das Wort Mamya, Manusgeborener gebraucht; jener Stammvater aber leitet seinen Namen von mân, denken, her.

Dass die mitgetheilte Sintfluthsage der siebenbürgischen Zeltzigeuner aus dieser altindischen Tradition entsprungen ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber wie viele Jahrhunderte müssen darüber hinweggeschritten sein, bis sie die Wandlung am indischen Mythos so vollzogen, wie uns derselbe eben in seiner zigeunerischen Fassung vorliegt? Freilich müssen wir dabei auch nicht vergessen, — um ein Bild zu gebrauchen —, dass die Abendsonne wohl denselben Schimmer hat wie die Morgensonne, aber zwischen beiden liegt eine Welt, eine

---

[1] Bohlen, Das alte Indien S. 219.

[2] Bopp, Diluvium (Berlin 1829).

Reise über den ganzen Himmel, eine Pilgerfahrt durch die ganze Erde, und wie das religiöse Gefühl des Kindes ein anderes ist als das des Mannes und dieses wieder ein anderes als das des Greises, so ist doch auch in ein und demselben Mythos ein Unterschied bei allen Kulturstufen eines Volkes bemerkbar. Wenn wir nämlich den historischen Verlauf der animistischen Denkweise von Stufe zu Stufe verfolgen, so werden die ungeheuren Veränderungen, wie die ebensogrosse Beständigkeit derselben, gleich lehrreich für unsere Betrachtung sein. Der Animismus der Naturvölker überhaupt scheint sowohl durch das, was er hat, wie durch das, was ihm fehlt, das älteste System darzustellen, mit welchem vor langen Zeiten die Erziehung des Menschengeschlechtes begann. Besonders hervorgehoben muss dabei werden, dass verschiedene Glaubenslehren und Gebräuche, welche im niederen Animismus auf so festem Grund und Boden stehen, als ob sie dort erwachsen wären, im höheren Animismus mehr den Ungebildeten als den Philosophen angehören, dass sie mehr Ueberreste aus der Vergangenheit als Produkte ihres Zeitalters sind, kurz, dass sie aus einer vollen lebenskräftigen Existenz zu blossen Ueberbleibseln herabgesunken sind. Daher könnte man auch gar leicht die zigeunerische Sintfluthsage als eine der ältesten Ur-Sage näherstehende bezeichnen, aus der dann auch ihre philosophische Form in dem altindischen Mythos sich entwickelt hat. Denn alle religiösen Philosopheme liessen sich schliesslich auf sehr primitive Keime zurückführen, und je näher sie zu ihrer volksthümlichen Quelle stehen, desto frischer ist auch ihr Erdgeruch.

Der primitive Mensch ist eben arm an Verstand, aber desto reicher an Phantasie, und geräth am allerwenigsten in Verlegenheit, wenn es gilt, Wesen von übersinnlicher Natur zu schaffen. Wir haben bereits oben gesehen, wie die Zigeuner die Naturkräfte als solche übersinnliche, mit Leben und Seele begabte Wesen ansehen. Was ist dann wohl natürlicher, als dass sie sich in ihrem Glauben und Aberglauben

voll Furcht und Bangen mit ihren Bitten an diese phantastischen Schreckgebilde wenden, und der »grosse Gott« bei ihnen ganz und gar in den Hintergrund tritt, ja, er sogar als eines der schrecklichsten, übersinnlichen Wesen dargestellt wird. Kein Gebrauch, kein Symbol, kein Kultus weist bei den Zigeunern auf die Erkenntniss oder auch nur auf die halbwegs richtige Auffassung der Existenz eines allmächtigen Gottes, des Schöpfers aller Dinge hin. Und diesen, ihm durch Umgebung und Verhältnisse aufoctroyirten »grossen Gott« fürchtet der Zigeuner mehr, als er ihn liebt; gerade so, wie ihn der Sonnenkönig oder Nebelkönig oder welcher immer seiner anderen übersinnlichen Wesen mit Grauen erfüllt. »Und wir christlichen Bekenner des Namens Gottes haben durch unsere noch jetzt andauernde Verfolgung der Zigeuner die Erkenntniss eines liebevollen, alle Menschen behütenden, göttlichen Wesens ihnen unzugänglich gemacht. Kein Befehl schafft den Glauben, keine Taufe und sonstiges Symbol erhält und befestigt ihn, sondern allein die Uebung des Guten, Wahren und Rechten in Wort und That, die als Vorbild leuchtet und wirkt und Nacheiferung erweckt. Dass Gott auch Wohlthaten spende, davon verkündet der Zigeuner nichts.« Ihm ist es ganz gleichgültig, ob Gott den Regen spende, oder ob ihn der Wolkenkönig sende, ihm ist er unangenehm, woher er immer komme. Trifft ihn aber ein Unglück, misslingt ihm ein Plan, dann ist daran nur der »grosse Gott« schuld, der mit nicht wiederzugebenden Lästerungen und Schmähungen überschüttet wird.

Trotzdem haben die siebenbürgischen Zeltzigeuner den Glauben, dass es Geister giebt, welche ausschliesslich auf lebende Menschen und Thiere einwirken, bei denen sie eine höhere Kraft erwecken, ihnen alle Arten von Kenntnissen verleihen, ihnen selbst das Verborgenste kundgeben, kurz, deren innerer Blick das durchschauen lässt, was für den äusseren undurchdringlich ist. Freilich sind auch diese Geister ihrem eigentlichen Wesen nach nichts anderes, als die in der

Tiefe der eigenen intelligenten Natur des Menschen herrschenden personifizirten Kräfte, indem eben der Naturmensch auf den Gedanken verfällt, dass diese Kräfte nicht ihm, sondern höheren Geistern gehören. Dass die Natur mit guten und bösen Wesen erfüllt ist, dass die Seelen der abgeschiedenen Menschen nach dem Tode fortleben, dass auch die Lebenden ihre eigenen Schutzgeister haben, alles dies finden wir im Volksglauben der Zigeuner wieder. Solche Geister, denen sie die Macht und Kraft zutrauen, den Menschen sowohl Gutes als Böses zuzufügen, sind 1. Naturgeister, wie Nivaschi, Phuvusch, Keschalyi, Urme, Zignomanusch (Erdmännchen), Maschurdalo; 2. Geister lebender Menschen, wie Locholitscho, Hundemenschen,[1] die wir alle schon früher in ihrem Wesen dargestellt haben; 3. Geister der Verstorbenen; 4. Krankheitsdämonen. Die Zigeuner Siebenbürgens betrachten nämlich auch manche Krankheiten als lebende Geister von einer bösen Natur. Einige von ihnen haben Thiergestalt, und zu diesen gehört der Chagrin (s. Seite 72), der Fingerwurm und Zahnwurm; andere dagegen werden als menschliche Wesen geschildert, und dies gilt ausdrücklich von den neun Töchtern, die aus der Ehe des Locholitscho-Königs mit der obersten Keschalyi, der Ana (s. Seite 114), stammen und neun verschiedene Krankheiten darstellen. Die meisten dieser Krankheitsdämonen werden nicht unter einer bestimmten Form oder Gestalt vorgestellt, sie haben aber dennoch ein materielles Dasein im Volksglauben, demgemäss eben alle Krankheiten dadurch entstehen, dass diese bösen Dämone, die unter dem Kollektiv-Namen die »Schlechten« zusammengefasst werden, in den Leib des Menschen fahren und seine Gedärme verwickeln oder sich in einem Körpertheil festsetzen, zu deren Vertreibung eben die zahlreichen Zauber- und Besprechungs-

[1] Locholitsche sind dämonische Wesen von menschlicher Gestalt und ausserordentlicher Stärke. Die Hundemenschen haben einen Hundekopf und Hundefüsse.

formeln dienen, von denen ich noch einige hier mittheilen will, ehe wir zum Schluss eines Zigeunerlebens, zum Tod und den damit verknüpften Gebräuchen, übergehen.

Bei der unregelmässigen Lebensweise der Zigeuner ist es kein Wunder, dass sie besonders dem Fieber ausgesetzt sind, und zwar unterscheiden die »guten Frauen« (s. Seite 229) ein »kaltes« (shilále) und ein »heisses« (táte shilályi) Fieber.

Ein auch bei anderen Völkern bekanntes Heilmittel gegen das Fieber ist das folgende: Drei Froschlungen und drei Froschlebern werden gepulvert und in Schnaps getrunken, wobei der Kranke spricht: »Frösche in meinem Bauch, verschlingt alles Schlechte! Frösche in meinem Bauch, zeigt dem Schlechten den Weg, wo er hinausgehen kann!« (Çuckerdyá pál m're per, çáven sáve miseçe! Çuckerdyá pál m're per, den miseçeske drom, odoy prejiál!) Die Anwendung der Froschbestandtheile weist eben auch auf die Abstammung der neun Hauptdämonen von der obersten Keschalyi, der Ana, die, wie wir schon oben erwähnt haben (s. Seite 114), gerade die Frösche mit besonderer Vorliebe verfolgt.

Ein anderes Heilmittel gegen das Fieber ist: Man geht zu einem Fluss und wirft neunerlei Holz rückwärts ins fliessende Wasser, wobei man folgenden Spruch hersagt:

Shilályi prejiá,	Fieber, Fieber weich' von mir,
Páñori me tut' dáv!	Wasser, Wasser geb' ich dir!
Náñi me tut kámáv;	Dir kein Freund ich bin;
Andákode prejiá,	Gehe darum hin,
Odoy tut cuciden,	Wo man dich gesäugt hat,
Odoy tut ferinen,	Wo man dich gepflegt hat,
Odoy tut may kámen!	Wo man dich geliebt hat!
Máshurdálo sástyár!	Maschurdalo helfe mir!

Beim Fieber wird auch folgendes Heilmittel angewendet: Man geht zeitig in der Frühe in den Wald und sucht sich ein Bäumchen aus. Sobald der erste Sonnenstrahl auf das Bäumchen fällt, so schüttelt man dasselbe so stark, als nur immer möglich und spricht die Worte: »Fieber, Fieber fahr'

hinein, dies soll deine Wohnung sein; hier sollst du wohnen!« (Shilályi, shilályi prejiá, káthe tu beshá; káthe tu beshá!) Dann fährt das Fieber in den Baum. Bei den südungarischen Zeltzigeunern, bei denen das Einpflöcken von Krankheiten in Bäume sehr im Gebrauche ist, wird der Baum vom Fieberkranken angebohrt, worauf er mit den oben angeführten Worten dreimal in das Loch speit und dasselbe dann mit einem Pflocke zustopft.

Ein bekanntes Mittel gegen das Fieber ist auch das folgende: Man geht am Morgen, vor Aufgang der Sonne, an das Ufer eines Flusses, gräbt mit einem noch zu nichts gebrauchten, also neuen Messer ein Loch in die Erde, in welches man hineinspeit, dann das Loch mit den Worten wieder zumacht: »Fieber bleib' hier, komm' nicht zu mir! vertrockne zu Staub! Komm' dann zu mir, wenn kein Wasser im Flusse mehr ist!« (Shilályi ác káthe, ná ává kiyá mánge! Sutyárá ándre cik! Ává kiyá mánge, káná káthe ná hin páñi!) Oder man nimmt einen Kreuzer, ein Ei und eine Handvoll Salz, geht damit vor Sonnenaufgang auf einen Kreuzweg, wirft diese Dinge, ohne rückwärts zu schauen, hinter sich und sagt: »Wenn diese Dinge zu mir kommen, komm' auch du, Fieber, zu mir zurück!« (Káná ádálá kiyá mánge áven, ává tu kiyá mánge, shilályi!) Die nächstfolgenden drei Tage hindurch muss sich der Kranke hüten, Geld, Eier oder Salz zu berühren.[1]

Noch ein Mittel gegen das Fieber will ich hier mittheilen: Man trinkt aus einem neuen Napfe Wasser aus drei Quellen, Bächen oder Flüssen, wirft nach jedem Trunk eine Handvoll Salz in das fliessende Wasser, in welches man hineinspeit und beim ersten Wasser spricht: »Hier ist dein Kopf« (Káthe hin t'ro shero); beim zweiten Wasser spricht man: »Hier ist dein Bauch« (Káthe hin t'ro per), und beim dritten Wasser endlich sagt man: »Und hier sind deine Füsse;

[1] Aehnlich bei Haltrich-Wolff a. a. O. S. 272, No. 11.

gehe jetzt ins Wasser« (Te káthe hin t're punrá; já átunci ándre páñi); doch darf man beim Gehen von einem fliessenden Wasser zum andern nicht rückwärts schauen, noch darf man seinen Mund öffnen, ausgenommen zum Hersagen der Formeln, denn sonst könnte man den Fieber-Dämon erblicken, der wieder in den Leib des Kranken schlüpfen würde.

Auch zahlreiche wunderthätige Salben für Fieber und auch andere Krankheiten besitzen die »guten Frauen« unserer Zigeuner, die sie den Dorfbewohnern häufig genug um recht hohen Preis verkaufen. Solche Salben bereiten sie — ihrer Aussage gemäss — aus Hunde-, Bären-, Wolfs-, Frosch-, Gelsenfett u. dgl.

Eiternde Beulen, an welchen der Mensch infolge eines von Geistern erhaltenen Schlages erkrankt, werden von den »guten Frauen« also geheilt: Der Kranke wird in ein abgesondertes Zelt gebracht und erhält von der »guten Frau« verschiedene Geheimtränke. Wenn er diese getrunken hat, entfernen sich alle Anwesenden aus dem Zelt und der Kranke bleibt mit der »guten Frau« allein zurück, die einen Kreis auf den Boden macht und den Kranken sich innerhalb desselben niederzusetzen heisst. Dann schmiert sie die Beulen mit Salben, deren Zubereitung sie allein kennt, ein und spricht: »Geh' hinweg, geh' hinweg, geh' zum Schlechten, bleib' dort stecken, dreissig Schlangen sollen dich verschlingen, dreissig Hunde dich zerreissen, dreissig Hühner dich verscharren!« (Prejiá, prejiá, prejiá kiyá miseçeske, ác odoy; triándá sápá the çaven tut, triándá jiuklá tut cingeren, triándá kaçná tut cunáven!)

Hierauf schlachtet sie eine schwarze Henne und legt sie aufgeschlitzt auf die Beulen des Kranken. Nun muss der Kranke aus drei Quellen oder Bächen Wasser trinken und neunerlei Holz ins Feuer werfen. Diese Prozedur macht er täglich einmal so lange mit, bis die Beulen verschwinden. Freilich ist diese Kur sehr kostspielig, und die »gute Frau« muss die schwarze Henne gar oft bleiben lassen und durch andere Heilmittel ersetzen.

Gegen Kopfweh ist ein unter den siebenbürgischen Zigeunern weitverbreitetes Heilverfahren das folgende: Der mit Kopfweh Behaftete lässt seinen wehen Körpertheil von einer andern Person reiben, drücken und mit Essig oder Wasser befeuchten, wobei er folgenden Spruch hermurmelt:

Oh duk ándro m'ro shero,	Schmerz, du Schmerz in meinem Kopf!
Te o dád miseçeskro	Mit dem Vater alles Schlechten
Adá dikhel ákáná.	Sollst du Schmerz, verfluchter, rechten.
Mán tu may dostá márdyás,	Zieh' jetzt weiter, sei so klug,
Miro shero tu márdyás!	Mich gequält hast du genug!
Te ná ác tu ándre me,	Hier hast du nicht Sitz, noch Bleiben,
Já tu, já tu, já kere.	Will dich aus dem Kopf vertreiben!
Kay tu miseç cucides,	Wo man dich gesäugt, dahin
Odoy, odoy sikoves!	Sollst zurück du Böser zieh'n!
Ko jál pro m'ro ushályin,	Wer betritt den Schatten mein,
Adáleske e duk hin!	Fahr' in dessen Kopf hinein!

Gegen Augenweh wenden die transsilvanischen Zeltzigeuner Waschungen mit Quellwasser an, welchem Safran beigemischt worden ist. Während der Waschung wird der Spruch gemurmelt:

Oh dukh ándrál yákhá,	Schmerz aus den Augen,
Já ándre páñi;	Geh' in das Wasser;
Já ándrál páñi	Geh' aus dem Wasser
Andre sáfránc;	In den Safran;
Já ándrál sáfránc,	Geh' aus dem Safran
Andre pçuv;	In die Erde;
Já ándrál pçuv	Geh' aus der Erde
Kiyá Pçuvusheske, —	Zum Phuvusch, —
Odoy hin cerçá,	Dort ist dein Haus,
Odoy já te çá!	Dort ruft man dich zum Schmaus!

Gegen die Rose wird folgendes Mittel angewendet: Das Blut eines Gimpels (Dompfaff) wird in einem neuen Gefäss mit der abgeschabten Rinde des Hollunderstrauches vermischt

und dann auf ein Tuch gelegt, mit welchem man den leidenden Theil die Nacht über zubindet. Beim Anlegen dieses Verbandes sagt der Leidende:

Duy yákhá hin mánge,	Zwei Augen hab' ich,
Duy punrá hin mánge:	Zwei Füsse hab' ich;
Duk ándrál yákhá	Schmerz meiner Augen
Já ándre punrá;	Steig' in die Füsse;
Já ándrál punrá,	Steig' aus den Füssen
Já ándre pçuv;	Hinab in die Erde;
Já ándrál pçuv	Steig' aus der Erde
Andro meriben!	In den Tod!

Am nächsten Morgen wird der Verband in das nächste Flusswasser geworfen.

Gegen Zahnweh gebrauchen die transsilvanischen Zeltzigeuner folgendes Mittel: Der Leidende wickelt einen Gerstenstrohhalm um einen Stein, welchen er dann in ein fliessendes Wasser wirft, wobei er den Spruch hersagt:

Oh duk ándre m're dándá,	Schmerz, o Schmerz in meinem Zahn!
Tu ná báres cingerá!	Stürme nicht so stark heran!
Ná ává kiyá mánge,	Geh' von mir, o geh' hinaus,
Mire muy ná hin kere!	Ist mein Mund doch nicht dein Haus!
Tut ñikáná me kámáv,	Komm' zu mir nicht auf Besuch,
Ac tu mánge pál pácá;	Stets ich dich ja nur verfluch';
Káná e pçus yárpákri	Kommt dies Stroh jetzt in den Bach,
Avel tele páñori!	Folge du ihm friedlich nach!

Wie wir sehen, so ist es auch in Krankheitsfällen nicht die Religion oder gar die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, die den elendmüden Zeltzigeuner schon hienieden voll und ganz trösten könnte, obwohl die transsilvanischen Zigeuner mit wenigen Ausnahmen der griechisch-orientalischen Kirche angehören, welche eben in Siebenbürgen einen grossen Einfluss auf die Gemüther ausübt. Selbst die rohesten Naturvölker empfinden eben, dass dieser Welt anzugehören, deren Ordnung sich in der unwandelbaren Bewegung der Sterne, oder in der unwandelbaren Zahl der Blätter und Staubfäden

des kleinsten Vergissmeinnicht offenbart, wenigstens etwas ist, wobei man sich beruhigen, etwas, worauf man vertrauen, woran man glauben kann; aber beim Zigeuner ist dies nicht der Fall. Alle seine übersinnlichen Wesen, mit denen er das Weltall bevölkert, haben mehr oder weniger eine dämonische Natur, die den Menschen mehr verfolgt und quält, als ihm beisteht. Elend diesseits und jenseits der Scheidelinie zwischen Sein und Nichtsein! Hierin gipfelt das ganze religiöse Leben des Zigeuners. Kein Wunder also, dass ihn auch der Tod, dies »Fragezeichen gross und schwer«, nur mit Schrecken und Grauen erfüllt, worauf eben auch alle interessanten Gebräuche hinweisen, welche das Zigeunervolk bei der Bestattung seiner Angehörigen beobachtet.

Wie im ganzen religiösen Leben der Zigeuner, so drückt sich auch bei ihren Bestattungsgebräuchen die Eigenthümlichkeit des zigeunerischen Religionsgefühles aus. Es ist das der Furcht, die ja selbst bei höheren Stufen der Kultur anzutreffen ist. So trotzig der Zigeuner den sichtbaren Gefahren entgegengeht, wenn ihn die Leidenschaft stachelt und treibt, so gleichmüthig und mit resignirendem Humor er sich über das denkbar grösste Elend, die höchste Noth hinübersetzt, so sehr ist er immerdar von Furcht und Grauen vor dem Vorhang erfüllt, der das Sein vom Nichtmehrsein trennt. Die Leichenbestattungsgebräuche der transsilvanischen Zigeuner weisen alle auf das vorherrschende Gefühl der Furcht hin, und selbst die beim Akte der Leichenbestattung in der Berauschung erregten Thränenergiessungen bringen dieses Gefühl nur zu einem gesteigerten Bewusstsein. Und diese Furcht geht so weit, dass sie selbst den Namen Verstorbener nicht auszusprechen wagen; ja selbst eine Blume vom Grabe zu pflücken, gilt für todtbringend. So lautet ein Volkslied:

Slábe core mánushá,	Falsche, böse Menschenschar,
Coro mángáv tumensá!	Hör' mein letztes Wort fürwahr!
Káná merdyom, coro rom,	Wenn ich einst gestorben bin,
Pál pocipen taysá som!	Legt zur letzten Ruh' mich hin

Pál hándáko ávává	Schöne Rosen blühen dann
Mánge rosákri ruká,	Auf dem Grab mir armen Mann;
Uvá mánush sik merel,	Doch wer eine sich abpflückt,
Pál hándáko yek cinel!	Wird dem Leben bald entrückt!

Ein anderes Volkslied lautet also:

Cignoro hrobosá	Auf dem Grab die Rose
Hin shukáres rosá;	Blüht so freudenlose;
Mánge lá pçágávás,	Will sie mir abbrechen, —
Dos me ná kámávás.	Mag sie sich drum rächen!
Besh'lás piránáke,	Spriesst auf Liebchens Grabe,
Hrobos hin yoy mánge; —	Ich gepflanzt sie habe; —
Pçágávás, çoc jánáv	Brech' ich sie mir ab, geschwind
Pál lele ávává;	In dem Grab ich Ruhe find';
Te me ná briginá v,	Meinem Liebchen, meiner Ruh'
The me pocivináv!	Führt mich dann die Rose zu!

Wer an eine Blume riecht, die auf einem Grabe blüht, verliert seinen Geruch für immer. Todbringend ist es auch, über den Schatten eines Kreuzes oder Denkmals überhaupt, das auf einem Grabe steht, hinwegzuschreiten. In einem Volksliede sagt die Verführte also:

Cigno trusul pal hándáko,	Steht ein Kreuzlein auf dem Grabe,
Hin ádá ushályináko;	Schmach und Schand' ich nimmer habe,
The jiáv me pro ushályin,	Tret' ich über seinen Schatten,
Ayt' mánge lásávo ná hin.	Den es wirft auf grüne Matten.
Sár e práytin kád' çásárel,	Gleich dem Blatt im frost'gen Winde,
Sáve shile bárvál márel;	Stürb' die Schmach mit mir geschwinde; —
Pál lásávo te prásápe	An mein Kind, trotz Schmach und Schande,
Mayd m're cáyori kámálye!	Knüpft mich doch der Liebe Bande!

Furcht ist die Triebfeder der Gebräuche, die sie selbst während des Todeskampfes ihrer Angehörigen beobachten.

Haben dem sterbenden Zeltzigeuner alle geheimnissvollen Mittel der »klugen Frauen« nicht geholfen, so wird vor allem alles Hab und Gut aus dem Zelte geschafft, damit bei Eintritt des Todes die den Körper verlassende Seele nicht an einen Gegenstand anstosse, wofür sie sich später an den Hinterbliebenen rächen würde. Dauert der Todeskampf zu lange, so lassen sie den Körper des aus dem Leben Scheidenden von einem weissen Hunde belecken, was, ihrem Glauben nach, das letzte Ringen erleichtert. Darum finden sich auch bei jeder Bande transsilvanischer Zeltzigeuner einige weisse Hunde, denen bei Gelegenheit dieser letzte Dienst obliegt. Dies scheint ein uralter Gebrauch zu sein, den die Zigeuner wohl schon während ihrer Wanderfahrt durch Persien beobachtet haben mögen. »Als Psychopompos und Todtenbestatter erscheint der Hund gleichfalls nach altpersischer Anschauung und ebenso stirbt noch jetzt kein Parsi in Frieden, wenn seine brechenden Augen nicht auf einen Hund fallen, der ihm deshalb vorgehalten wird.«[1] Selbstverständlich ist es, dass der alte und weitverbreitete Glaube an die Weissagungsgabe Sterbender sich auch unter den siebenbürgischen Zigeunern vorfindet, die den letzten Aussprüchen oder Befehlen derselben nicht nur etwas vorzüglich Wichtiges und Bindendes beimessen, sondern sogar den oft unverständlichen, jeden Sinnes entrathenden Worten ihrer mit dem Tode ringenden Genossen irgend eine Prophezeiung und dergleichen unterschieben.

Ist der Tod eingetreten, so wird der Körper des Verblichenen mit Salzwasser, das, uraltem Glauben gemäss, eine reinigende Kraft besitzt, abgewaschen und hierauf ins Freie geschafft; doch geschieht dies nicht durch den gewöhnlichen Ein- und Ausgang des Zeltes, sondern es wird zu diesem Behufe die eine Seitenwand des Zeltes — gewöhnlich die gegen Osten gekehrte — aufgehoben und auf diesem Wege die Leiche vor das Zelt gebracht, wo sie dann angekleidet

[1] Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 23.

und, mit dem Gesichte nach Westen gekehrt, mit dem Kopfe vor einen in den Boden getriebenen Pfahl gelegt wird. Im Westen liegt nämlich, ihrem Glauben nach, das »Todtenreich«, weshalb sie sich, wo nur möglich, beim Schlafengehen in der Richtung nach Osten legen. Bei den ansässigen Zigeunern wird bei Hinausschaffung der Leiche die Thür aus den Angeln gehoben und erst nach der Beerdigung wieder eingehängt.

Auf den Pfahl, vor dem die Leiche liegt, werden nun mit den Lieblingsgegenständen des Verstorbenen (Pfeife, Geige, Hammer und dergl.) mehrere Schläge geführt und dabei dem Todten die Frage vorgelegt: »Starbst du, weil es der grosse Gott so wollte?« (Merá tu, kay báro devlá sár kámelás?) Wenn die Leiche sich dabei nicht vorwärts gegen den Pfahl zu bewegt, so gilt die Frage für bejaht, die Antwort lautet auf natürlichen Tod, und die Feierlichkeit wird fortgesetzt, im entgegengesetzten Falle aber nach dem Mörder geforscht. Dieser alte Brauch findet sich gegenwärtig nur noch bei einzelnen kleinen Banden vor, die ihn auch immer mehr bei ihren Bestattungsfeierlichkeiten bei Seite lassen.

Nun haben die nahen und fernen Verwandten, die Stammgenossen überhaupt, die Pflicht, dem Entschlafenen Geschenke, und zwar Speisen und Getränke mannigfacher Art, darzubringen, welche sie neben die Leiche legen, um sie dann selbst zu verzehren. Je grösser und mannigfaltiger die Geschenke, desto grösser die Achtung vor dem Todten. Von dieser Zeit beginnt auch das Kommunalessen; eine Menge Speisen werden verschlungen und dabei der stärkste Branntwein getrunken, während die Klageweiber die »Todtenklagen« anstimmen.

Gleichwie zu dem eigentlichen litauischen Volksliede, welches unter dem nationalen Namen Daina seit Lessings Zeit in der Weltlitteratur ziemlich bekannt geworden ist, die sogenannte Rauda (Klage) eine Vorstufe bildet, so kann auch in der Volksdichtung der siebenbürgischen Zeltzigeuner

die sogenannte Rovilye (Klagelied) als ein Uebergang zur eigentlichen lyrischen Poesie betrachtet werden. Die Rovilye ist eine Art Elegie, die, des Verses und Reimes entbehrend, mehr eine in gewählterer Rede gehaltene Ansprache an den Todten ist, als ein eigentliches Klagelied, obwohl sie von den Klageweibern in gleichförmigem Tone, halb murmelnd, halb singend vorgetragen wird. Sie zerfällt eben nicht in eigentliche Strophen und Verszeilen, wohl aber in längere und kürzere Ansätze, an deren Schluss von dem vortragenden Weibe eine längere oder kürzere Pause gemacht wird, je nachdem der Hauptgedanke zu Ende geführt worden ist.

Neben der Rovilye giebt es auch ein eigentliches Klagelied, Kaidave genannt, das gleich den übrigen Liedern der Zeltzigeuner in regelmässig gebaute Verse zerfällt, die durch den Reim paarweise miteinander verbunden sind. Diese Kaidave, die man unter den siebenbürgischsn Zeltzigeunern schon gar selten hören kann, werden gleich den Rovilye auch von dazu bestellten Klageweibern kurz vor der Bestattung der Leiche vorgetragen. Während die Rovilye stets im Namen einer bestimmten Person (z. B. der Sohn an seinen Vater, der Mann an seine Frau) gehalten wird, bewegt sich die Kaidave mehr auf Gemeinplätzen und gilt auch für eine allgemeine Verabschiedung des Todten, weshalb sie auch nur kurz vor der Bestattung gesungen wird, während der Vortrag der Rovilye gleich mit der Aufbahrung seinen Anfang nimmt.

Im folgenden will ich nun einige dieser Todtenklagen im Urtext und in genauer Verdeutschung mittheilen, nachdem sie eben zu den schönsten Blüthen zigeunerischer Volkspoesie gehören und nebenbei auch den Beweis liefern, dass in der Gefühlswelt die Menschen einander gleich sind; selbst der Ungebildete — weil er eben nicht verbildet — fühlt den Urquell der Dichtung mit seinen Wirkungen ebenso wie der Gebildete

I.

1. Gule day, gule, ná mán tu kerdyelás, Inkáb yeká bár tu the kerdyelás! E bár ná jánel, káná lákro day merdyás, Uvá me core pácirtá silyábáv pál bárvál, Silyábáv pálá kám meriben gule dáyákri.

2. Niko mán ákáná tátyárel, Káná me shilyáváv; Niko mán ushályin del, Káná me táte som! Te ko mánge pádá kerel, Káná sováles som? Bárvál ná hin mindig, O kám ná hin mindig, Uvá me core rováv cák mindig.

3. Andro bes me jiáv, Káná hin bárválá Te tut me ákáráv, oh gule day; Uvá tu ná áves, Mire ápsá ná telekoses, M're vodyi ná sáscáres. Cores me cák jiáv, Yeká core Keshályi, Besháv me ákáná, Upro epustá bár, Kay ciriklo ná silyábel, Kay cár ná bárvályol, Odoy me besháv te rováv.

Die Tochter an ihre Mutter.

1. Süsse Mutter, süsse, hättest du mich nicht geboren, Hättest du lieber einen Stein geboren! Der Stein weiss nicht, wann seine Mutter gestorben ist, Ich aber arme Lerche singe im Winde, Singe im Sonnenschein den Tod meiner süssen Mutter.

2. Niemand wird mich jetzt erwärmen, Wenn ich friere, Niemand wird mir Schatten machen, Wenn ich erhitzt bin! Und wer wird mir das Lager bereiten, Wenn ich schläfrig bin? Der Wind weht nicht immer, Die Sonne scheint nicht immer, Aber ich Arme werde immer weinen.

3. In den Wald werd' ich gehen, Wenn die Winde wehen, Und werde dich rufen', du süsse Mutter, Aber du wirst nicht kommen, Meine Thränen zu trocknen, Mein Herz zu heilen. Einsam werd' ich wandern, Eine arme Keschalyi,[1] Sitzen werd' ich von nun an Auf kahlem Felsen, wo kein Vöglein mehr singt, Wo kein Gras mehr wächst, Dort werd' ich sitzen und klagen.

[1] Ueber die Keschalyi s. Seite 71.

II.

1. Oh day, tire muy hin pándles, T're luludyi ná cumides, T're punrá ná jián pro selene mál, T're vástá hin mules te ñikáná yon keren! Oh day t're yákhá ná dikhen seleno bes, T're káná ná áshunen ciriklen, Te tu ná jánes, Káná t're luludyi merel!

2. E ruká mayd meren, Te pále selinen, Uvá m're vodyi somores hin Te mindig cák hin! E páñi nácol Te pál vreme thávdel; M're ápsá mindig thávden Te ñikáná nácen; Ciriklá hin blindes Te ishmét silyáben; Asáviben ná hin mánge Te ñiko ishmét áshunel.

3. Bákrori ráciye kere jiál, Cirikli kere urál; Uvá me core, káy the jiáv? Kánro beshel cores upro pro mál, Te cores me besháv upro pro bár.

4. Oh day, sostár mán corá tu muklyál? Jiuklyi me jiáv yevende pál yiv Te ñiláye pál brishind; Pçáres me páshlyováv Upro pro t'ro hrobos, oh day! Asukáráv, ásukáráv, Cin tu áves ándrál mulengré them.

1. O Mutter, dein Mund ist geschlossen, Du küsst nimmer dein Blümchen; Deine Füsse gehen nimmer auf die grüne Heide, Deine Hände sind starr und arbeiten nimmer! O Mutter, deine Augen sehen nimmer den grünen Wald, Deine Ohren hören nimmer die Vöglein singen, Und du weisst es nicht, Wann dein Blümchen verwelkt!

2. Die Bäume verwelken bald Und werden wieder grün, Doch mein Herz ist traurig Und bleibt ewig trüb! Das Bächlein versiegt Und fliesst im Lenze wieder; Doch meine Thränen fliessen ewig Und versiegen nimmer; Die Vöglein verstummen Und singen dann wieder; Doch mein Lachen ist verschwunden Und Niemand hört es wieder.

3. Das Lämmchen geht abends nach Hause, Und heim fliegt das Vöglein; Aber wohin soll ich Arme gehen? Die

Distel steht einsam auf dem Felde, So einsam steh' ich auf der Heide.

4. O Mutter, warum verliesst du mich Arme? Eine Hündin nun zieh' ich Winters im Schnee, Und Sommers im Regen; Dann leg' ich mich müde Auf dein Grab hin, o Mutter! Und warte und warte, Bis aus dem Todtenreich du heimkehrst.

III.

1. Oh day, sostár mán mukes, Sostár tu jiás? Tu mán mukes, sár bigádjengro jiuklo. O bárvál m'ro uripen sinelá, Te ñiko mánge suvelá; Párne mánushá mán purensá máren, Te ñiko sátyárel pçugñá mánge.

2. Mánge hin pçuv pádá, Te ná t're per, oh day! Cero hin pápláná, Te ná t're vást, oh day! Mánge bár hin párná, Upro lá ráciye rováv, Upro pro lá rováv, Cin m're ápsáhá práho yoy hin.

3. Ná kámáv çáben, Ná kámáv piben; M'ro çáben hin m're sohaytásá, M'ro piben hin mánge m're ápsá. Sináv m're bálá, Káná ávrá kelen; Rováv bárválensá, káná ávrá silyáben.

Der Sohn an seine Mutter.

1. O Mutter, warum verlässt du mich, Warum gehst du von dannen? Du lässt mich zurück wie einen herrenlosen Hund. Der Wind wird meine Kleider zerfetzen, Und Niemand wird sie mir nähen; Die weissen Leute[1] treten mich mit Füssen, Und Niemand wird meine Wunden heilen.

2. Die Erde ist mein Lager, Und nimmer dein Schoss, o Mutter! Der Himmel ist meine Decke, Und nimmer deine Hand, o Mutter! Und der Stein ist mein Polster, Drauf ich weine allnächtlich, Drauf ich weine so lange, Bis er Sand wird durch meine Thränen.

---

[1] »Weisse Leute« heissen alle Nicht-Zigeuner.

3. Ich brauche keine Speise, Ich brauche kein Getränke; Mein Essen sind meine Seufzer, Mein Trank meine Thränen. Ich raufe meine Haare, Wenn Andere tanzen; Ich klage mit den Winden, Wenn Andere singen.

IV.

1. Oh dádoro, báro ruk ándro bes, Tu pelyál, tu men muklyál! Amen ávnás tute cárá, Akáná ná hin menge ushályin; Amen ávnás tut' ciriklá, Akáná ná hin ruká! Kay ushályin th'árákás, Kay ruká th'áráksá?

2. Oh dádoro, bárvál men mudárelá! Oh dádoro, yiv men mudárelá! Párne mánushá men márená, Cibálá men pándená; Te tu ná dikhes, Te ná áshunes, Andre them mulengré beshes.

3. E ñilay mayd ávlá, Te cores jiánás; Bidádengres, bidáyengres men beshen ándre cerçá. Pro selene mál, pál selene bes, Kelen ávrá, Silyában ávrá, Amen beshen te roven.

4. O yiv pelyás, Te ciriklo urdyás; Te yiv bilál, Ciriklo pálpálurál; Uvá tu jiás, Te ñikáná áves.

5. Andre cik, ándro brishind cores ámen jiás, Bigádjengre jiuklá, Shuke luludyá. Mayd cumides tu dáyá Andre them mulengré; Ko men coren cumindel?

6. Oh dádoro, oh dádoro, Pen tu ámenge, Kay ámen jiás, Kay ámen beshás? Sik pen tu ámengė; Imár báshol párno jiuklo, Te ámen rovás te vátyás!

Kinder an ihren Vater.

1. O Väterchen, du hoher Baum im Walde, Du bist gefallen, hast uns verlassen; Wir waren deine Gräser, Nun sind wir ohne Schatten; Wir waren dein Vöglein, Nun sind wir ohne Aeste? Wo sollen wir Schatten finden? Wo sollen wir Aeste finden?

2. O Väterchen, der Wind wird uns tödten! O Väterchen, der Schnee wird uns tödten! Die weissen Leute werden uns schlagen, Die Richter werden uns einsperren; Und du siehst

es nicht, Und du hörst es nicht, Du sitzt im Reiche der Todten.

3. Der Sommer wird kommen, Und wir wandern einsam; Vater- und mutterlos sitzen wir im Zelte. Auf grünen Feldern, in grünen Wäldern Tanzen die Andern, Singen die Andern, Wir aber sitzen und weinen.

4. Der Schnee ist gefallen, Und Vöglein fliegt fort; Und der Schnee wird schmelzen, Das Vöglein kommt wieder her; Du aber ziehst von dannen, Und kommst nimmermehr.

5. Im Koth und im Regen, Wandern wir Arme, Herrenlose Hunde, Verwelkte Blumen. Bald küsst du die Mutter Im Reiche der Todten; Wer aber wird uns Verlassene küssen?

6. O Väterchen, o Väterchen, Sag' es uns doch, Wohin sollen wir gehen, Wo sollen wir sitzen? O sag' es uns schnell; Es bellt schon der weisse Hund,[1] Und wir weinen und klagen!

V.

1. Oh láce, gule gádjiori, Tu m're lole luludyi! Tu ligrehás m're báçt, Tu dehás mánge bibáçt! Ko mánge mánro delá, Ko mánge páñi delá?

2. Me beshává ándro bes, Yek coro ciriklo; Te ñiko kiyá mánge penelá, Niko mánge láces penelá! E praytiñá hin shuke Te t'ro hrobos ándresháváren; Uvá m're bibáçt ñist ándreshávárel, Adá taysá selinelá!

3. Ráciye ráklá tut ákáren, Tut láce dáyá! Te me penáv lenge: Tu sál ándro bes párne jiuklensá, Tu sál ándro bes Te lenge ánes somnákune ákhorá! Te tu ná ávehá, Akkor ámen cák roven, Amen roven te ákáren, Cin o kám ishmét ável.

4. Niko t're ráklen tátyárelá, Niko lenge uripená suvelá! Yon jiánená, Sár ciriklá málengré; Yon ácená, Sár cárá málengré; Te ákárav ráklensá Muláne pinsterá!

[1] Der weisse Hund ist der Wächter des Einganges in das Todtenreich.

Der Mann an seine Frau.

1. O du gute, süsse Frau, Du meine rothe Blume! Du nahmst meine Freude, Du gabst mir das Elend! Wer wird mir Brot geben, Wer wird mir Wasser reichen?

2. Ich werde sitzen im Riede, Ein verwaister Vogel; Und Niemand wird zu mir sprechen, Niemand mir Gutes sagen! Die Blätter verwelken Und decken bald dein Grab zu; Aber mein Leid wird nichts zudecken, Das wird ewig grünen!

3. Abends rufen deine Kinder Nach dir, du gute Mutter! Und ich sage ihnen: Du bist in den Wald mit den weissen Hunden,[1] Du bist in den Wald gegangen Und sammelst für sie goldene Nüsse! Und wenn du dann nicht kommst, Dann weinen wir Alle, Weinen und klagen, Bis die Sonne erscheint.

4. Niemand wird deine Kinder erwärmen, Niemand wird ihnen Kleider nähen! Sie werden wandern Wie die Vöglein der Heide; Sie werden stehen Wie die Gräser des Feldes; Und ich klage mit den Kindern Um die todte Taube!

VI.

1. Oh láce, gule gádjiori, Tu selene bokritá m're stáyákri! Muklyál tu mán, Te m're stáyi hin melyáles; M're vodyi hin suses Te m're yákhá hin rovimákes!

2. Me jiáv ándro bes, Rodáv selene praytiñá, Uvá praytiñá hin shuke Te me stáyi ná hin bokritá.

3. Kay yeká romñá hájináv, Ke láce sár tu ávehás; Kay yeká romñá hájináv, Ke shukáre sár tu ávehás.

4. Pçábuváv m're cerçá, Te cingeráv m're bálá; Akkor jiáv bibáçtensá Andro támete besá, Odoy me kámáv the rovel, the sovel, Cin párno jiuklo kiyá tute mán ligrel.

[1] S. Anmerkung zu IV.

1. O du gute, süsse Frau. Du grüner Strauss meines Hutes! Du hast mich verlassen, Und mein Hut ist schmutzig, Mein Herz ist leer, Und meine Augen sind voll Thränen!

2. Ich gehe in den Wald, Und suche grüne Blätter, Aber die Blätter sind verwelkt, Und mein Hut bleibt ohne Strauss.

3. Wo soll ich eine Frau finden, Die so gut ist, wie du warst; Wo soll ich eine Frau finden, Die so schön ist, wie du warst!

4. Ich verbrenne mein Zelt, Und schneide ab meine Haare; Dann geh' ich mit meinem Leide In die dunklen Wälder, Dort will ich weinen und schlafen, Bis der weisse Hund[1] mich zu dir führt!

VII.

1. Andro bes legbáreder ruk! Ko men sáscárel? Ko mende piben del? E vunáñenge ná hin páñi; Amenge ná hin jipen!

2. T're ráklen purensá yon máren, T're romñáke lubñi penen; Te tu ná dikhes, Te tu ná áshunes, Tu beshes ándre them mulengré.

3. Oh, káhá me penává? Jivese bárválensá, ráciye cerçenensá! Ko mán cumindelá, káná me rováv? Te ko m're ápsá telekoselá? E jiuklá leñálená, Te bárvál len telekoselá!

4. Tu jiás ándre them mulengré, Te may kirkes shiláyvehá! Oh pen, ko tut tátyárelá? Oh pálpáljá! Me kámáv tut the tátyárel; Me keráv, so tu kámes!

5. Kiyá t'ro hrobos me jiáv, Ráciye te jivese, Te m're ápsáhá pájáráv; Te luludyi the bárvályol Upro t'ro hrobos, Mánge telekidáv, Hoy kiyá tut' áváv!

[1] S. Anmerkung zu IV.

Die Frau an ihren Mann.

1. Im Walde du höchster Baum! Wer soll uns schützen? Wer soll uns nähren? Die Wurzeln haben kein Wasser; Wir haben kein Leben!

2. Deine Kinder werden mit Füssen getreten; Dein Weib wird eine Dirne genannt; Und du siehst es nicht, Und du hörst es nicht, Du sitzest im Reiche der Todten.

3. Ach, mit wem werde ich nun sprechen? Des Tages mit den Winden, Nachts mit den Sternen! Wer wird mich küssen, wenn ich weine? Und wer wird meine Thränen abtrocknen? Die Hunde werden sie ablecken, Und der Wind wird sie abtrocknen!

4. Du gehst in das Reich der Todten, Und wirst bitterlich frieren![1] O sag', wer wird dich erwärmen? O kehre zurück! Ich will dich erwärmen; Ich will dir alles zu Gefallen thun.

5. Ich werde dein Grab besuchen, Des Nachts und am Tage, Und werde es begiessen mit meinen Thränen; Wächst aber ein Blümchen Auf deinem Grabe, So pflück' ich es ab, Damit ich zu dir gelange![2]

VIII.

1. Pçucen mán mánushá: Sostár me rováv? Pçucen mán bárválá: Sostár vátyiyáv? Pçucen mán ciriklá: Sostár kaidáváv? Sávorenge me penáv: M'ro ruk hin shukes, M're cerçá hin suses, Te m're vodyi somores, Uvá me som core romñi!

2. Te yon pçucen mán: Sostár me cores som? Sostár suses cerçá? Sostár somores vodyi? Sostár hin shukes m'ro ruk? Sávorenge me penáv: M're cerçá, m're vodyi, m'ro ruk hin m'ro gádjio, Te yov hin mulo te jiál, Te ná ishmet ável!

[1] Bevor man ins eigentliche Todtenreich gelangt, muss man eine Wüste durchwandern, wo ein sehr kalter Wind weht, der »wie Messer die Haut schneidet«.

[2] Ueber diesen Glauben s. Seite 299.

3. Te roven mánushá, Te vátyiyen bárvála, Te Kaidáven ciriklá! Uvá m're rovipen, m're vátyipen te kaidápen báreder hin, Sár mánushengré, bárválengré, ciriklengré!

4. Shuke paytrin páshlyováv upro pro drom; Cik perel upro pro me, Brishind mán thovel, Te bárvál mán márel! Te ñiko mán sáscárel, Uvá tu m're vodyi muklyál mán!

1. Die Leute fragen mich, Warum ich weine. Die Winde fragen mich, Warum ich klage. Die Vöglein fragen mich, Warum ich jammere. Und Allen sage ich: Mein Baum ist verwelkt, Mein Zelt ist geleert, Und mein Herz ist traurig, Denn ich bin ein verlassenes Weib!

2. Und sie fragen mich: Warum bin ich verlassen? Warum ist leer mein Zelt? Warum traurig mein Herz? Warum verwelkt mein Baum? Und Allen sage ich: Mein Zelt und mein Herz und mein Baum ist mein Mann, Und der ist gestorben und geht von dannen, Und kommt nimmer wieder her!

3. Dann weinen die Leute, Dann klagen die Winde, Dann jammern die Vöglein! Doch mein Weinen, mein Klagen und Jammern ist grösser, Als aller Leute, Winde und Vöglein!

4. Ein welkes Blatt lieg' ich auf dem Wege; Der Koth fällt auf mich, Der Regen wäscht mich, Und es peitscht mich der Wind! Doch Niemand beschützt mich, Denn du, meine Seele, hast mich verlassen!

IX.

1. Oh, m'ro rákloro! Tu luludyi beseskro, Tu mácoro lenákri, Tu ciriklo málákri! Men tu muklyál; Sik páshlyoves pál drom, Sik ávehá rákloro Avre mánushengré!

2. Men tu muklyál, T're punrá ávnás may kovles Te ná kámená mensá th'jiál; T're vástá ávnás may párnes Te ná kámená the koldulel; T're yákhá ávnás may kovles, Te ná kámená mál the dikhel; Andákode may sik men tu muklyál.

3. Ráciye brumá perdyás, Te luludyá hin shuke, Te ámáro rákleske ná hin vuná! Uvá ámen beshás ándre brumá, Te ámáre ápsá hin shuke Te peren pro vodyá, Sár páho pro luludyá!

Eltern an ihr Kind (Sohn oder Tochter).

1. O, du mein Söhnchen! Du Blümchen des Waldes, Du Fischlein des Flusses, Du Vöglein der Heide! Du hast uns verlassen; Bald ruhst du an der Strasse,[1] Bald wirst du das Söhnchen Anderer Leute!

2. Du hast uns verlassen, Denn deine Füsse waren zu schwach Und konnten mit uns nicht wandern; Deine Hände waren zu weiss Und wollten keine Almosen empfangen; Deine Augen waren zu schwach Und wollten die Heide nicht sehen; Darum verliesst du uns so schnell.

3. Nachts ist Reif gefallen, Und die Blumen sind erstarrt, Und unser Söhnchen hat seine Wurzeln verloren! Wir aber sitzen im Reif, Und unsere Thränen erstarren Und fallen auf unser Herz, Wie der Hagel fällt auf die Blüthen!

X.

1. Oh, m're ráklori, Tu m're legshukáreder luludyi! Praytiñá rukengré peren, Páñorá hin shuke, Te me tut ná buter dikháv!

2. Yon ligren tut ándro bes Te den tut ándre çev, Akkor pçáre pçuváhá tut usháráven, Te mánge den ápsá the çál Te shohaytásá the piyel!

3. Mosht ñiko mánge penel: »Láco jives!« Te ñiko mosht penel: »Láce ráci!« Avre ráklyiyá kelen te silyáben, T're lole muyori cumidel pçuv!

[1] Die Zigeuner glauben unter Umständen auch an eine Seelenwanderung, deshalb begruben sie in früheren Zeiten kleine Kinder, die noch nicht gehen konnten, an Heerstrassen, damit »die Seele in ein vorübergehendes Weib fahre und als Kind wieder geboren werde«.

4. Páñi lenákri hin shuke, Uvá me ápsárává, cin ishmet thávdel; O ruk hin shuko, Uvá me ápsárává, cin ishmet selenelá! Akkor telepáshloyáv Te ásukáráv, ásukáráv, cin me the meráv!

1. O, du mein Töchterchen, Du mein schönstes Blümchen! Die Blätter der Bäume fallen ab, Die Bächlein trocknen aus, Und ich werde dich nicht mehr sehen!

2. Sie tragen dich in den Wald Und legen dich in die Grube, Dann decken sie dich zu mit schwerer Erde, Und mir geben sie Thränen zu trinken Und Seufzer zu essen!

3. Niemand sagt mir von nun an: »Guten Tag!« Und Niemand sagt mir von nun an: »Gute Nacht!« Andere Mädchen werden tanzen und singen, Dein rothes Mündchen wird aber die Erde küssen!

4. Das Wasser des Bächleins ist versiegt, Ich aber werde weinen, bis dass es wieder fliesst; Der Baum ist vertrocknet, Ich aber werde weinen, bis dass er wieder grün wird! Dann leg' ich mich nieder Und warte und warte, bis dass ich sterbe!

Unter der Wirkung des genossenen Branntweins geht der Todtenklagegesang, der stets etwas monoton ist, bald in Schreien und Plappern unverständlicher Worte und Sprüche über und, durch diesen Lärm ergriffen, mischen sich auch die Männer in diese dämonische Trunkenheitsscene, welche immer wüthender wird, bis die erschöpften Gestalten vor Ermüdung zu Boden sinken, um später mit erneuter Kraft ihr tolles Treiben fortzusetzen. Diese Orgien dauern zwei bis drei Tage, bis eben die Leiche weggeschafft ist, und haben dem Glauben der Zigeuner gemäss den Zweck, die Seele des Verstorbenen zu hindern, in den Körper zurückzukehren, bevor dieser nicht in die Erde gescharrt ist; denn im entgegengesetzten Falle hätte der Todte keine Ruhe und, gar häufig heimkehrend, würde er den Hinterbliebenen verschiedene Unannehmlich-

keiten bereiten; namentlich auch Denen, welche von den während des Leichenschmauses genossenen Speisen und Getränken nicht zeitweilig ein Krümchen oder einen Tropfen auf den Boden fallen lassen, welche die herumflatternde Seele des Todten heimlich unbemerkt geniesst.

Bei den Leichenfesten zeigen sich die siebenbürgischen Zeltzigeuner als reine Wilde, und keine Drohung, keine Bitte thut ihrem Wüthen Einhalt. Während meines häufigen, oft mehrmonatlichen Aufenthaltes unter ihnen gab es zwischen mir und der Bande nur ein einziges Mal einen »Skandal«, und dieser spielte sich eben wegen und bei dem Begräbnisse einer alten, blinden Zigeunerin ab. —

Kurz vor der Bestattung beginnt der Vortrag der Kaidave, der Klagelieder, von denen wir auch einige mittheilen wollen.

An ein Kind.

Oh, tu mánge ráklo sál,	Du mein einzig, einzig Kind,
Oh, mán may sik tu muklyál!	Du verliesst mich ach! geschwind!
Oh, tu rushá, may shukár,	Rosenknospe, reichgeschmückt,
Yayde, may sik tu merdyál!	Ach, dich hat der Tod gepflückt!
Te o hrobos tut kámel,	Auch das Grab wird sein dir hold,
Tuhá somnákálf yov let!	Denn du bist ja laut'res Gold!
Ráklo, somnákálf tu sál,	Laut'res Gold bist Kindchen du,
Sov tu, sov tu pál pácá!	Schlafe, schlaf' in süsser Ruh'!

An eine Maid.

Pinsteri, shukáre,	Schöne, gold'ne Taube,
Mosht tu sál muláne!	Fielst dem Tod zum Raube!
Avlás sánes, yeká kilcá,	Schlank warst du wie ein Hanfstengel,
Mosht sál pçágerdyi ándyálá!	Liegst gebrochen nun, du Engel!
Sár yek ruk tu bárvályilyálás,	Gleich dem Baum emporgeschossen,
Káde tire mállá tut dikhenás!	Sahen stolz dich die Genossen!
Andre t're párne muysá	Ach, in deinem weichen Arm
Ná sovenená piráná!	Ruhte Niemand liebeswarm!
Tire muyori lole	Und dein Mündchen, zart und roth,
Ná tu delás rákleske!	Keinem Mann je Küsse bot!
Káthe kámában muklyál,	Ach, du lässt hier Lieb' und Labe.
Andre pçuv deisá tu sál!	Ruhst schon morgen in dem Grabe!

An junge Frauen.

Bárválensá bes rovel,	Laut im Winde braust der Wald,
E pçen may sik men mukel!	Du verlässt uns, Schwester, bald!
Tu sik cumides mulen	Die Verstorb'nen wirst begrüssen
Andre mulengré e them!	Schwester, du im Jenseits müssen!
Rodelás t'rándáularshá	Dreissig Jahr' lang suchtest du
Vodyáke gule pácá!	Für den Leib, fürs Herz die Ruh'!
Tu mosht pácá hadjinelas	Hast sie nun gefunden,
Te mosht may sik sástyárelás,	Wirst auch bald gesunden,
Tute ná hin bunepen —	Ach, von jedem Schmerz und Leid —
Dures tu sál perdál men!	Nicht bei uns, ach! von uns weit!

An alte Frauen.

Pçucel erme, káná tu merdyás,	Ach, du starbst, und manches gute Kraut,
Pçucel cár te pçucel o kás:	Mancher Grashalm, manche Blüthe traut
Kay, oh kay, oh kay, pçucel	Fragt: Wohin, wohin, wohin,
Láce romñi the jiál kámel?	Willst du Gute von uns zieh'n?
Pçucel t're suse cerçá:	Und es fragt dein leeres Zelt:
Láce romñi sodová?	Wohin, beste Frau der Welt?
Pçucen sáke rom, romñi:	Alle fragen, Mann und Frau:
Kay hin brumá pro vodyi?	Wo bist du, o Seelenthau?
Tute dukhá ná áven;	Du bist jetzt vom Leiden frei;
Uvá ke sástyárel men?	Doch, wer steht uns Armen bei?
Tire muy hin pándáles,	Ach, geschlossen ist dein Mund,
Ñiko del men mosht láces!	Giebt uns keinen Rath mehr kund!

An angesehene Männer.

Báro ruk tu ándro bes,	Hoher Baum im hohen Wald,
Pál e pçuv tu sik peres!	In die Erde sinkst du bald!
Devleskro yákhá stráfinen,	Mag die Sonne golden scheinen,
Tire praytiná may roven!	Deine Zweig' und Aeste weinen!
Kámes pál pácá the páshlyol,	Ach, du willst zur Ruh' dich legen,
Tire láce cák bárvályol!	Weisst: dir folgt nur unser Segen!
Andre pçuv e mánushá —	Wenig Männer hier auf Erden —
Sár tu ná hin, sár lácá!	Dir an Güte gleichen werden!
Mosht o kám menge ná hin,	Werden ohne Sonne wandeln,
Saibidjo menge ná hin;	Werden ohne Führer handeln;
Uvá tut men náshádyám,	Denn wir haben dich verloren,
Ruk ávehás ándro kám!	Hoher Baum, Licht geboren!

Der Todte wird endlich an einer einsamen Stelle des Dorffriedhofes, oder fern vom Getümmel der Welt am Rande eines Waldes beerdigt und die Stelle mit einem sonderbaren keilförmigen Pfosten bezeichnet, dessen oberes Ende kaum sichtbar aus der Erde hervorragt, dessen unteres Ende aber beinahe den Kopf der Leiche berührt. Dies hängt mit dem alten, heutzutage gänzlich verschwundenen Gebrauche zusammen, dass die Verwandten den Kopf der Leiche nach einer gewissen Zeit herausnahmen, denselben an einem anderen, entfernteren Orte vergruben und den Pfosten an seiner Stelle tief in die Erde hineintrieben.

Bei einigen Zigeunerstämmen Siebenbürgens besteht noch der alte Gebrauch, das Grab von aussen her mit Dornen zu bestecken, »damit es kein Fremder sehe oder gar darüber hinwegschreite« — wie mir ein alter Zigeunerhäuptling erklärte. Viel wahrscheinlicher jedoch haben wir hier auch eine Reminiscenz des alten Brauches, Leichen mit Dornen zu verbrennen.[1]

So hat denn der elendmüde Kortorar den letzten »Halteplatz« erreicht nach einem langen Leben voll Qual und Plage, voll Entsagung und Entbehrung, und während auf seinem verlassenen Grabe Gräser und Feldblumen spriessen, blühen und vergehen, wandert sein »Volk« singend und schwatzend, ganz der Freude des Daseins hingegeben, durch das Land, wo an allen Bäumen und Büschen träumerische Lust und Liebe hängt, wo es singt und klingt, überall auf der Au und im Walde; unbekümmert um das »Morgen«, träumend nur von sonnigen Tagen der Wonne, wo das Herz dieses armen Volkes voll und ganz in Lust und Fröhlichkeit austönt, wo »es auch auf den Adlerflügeln der Poesie durch die staubige Wüste« seines mühseligen Lebens, hoch über Kummer und Hunger hinweg, nach sonnigen Höhen getragen

[1] Ueber diesen Brauch bei anderen Völkerschaften vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 270.

wird, umrankt vom Immergrün der Hoffnung, nimmersatt von besseren Tagen träumt. —

Es drängt sich uns nun unwillkürlich die Frage auf: Wie steht es um den Unsterblichkeitsglauben der siebenbürgischen Zeltzigeuner?

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Unsterblichkeitsideen den Zigeunern rundweg absprachen, sie als jeden Glaubens entrathende Horden hinstellten, ohne dabei zu bedenken, dass es wohl Individuen gebe, denen dieser Glaube abhanden gekommen ist, aber keine Völker, nicht einmal Horden.

Nach der Ansicht der siebenbürgischen Zigeuner lebten — wie wir bereits gesehen haben (S. 267) — die Menschen ewig; es gab also eine irdische Unsterblichkeit, die die Menschen infolge des Ungehorsams einer Frau verloren. Diese Frau war eben der erste Todte auf Erden, worauf eine Art Sintfluth eintrat, in der beinahe alle Menschen untergingen; die Uebriggebliebenen hatten von nun an mit Mühe und Qual zu kämpfen, wozu sich noch Krankheit und Tod gesellten. Diese Sage erzählt demnach eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicherweise auf ähnliche heidnische Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, sondern nur einen ursprünglichen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewusste Uebertretung eines göttlichen Gebotes, sondern durch ein zufälliges Ereigniss beginnt das in nothwendigem Verhältniss begründete Unglück des Menschengeschlechtes.

Den Vorstellungen der siebenbürgischen Zeltzigeuner gemäss ist die Unsterblichkeit jenseits nach Art des Lebens diesseits, und die Seele gelangt in das eigentliche Reich der Todten, sobald kein Fleisch mehr an den Knochen des Verstorbenen ist. In früheren Zeiten mögen die Zigeuner diesen Prozess beschleunigt haben, namentlich am Kopf nach Verlauf einer gewissen Zeit nachgesehen haben, ob die Fäulniss schon stattgefunden oder nicht. Hierauf weist der erwähnte Pfahl,

der gerade über dem Antlitz der Leiche in die Erde getrieben wird.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle einen Kannibalismus zu erwähnen, dessen die Zigeuner gar oft, so auch in Ungarn und Siebenbürgen, beschuldigt worden sind. Sie wurden nämlich angeklagt, Leichen zu verspeisen, und infolge einer solchen Beschuldigung wurden z. B. in Ungarn, in Csáb, Kementze und Bat im Jahre 1782 mehr als zweihundert Zigeuner, denen das »Geständniss« durch die Folter entlockt wurde, hingerichtet.[1]

Meiner Ansicht nach fusst diese Anklage auf dem erwähnten Gebrauch, dem zufolge die Hinterbliebenen, den Verwesungsprozess ihrer Verstorbenen beschleunigend, den Kopf nach Ablauf einer gewissen Zeit ausscharrten und an einem entfernteren Orte vergruben. Bei diesem Geschäft mögen sie ertappt und des Kannibalismus beschuldigt worden sein.

Wie wir sehen, also erst nach stattgefundener Fäulniss des Körpers treten die Seelen ihre Wanderung in das eigentliche Reich der Todten an, wo sie blosse Bilder der Menschen diesseits sind. Ein krummer Mensch ist dort eben auch krumm, ein Blinder bleibt blind, ein Lahmer lahm. Bis zur Reise ins eigentliche Todtenreich werden die Seelen in drei Abtheilungen gesondert: in Ertrunkene, deren Seelen die Wassergeister in Töpfen[2] verschlossen halten, bis der Leib verfault; in Ermordete, deren Seelen in wilde Thiere fahren

[1] Vgl. Pesther Intelligenzblatt No. 36, vom 4. Sept. 1782; Hamburger Neue Zeitung 1782, St. 151; Hamburger Unpartheiischer Correspondent 1782, No. 159; Frankfurter Staats-Ristretto 1782, No. 157 u. 207; vgl. aus dem Jahre 1836: Gazette des Tribunaux No. 3252.

[2] Vgl. Ciceros Ausdruck in seinen tusculanischen Gesprächen, wo er sagt: »nam corpus quidem vas est aut aliquod animi receptaculum«, in Anlehnung an das pythagoräische Dogma, wonach die Seelen aus einem Körper in den andern gegossen werden. Die Redensart: »es geht mit Jemandem auf die Neige« mag vielleicht eine alte mythologische Reminiscenz sein.

und so lange dort verweilen, bis der Mörder selbst stirbt und seine Seele in ein Thier fährt, von wo sie erst nach Jahrhunderten ins Reich der Todten gelangt,[1] — und drittens: in die in den Hütten oder Zelten Gestorbenen, deren Seelen auf Erden herumirren, den Körper verlassen und wieder in denselben zurückkehren, bis er eben ganz verfault ist, wo sie dann auch die Reise ins Todtenreich antreten. Um der Seele, die in diesem irrenden Zustande ohne eigentliches Bewusstsein ist — »wie besoffen« (sár mátyi), sagte mir ein Zigeuner —, den Weg in den Körper anzudeuten, wird der Leiche ein Tuch über das Antlitz gebreitet, worin gerade über dem Mund ein Loch ist, damit die Seele nach Belieben ein- und ausfliegen kann. Aber die Reise ins eigentliche Todtenreich ist auch beschwerlich, voll Schrecken und Grauen. Die Seele muss bei sieben Bergen vorüberziehen, die miteinander fechten, dann vertheidigt eine Schlange den Weg, und dann geht es durch zwölf Wüsten, wo ein eisigkalter Wind weht, der auf die Haut wie ein Messer schneidet. Gegen diese Kälte hilft das Feuer, das aus dem Verbrennen der Kleider und Lieblingsgegenstände des Verstorbenen angefacht wird, welche in früheren Zeiten von den Angehörigen erst nach Monaten, wenn also nach ihrer Meinung der Körper verfault war, und nicht, wie heutzutage, gleich nach der Bestattung verbrannt wurden. Gut ist es, das Feuer, worin die Gegenstände des Verstorbenen verbrannt werden, durch Hinzulegen von Schilf und Stechapfelstauden zu grösserer Lohe anzufachen.[2]

Als Illustration zu den angeführten Gebräuchen und dem diesbezüglichen Glauben mögen folgende zwei sinnige Märchen der siebenbürgischen Zeltzigeuner dienen, sind ja doch die Märchen stets ein Spiegel der Volksseele.

---

[1] Daher der auffallende Gleichmuth bei Zigeunern, an denen die Todesstrafe vollzogen werden soll; sie glauben, reissende Thiere zu werden und sich dann an ihren Richtern zu rächen.

[2] Ueber die Bedeutung des Schilfes s. Liebrecht a. a. O. S. 400 und Bachofen »Mutterrecht«.

Das Kind im Todtenreich.

Es war einmal ein kleines Kind, das gleich nach der Taufe starb. Als es in das Reich der Todten kam, wehte der Wind so kalt, dass es beinahe erfror. Da rief das kleine Kind: »O mein Gott! Was soll ich thun? Ich erfriere!« Da sprach eine Stimme also zu ihm: »Gehe zurück in deine Heimath und sammle Holz; das zünde an. Dann komme zurück und du wirst nicht mehr frieren, denn du hast der Mutter Schmerzen um dich noch nicht verdient!« Das kleine Kind ging also zurück, sammelte im Walde viel Holz und zündete es an. Es setzte sich ans Feuer und wollte sich dran erwärmen. Da kamen aber zwei Räuber und wollten das Kind vom Feuer vertreiben. Da sprach das kleine Kind: »O, liebe Männer! lasst mich hier sitzen, damit ich mich erwärme, denn ich war im Todtenreich und bin beinahe erfroren. Ich musste umkehren, damit ich mich erwärme.« Da sprachen die Räuber zu einander: »Lassen wir das Kind hier sitzen. Wie werden wir erst frieren, wenn dies unschuldige Kind so friert!«

Als das kleine Kind nun abermals sich auf den Weg ins Todtenreich begab, fror es nicht, aber als es in die Gegend kam, wo die grosse Schlange wohnte, sprach diese also zu ihm: »Ich lasse dich nicht weiterziehen, denn du hast der Mutter Schmerzen um dich noch nicht verdient! Geh' zurück und bringe mir Milch und Honig!« Drauf ging das kleine Kind wieder zurück in seine Heimath, und als es einen Krug voll Milch gefunden hatte, ging es in einen Garten, wo einige Bienenstöcke standen. Es griff in einen Stock hinein und sammelte in sein Hemdchen den Honig, wurde aber von den Bienen jämmerlich zerstochen. Da kam die Bäuerin herbei und wollte das Kind schlagen, doch dasselbe sprach also: »O, liebe Frau, lass mich diesen Honig weitertragen! Ich war im Todtenreich, und die grosse Schlange liess mich nicht weiterziehen, denn ich habe der Mutter Schmerzen um

mich noch nicht verdient! Ich muss der grossen Schlange diesen Honig und diesen Krug voll Milch bringen, denn sonst lässt sie mich nicht weiterziehen!« Drauf entgegnete die Bäuerin: »Trage nur den Honig und den Krug voll Milch der Schlange hin! Wenn du, kleines Kind, so schwer leiden musst, was wird erst meiner warten!«

Das kleine Kind ging nun abermals ins Todtenreich, und als es zur grossen Schlange kam, gab es ihr den Krug voll Milch und den Honig aus seinem Hemdchen. Drauf liess es die Schlange weiterziehen. Als das kleine Kind aber an die Höhle gelangte, wo die neun weissen Hunde den Eingang bewachten, da liessen diese es nicht weiter und sprachen: »Du hast der Mutter Schmerzen um dich noch nicht verdient! Geh' zurück und hole uns Fleisch, dann lassen wir dich weiterziehen!« Drauf ging das kleine Kind zurück in seine Heimath, und als es Fleisch gefunden hatte, machte es sich wieder auf den Weg ins Todtenreich. Aber es begegnete einem Fleischhauer, und dieser rief also: »Woher hast du das Fleisch? Du hast es gestohlen?« »O, lieber Herr!« erwiderte das Kind, »ich bin im Todtenreich gewesen, und die neun weissen Hunde liessen mich nicht weiterziehen, denn ich habe der Mutter Schmerzen um mich noch nicht verdient! Ich trage eben den weissen Hunden dies Fleisch hin.« Drauf sagte der Fleischhauer: »Geh', du armes Kind, und trage das Fleisch den weissen Hunden hin! Was werde ich ertragen müssen, wenn du so schwer leiden musst!« Als das kleine Kind zu den neun weissen Hunden kam und ihnen das Fleisch gab, da liessen sie es weiterziehen, und nun konnte es für immer ins Reich der Todten einkehren ....

Interessanter noch ist das folgende Märchen, weil es uns das Todtenreich viel ausführlicher beschreibt; es lautet in genauer Uebersetzung alo:

Einmal lebte ein armer Zigeunerbursche, dem Vater, Mutter und auch die Geliebte im Laufe einer Woche starben. Trüben Herzens begrub er sie, konnte aber kein Todtenmahl

abhalten, denn er war so arm, dass er kaum von einem Tage auf den anderen leben konnte. Eine Woche nach dem Leichenbegängniss erwachte er in der Nacht, und es war ihm, als ob Jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug: »Wer ist da?« Darauf hörte er seinen Vater sagen: »Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!« Die darauf folgende Nacht erwachte der Bursche wieder, und es war ihm, als ob Jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug: »Wer ist da?« Darauf hörte er seine Mutter sagen: »Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!« Die nächste Nacht hörte er wieder Jemanden an seinem Zelte rütteln, und er frug abermals: »Wer ist da?« Darauf hörte er seine Geliebte sagen: »Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!« Da wurde ihm gar schwer ums Herz, und er trat vor sein Zelt hinaus. Die Nacht war dunkel, und er konnte gar nichts sehen, doch hörte er seine Geliebte also sprechen: »Wenn du uns zur Ruhe bringen willst, so gehe hinauf ins Gebirge, dort findest du in einer Höhle drei Eier; diese nimm zu dir und öffne sie, wenn du es kannst; doch schwer wirst du dahin gelangen! Darauf verschwand die todte Maid. Am anderen Tage zeitig in der Frühe machte sich der arme Bursche auf den Weg. Hoch oben im Gebirge traf er eine alte Frau an, die einen grossen Sack mühsam auf dem Rücken trug. Der Bursche bedauerte sie und sprach: »Gebt her den Sack, ich will ihn euch tragen!« Die alte Frau übergab ihm den Sack, der Bursche nahm ihn auf seine Schulter und frug die Alte, was sie darin bewahre, da ihm der Sack so leicht vorkomme. »Die Seelen todtgeborener Kinder,« sagte die Alte, »ich pflege dieselben hinauf in das Reich der Todten zu tragen.« Kaum dass sie einige Schritte gethan hatten, blieb die Alte vor einer Höhle stehen und sagte: »Wir sind angelangt!« — »Wie so?« frug der Bursche, »so schnell?« — »Dir scheint es schnell,« sagte das alte Mütterchen, »obwohl du den Sack bereits seit neun Jahren auf deiner Schulter trägst!« Darauf erschrak der Bursche, die Alte aber fuhr

fort: »Im Reiche der Todten vergeht die Zeit gar schnell, und, Freundchen, wir befinden uns da! Wenn auch nicht im eigentlichen Reiche der Todten, so haben wir doch schon die Grenze desselben überschritten. Ich weiss auch, warum du dich herbegeben hast! Hier gebe ich dir ein Stück Fleisch, einen Krug Milch, einen Schlüssel und einen Strick; mit diesen Sachen kannst du deinen Weg fortsetzen, und bald wirst du die Höhle erreichen, in welche du zu kommen die Absicht hast!« Hierauf übergab ihm die Alte ein Säckchen und verschwand. Der Bursche setzte seinen Weg fort und erreichte gar bald den Schlund einer dunklen Höhle. Er trat ein, und kaum schritt er vorwärts, so wurde es ringsum hell, und er sah nun ein grosses Haus vor sich stehen. Er öffnete das Thor und trat in den Hof, aber neun weisse Hunde stürzten sich wüthend auf ihn. Er nahm aus dem Säckchen das Fleisch hervor und warf es den Hunden hin. Darauf ging er vorwärts und sah einen Brunnen, aus welchem eine Frau Wasser schöpfte, indem sie den an ihre Zöpfe gebundenen Eimer heraufzog und wieder in den Brunnen hinabliess. Er warf ihr den Strick hin, damit sie den Eimer an denselben binde, und frug sie, wozu sie das viele Wasser schöpfe. »Für die Todten,« antwortete das Weib, »welche ihre Verwandten ungewaschen begraben haben.« Darauf ging er weiter und öffnete mit dem Schlüssel die Thür des Hauses und trat in ein Zimmer, wo er drei Eier fand. Er brach das eine auf. Da schwebte Nebel ins Zimmer, und sein Vater trat vor ihn und sprach: »O, ich bin hungrig und durstig!« — »Komm' in den Hof,« sagte der Bursche, »vor der Thür steht ein Krug voll Milch!« — »Ich danke dir,« antwortete der Vater, »aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!« Mit diesen Worten verschwand er. Der Bursche öffnete nun das zweite Ei, und da trat seine Mutter hervor und sprach: »O, ich bin hungrig und durstig!« — »Komm' in den Hof,« sagte der Bursche, »vor der Thür da steht ein Krug voll

Milch!« — »Ich danke dir,« antwortete die Mutter, »aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!« Mit diesen Worten verschwand sie. Da nahm der Bursche das dritte Ei in die Hand und ging hinaus in den Hof, wo er es neben dem Kruge zerbrach. Jetzt erschien seine Geliebte und sprach: »O, ich bin hungrig und durstig!« — »Hier ist Milch, mein Lieb,« sagte der Bursche und überreichte ihr schnell den Krug. Die Maid trank und wurde so schön, wie die schönste Tochter des Sonnenkönigs. Als sie die Milch ausgetrunken hatte, sprach sie also: »Geliebter, du hast mich vom Tode erlöst, nun kehre ich mit dir zurück ins Leben und werde dein!« Und so geschah es. Sie kehrten vom schrecklichen Gebirge heim und lebten nun in Glück und Zufriedenheit miteinander, bis auch sie für ewige Zeiten ins Reich der Todten übersiedeln mussten ....

Es handelt sich also bei den Zigeunern nicht um Unsterblichkeitsvorstellungen, die bloss der Seele eine Fortdauer nach dem Tode zugestehen; bei ihnen kommen die Verstorbenen in Betracht, inwiefern sie wie andere Geister einer übersinnlichen Welt auf das Geschick der Lebenden gleichsam einen göttlichen Einfluss ausüben, nützen oder schaden. So glauben sie z. B., dass besonders zu Johanni die Todten, die in der Erde keine Ruhe finden können, ihre lebenden Angehörigen besuchen. Daher spannen die siebenbürgischen Zeltzigeuner, wo immer sie zur Zeit lagern, einen Faden über das nächstgelegene Wasser, damit die Geister dasselbe passiren können; denn das Wasser bildet nach uraltem indogermanischen Glauben die Grenze zwischen Leben und Tod; »Wasser entzaubert und verscheucht die Geister«, welche in der Johannisnacht zu sehen nur Dem vergönnt ist, der als neunter Sohn in einer durch keine Mädchen unterbrochenen Kinderreihe geboren ist; er sieht auch die Seele des Todten in ihrer menschlichen Gestalt vor dem Leichnam hergehen, wenn derselbe zur letzten Ruhestatt gebracht wird, — wie

denn auch solchen Individuen bei den Zigeunern besondere Gaben und Kräfte zugeschrieben werden (s. Seite 229). Zu anderen Zeiten sehen auch andere Leute die Geister der Verstorbenen, die gar oft aus kleinen Gründen im Jenseits keine Ruhe finden, z. B. wenn sie im Leben ihre abgeschnittenen Fingernägel oder Haare nicht verbrannt haben, welche sie nach ihrem Tode mühsam zusammensammeln müssen, ehe sie Ruhe finden, welche man dem Betreffenden gar leicht verschaffen kann, wenn man das von der Dachtraufe der Kirche herunterfallende Wasser sammelt und damit sieben Tage hindurch (bei Neumond beginnend) täglich siebenmal sein Grab begiesst. Gut ist es, in der Johannisnacht ein Gefäss mit Milch vor das Zelt zu stellen, damit die Todten, ermüdet von der irdischen Fahrt, sich laben können, widrigenfalls sie den Lebenden gar leicht Unheil bereiten könnten. Aus diesem Grunde feiern die siebenbürgischen Zeltzigeuner jährlich auch ein Todtenfest, wobei sie Eier zerschellen (s. Seite 160).

Die Vorstellungen der siebenbürgischen Zeltzigeuner sind also auch noch heutzutage sehr primitiv. Nach denselben dauern die vereinzelten Zustände diesseits, dem Wesen nach jenseits fort. Selbst der Aufenthaltsort der Todten ist kaum ein anderer, kaum ein Jenseits. Denn entweder verlegt ein jeder Zigeunerstamm denselben in seine Provinz, oder man denkt sich zwar einen besonderen Wohnort der Verstorbenen, wo man in schattigen und blühenden Lauben mit schönen Weibern lebt und an köstlichen Speisen und Getränken sich labt, — aber auch dieser Ort befindet sich jedesmal in der Provinz, wo der Stamm sich eben aufhält; so in Siebenbürgen in den südlichen Abhängen der Karpathengebirge. Dort halten sich den Tag über die Seelen der Verstorbenen in den unzugänglichen Klüften der Berge versteckt, also wie die Dämonen, des Nachts aber fliegen sie in die glücklichen Thäler hinab, um sich zu unterhalten, »umzuleben«, wie ein Zigeuner sich mir gegenüber ausdrückte. Und so wird denn

auch im jenseitigen Leben dasselbe getrieben, was hier auf Erden; die alten Leidenschaften flammen und herrschen auch dort, so wie hier; hingegen gebären die Weiber keine Kinder mehr. So sehr ist das Leben der Verstorbenen an das der Lebenden geknüpft, dass sie als Geister den Lebendigen erscheinen, Spuk treiben, überhaupt Sehnsucht nach dem irdischen Leben zeigen, die Lebendigen gleichsam beneiden, sie aus diesem Grunde gar oft schrecken und plagen.

In der Anschauung, dass Geister aus den Seelen der Verstorbenen entstehen, finden wir die letzten Klänge der anthropomorphischen Grundanschauung bei den Zigeunern, die jedenfalls vor vielen, gar vielen Jahrhunderten bei ihnen in voller Blüthe gestanden sein mag. Der Gespensterglaube überhaupt ist uralt; er ist auch bei den Zigeunern nicht erst in einer späteren historischen Zeit der Entartung entstanden; er findet sich ja überall in den primärsten Stufen menschlicher Verhältnisse, bei allen Naturvölkern und hat sich aus diesen Zuständen in spätere zu erhalten gewusst, weil er in dem noch nicht moralisch gekräftigten Gemüthe jedes Menschen wurzelt. Von der Materie eben ganz zu abstrahiren, ist für den Naturmenschen geradezu eine Unmöglichkeit. Alle seine Gedanken bewegen sich innerhalb der Welt der sinnlichen Erscheinungen, und er kann sich schwerlich einen Geist in dem eigentlichen Sinne des Wortes denken. Deshalb pflegt er den Geistern stets eine Art von materiellem Dasein zuzuertheilen. Wie es sich nun auch immer um die Richtigkeit dieser Auffassung verhalten mag, soviel ist gewiss, dass Urvölker und Naturmenschen jedenfalls eine mehr grobsinnlichere Auffassung, ein weit entschiedeneres Gefühl besitzen müssen für dergleichen Glaubensvorstellungen, als sich dies bei uns nachweisen liesse. Die religiöse Entwickelung eines Volkes kann eben nicht schon mit erleuchteter Einsicht begonnen haben, oder mit einem Bedürfniss, die Naturkräfte zu personifiziren. Beides setzt eine Fähigkeit zu abstrahiren voraus, was sich eben im Geistes-

leben niedrig stehender Volksstämme nicht vorfindet, da eben die Abstraktionsfähigkeit, die man dem primitiven Menschen so gerne in die Schuhe schieben möchte, nur durch eine lange, vielhundertjährige Vorarbeit erworben wird. Deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn von einer sittlichen Fassung der Unsterblichkeitsidee, von einer Vergeltung im Jenseits oder wenigstens von einem leidenfreien Nirvana-Zustand bei den Zigeunern keine Rede ist. —

Und so wären wir denn am Schusse unserer ethnologischen Betrachtung des siebenbürgischen Zigeuners angelangt, indem wir ihm von der Geburt bis zu seinem Tode treu nachfolgten auf seinem mühseligen Lebensgange, seine Sitten und Gebräuche, seinen Glauben und seine Meinungen in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen seines wechselreichen Wanderlebens mittheilten. Sie gleichen freilich einem wilden Waldstrauss, wie wir ihn, frische Freude, Festtagsgefühle und frohe Wanderlust im Herzen, befreit von der staubigen Kultur unserer Städte, draussen im Grünen zu brechen pflegen, aber in diesen Sitten und Gebräuchen spricht sich nicht nur das ureigenthümliche Denken und Fühlen dieses Wandervölkchens, sein Charakter auf eine eigenthümliche Weise aus, die Natur selbst, in der dies Volk athmet, spiegelt sich getreu darin ab, der Charakter des Landes, in dem es lebt, die Farbe des Himmels, der auf sein Wirken und Walten, sein Leben, sein Lieben und Leiden herniederschaut, die Beschaffenheit des Klimas, das auf die menschliche Natur stets einen gewissen Einfluss ausübt, der oft genug zur Herrschaft wird; dies alles drückt den uralten, indischen Elementen im Volksleben der siebenbürgischen Zigeuner einen eigenthümlichen Stempel auf. Denn die Natur mit ihrer ewigen Wahrheit ist ewig und unverwüstlich, und weil in Sitte und Brauch die wahre Gefühlsweise einer Nation, ohne Schminke und Firlefanz, in ihrer echten Natürlichkeit zum Ausdruck gelangt, bleiben sie auch jedem, selbst dem primitivsten Volke als ein Theil seines Wesens lieb, unveräusserlich und vergehen nicht gänzlich,

ohne eine Spur zurückzulassen, das Volk müsste denn selbst spurlos vergehen.[1]

Freilich immer tiefer versinkt die Vergangenheit und ihre Erinnerung auf den Grund des rascher stets und reissender daherfluthenden Stromes der Gegenwart mit seinem täglich immermehr gaukelnden Wellenspiel, — und nur hier und da ragt noch herauf aus dem Wirbel eine Erinnerung des versunkenen Lebens früherer Zeiten und Generationen, — bald ernst und finster, wie wettergrauer Fels, bald wie ein Eiland mit weithin schallendem Vogelsang, mit heimlich rauschenden Bäumen und träumerisch nickenden Blumen. Rasch vorbeigetrieben im Strudel des Lebens, blicken die Menschen staunend und neugierig auf diese Reste einer anderen fremden Zeit hin, und nur Wenige treten forschend näher zu diesen Denkmälern der Vergangenheit. Die es aber thun, rastend vom hastigen Jagen der heutigen Tage, zu denen steigt der Geist der Zeiten herauf aus der Tiefe der Jahrhunderte und spricht zu ihnen von der markig ernsten, starren Kraft der versunkenen Geschlechter und den lieblich zarten Blüthen reiner Poesie, oder zeigt ihnen das Leben fröhlich guter Völker, die noch nicht in den Rahmen unserer komplizirten Kultur eingetreten sind; die ebene, unveränderlich treue Menschennatur, den traulichen Kindersinn solcher Völker. Doch nicht nur der Reiz phantastischen Spiels sollte uns hinziehen zu solchen Ueberbleibseln aus alten Tagen im Leben und in den Sitten der Völker, — tiefer und bedeutungsvoller Ernst spricht aus ihnen, und gewiss ist es eine hohe Aufgabe der Wissenschaft, alle solche Denkmäler in Sitten und Gebräuchen, welchen Volkes immer, ebenso zu studiren, wie die steinernen Bauten und die alten Pergamente, »denn nur das tiefe, warme und lebendige Verständniss der Ver-

[1] Vgl. meine Broschüre: Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen« (in Holtzendorff-Virchows Sammlung gemeinverständ. wissensch. Vorträge), Hamburg, Verlagsanstalt 1888.

gangenheit lässt die Gegenwart mit voller bewusster Kraft und Klarheit erfassen und mit freier Sicherheit den Blick in die Zukunft richten.« Wie die ersten Eindrücke der frühen Kindheit fest und unauslöschlich in der Menschenseele haften, wie des Kindes Fühlen und Denken immer wieder zum Ausdruck kommt in dem Ringen der männlichen Kraft, so taucht auch im Leben der Völker immer wieder und wieder hervor, was das Denken und Streben der vergangenen Generationen erfüllte; die Formen zerbrechen und erneuern sich, aber der Geist der Völker wie der Geist des einzelnen Menschen schreitet vor als ein untheilbares und unzerstörbares Ganzes in zusammenhängender Entwickelung. Und wie der einzelne Mensch die Erinnerung seiner Jugend heilig hält, so sollen auch die Völker sich versenken in das Verständniss der vor ihnen und mit ihnen strebenden und ringenden Generationen, in die Erinnerung an das Wachsen und Werden des Volkslebens, besonders da sie in unseren Tagen herab sinkt auf zerbröckelnden Fundamenten, um bald vielleicht ganz in der Tiefe zu verschwinden. Sollten die Völker einander ihrem innersten Wesen nach kennen, sie würden wahrlich aneinander mehr haben zu lieben, als zu hassen.

III.

Sprache und Poesie.

Die Sprache der siebenbürgischen Zigeuner zerfällt in drei Hauptdialekte, welche sich schon durch die aufgenommenen Fremdwörter voneinander unterscheiden lassen: 1. der ungarisch-zigeunerische, 2. der walachisch-zigeunerische, und 3. der sächsisch-zigeunerische Dialekt. Der reinste Dialekt ist zweifelsohne der ungarisch-zigeunerische, den wir auch zur Grundlage der folgenden sprachlichen Erörterungen machen wollen.

Die von uns gebrauchte, durch Prof. Hugo v. Meltzl[1] aufgestellte graphische Darstellung der Laute der Sprache der Siebenbürger Zigeuner ist die folgende:

Vokale: á; i, í; u, ú; e, é; o, ó.

Diphthonge: ae, ai (ay), au; ei; ui; oi, oe.

Obige Vokale und Diphthonge entsprechen, was ihre Aussprache betrifft, den betreffenden deutschen Vokalen und Diphthongen; á ist stets lang:

Konsonannten: b, c (tsch), ç (ch), d, f, g, h, j (dsch), k, l, m, n, ñ (nj), p, r, s, sh (sch), t, v, y (j).

[1] Jile Románe (Klausenburg).

Obiger Transskriptionsmethode gemäss entspricht c dem Laute tsch, ç dem deutschen ch, j = dsch, ñ = nj, sh = sch, y = j.

Die Sprache der Zigeuner hat nur zwei Geschlechter: das männliche und weibliche. In betreff des Geschlechtsunterschiedes lassen sich keine festen Regeln aufstellen, nachdem sehr viele abstrakte Worte bald männlich, bald weiblich gebraucht werden. Im allgemeinen lässt sich sagen: 1. Männlichen Geschlechtes sind die auf o, ben, pen, m, n, r, l, k, os, sh, t, b, p endigenden Wörter, z. B. bálo Schwein, kámában Liebe, coripen Elend, çárçun Kupfer, çuçur Pilz, drom Weg, devel (devlá) Gott, nák Nase, rást Hand, rup Silber u. s. w.; 2. weiblichen Geschlechtes sind die auf i, e, is, á endigenden Wörter, z. B. folyi Brocken, gáláve Tuch, kleyá Schlüssel. Der Artikel für das männliche Geschlecht ist o (der), für das weibliche e (die).

Die echt zigeunerischen Suffixe: áno, eno, ino, uno, káno, kuno, tuno, die aus Haupt- und Zeitwörtern gewöhnlich Adjectiva, bisweilen auch Substantiva bilden, »verleihen dieser Sprache einen Wohlklang, der an das Italienische erinnert,« z. B. piráno Geliebter, von piránáv ich liebe; kándeno stinkend, von kándáv ich stinke; dilyino dumm, von dilyináv ich bin wahnsinnig; çárkuno aus Kupfer verfertigt, von çárçun Kupfer. Adjectiva werden noch gebildet mittelst der Suffixe: álo, válo, skro, z. B. bokhálo hungrig, von bokh Hunger; násválo krank, von náslyiváv ich bin krank; devleskro göttlich, von devlá, devel Gott. Das Participium wird gebildet: 1. mittelst to, do, z. B. çolyárdo erzürnt, von çolyáráv ich erzürne; násháto verloren, von násháváv; 2. mittelst lo, dlo, z. B. mánglo gebeten, von mángáv ich bitte, bettele; pçándo gefesselt, von pçándáv ich fessele. Die auf do, di, to, ti gebildeten Haupt- und Beiwörter sind gleichfalls mit Participialsuffix gebildet, z. B. cingerdo Bohrer, von eingeráv ich reisse; kushto kahl, von kusháv ich schinde. Abstrakte Hauptwörter werden mittelst ben und pen gebildet, z. B. keriben

Arbeit, von keráv ich mache; mángipen Bitte, von mángáv ich bitte.

Der Comparativus wird mittelst der Endung eder gebildet, z. B. kálo schwarz, káleder schwärzer; shukár schön, shukáreder schöner. Der Superlativus hat keine eigentliche Endung, sondern wird aus dem Comparativus mittelst der ungarischen Vorsilbe leg-, oder der rumänischen may oder forte gebildet: shukár schön, shukáreder schöner, legshukáreder am schönsten; párno weiss, párneder weisser, may párneder am weissesten; tçulo dick, tçuleder dicker, forte tçuleder am dicksten. Nur folgende drei Adjectiva bilden den Comparativus und Superlativus von einem anderen Stamme: láco und mishto gut, miseç schlecht; Comparativus: feder besser, horsheder schlechter; Superlativus: legfeder oder may feder oder forte feder am besten, leghorsheder oder may horsheder oder forte horsheder am schlechtesten.

Das Adverbium wird gebildet durch die Endung -es, die an den Stamm tritt, z. B. báçtálo glücklich, adv. báçtáles; shukár schön, adv. shukáres; koro blind, adv. kores; lolo roth, adv. loles.

Was die Deklination anbelangt, so sind im Zigeunerischen nur zwei Numeri vertreten: Singular und Plural; von einem Dual ist keine Spur mehr vorhanden, derselbe wird mit Pluralformen gebildet und mit Anwendung von duy (zwei), z. B. duy mánushá zwei Männer. Kasus sind folgende: Nominativus, Genitivus, Dativus, Accusativus, Vocativus, Ablativus und Instrumentalis.

In der Sprache der siebenbürgischen Zigeuner lassen sich vier Deklinationen unterscheiden:

1. zur ersten gehören die Masculina in o, Genitiv eskro, Plural e;

2. zur zweiten die Feminina in á, Genitiv ákri, Plural e;

3. zur dritten gehören die Masculina, die auf einen anderen Vokal (nicht o) oder Diphthong oder Konsonanten endigen, und deren Genitiv auf eskro, Plural auf á lautet;

4. die vierte Deklination umfasst endlich die auf e, i, in oder einen anderen Konsonanten endigenden Feminina, welche den Genitiv auf yákri, den Plural auf yá bilden.

Bei der Deklination ist noch zu beachten der Untersch ed zwischen Belebtem und Unbelebtem. Bei allen leblosen Dingen stimmt die Endung des Accusativus mit der des Nominativus ganz genau überein; hingegen nehmen alle Masculina für Belebtes im Accusativus die Endung es, os an, die Feminina die Endung á oder yá. Im siebenbürgischen Zigeuneridiom wird dieser Unterschied zwischen Belebtem und Unbelebtem sehr genau durchgeführt.

Im folgenden wollen wir zur leichteren Uebersicht einige Paradigmen zu den vier Deklinationen mittheilen.

Paradigmen zur ersten Deklination.

1. Belebtes.

Singular.	Plural.
Nom. ráklo, der Knabe,	ráklá, die Knaben,
Gen. ráklesko, des Knaben,	ráklengré, der Knaben,
Dat. rákleske, dem Knaben,	ráklenge, den Knaben,
Acc. rákles, den Knaben,	ráklen, die Knaben,
Voc. oh rákleyá, o Knabe,	oh ráklé, o Knaben,
Abl. ráklestár, von dem Knaben,	ráklendár, von den Knaben,
Instr. ráklehá, mit dem Knaben.	ráklensá, mit den Knaben.

2. Unbelebtes.

Singular.	Plural.
Nom. ángushto, der Finger,	ángushtá, die Finger,
Gen. ángushteskro, des Fingers,	ángushtengré, der Finger,
Dat. ángushteske, dem Finger,	ángushtenge, den Fingern,
Acc. ángushto, den Finger,	ángushtá, die Finger,
Voc. oh ángushto, o Finger,	oh ángushtá, o Finger,
Abl. ángushtár, von dem Finger,	ángushtendár, von den Fingern,
Instr. ángushtehá, mit dem Finger.	ángushtensá, mit den Fingern.

Das e im Genitiv Pluralis ist in den Masculina für Belebte stets lang, also ráklengré der Knaben, dasselbe gilt für das

e im Vocativ der Mehrzahl, räklé o Knaben. Erwähnenswerth ist noch der Umstand, dass die walachischen Zigeuner Siebenbürgens das e der Endung im Genitiv Singularis e-skro, des Dativ e-ske, des Ablativ e-stár, des Instrumentalis e-há, ebenso das e der Endung des Genitiv Pluralis e-ngré, Dativ e-nge, Ablativ e-ndár und Instrumental e-nsá in o verwandeln, wenn der letzte Vokal des Stammes vom betreffenden Worte ebenfalls ein o ist, z. B. lovo Geld, Genitiv Singularis lovoskro statt loveskro, Dativ lovoske statt loveske, Dies gilt auch für die Adjectiva und die mittelst oro gebildeten Deminutiva, z. B. skámindoro Tischchen, Genitiv Pluralis skámindongré statt skámindengré.

Paradigmen zur zweiten Deklination.

Belebtes.

Sing.	Plur.
Nom. mishá, die Maus,	mishá, die Mäuse,
Gen. mishákri, der Maus,	mishengré, der Mäuse,
Dat. misháke, der Maus,	mishenge, den Mäusen,
Acc. mishá, die Maus,	mishen, die Mäuse,
Voc. oh mishá, o Maus,	oh mishálá, o Mäuse,
Abl. mishátár, von der Maus,	mishendár, von den Mäusen.
Instr. misháhá, mit der Maus.	mishensá, mit den Mäusen.

Unbelebtes.

Sing.	Plur.
Nom. dumá, die Stimme,	dumá, die Stimmen,
Gen. dumákri, der Stimme,	dumengré, der Stimmen,
Dat. dumáke, der Stimme,	dumenge, den Stimmen,
Acc. dumá, die Stimme,	dumá, die Stimmen,
Voc. oh dumá, o Stimme,	oh dumá, o Stimmen,
Abl. dumátár, von der Stimme,	dumendár, von den Stimmen,
Instr. dumáhá, mit der Stimme.	dumensá, mit den Stimmen.

Das á der Endung des Instr. Plur. geht oft in é über, z. B. dumensé statt dumensá; der Vocativus der Mehrzahl lautet bei den walachischen Zigeunern Siebenbürgens bisweilen auf ályе, z. B. mishályе statt mishále.

Paradigmen zur dritten Deklination.

Belebtes.

Sing.	Plur.
Nom. mánush, der Mensch,	mánushá, die Menschen,
Gen. mánusheskro, des Menschen,	mánushengré, der Menschen,
Dat. mánusheske, dem Menschen,	mánushenge, den Menschen,
Acc. mánushes, den Menschen,	mánushen, die Menschen,
Voc. oh mánusheyá, o Mensch,	oh mánushá, o Menschen,
Abl. mánushestár, von dem Menschen,	mánushendár, von den Menschen,
Instr. mánushehá, mit dem Menschen.	mánushensá, mit den Menschen.

Unbelebtes.

Sing.	Plur.
Nom. kán, das Ohr,	káná, die Ohren,
Gen. káneskro, des Ohres,	kánengré, der Ohren,
Dat. káneske, dem Ohre,	kánenge, den Ohren,
Acc. kán, das Ohr,	káná, die Ohren,
Voc. oh kán, o Ohr,	oh káná, o Ohren,
Abl. kánestár, vom Ohr,	kánendár, von den Ohren,
Instr. kánehá, mit dem Ohr.	kánensá, mit den Ohren.

Unbelebtes auf ben, pen.

Sing.	Plur.
Nom. jiungiben, die Niederträchtigkeit	jiungibená
Gen. jiungibeneskro	jiungibengré
Dat. jiungibeneske	jiungibenge
Acc. jiungiben	jiungibená
Voc. oh jiungiben	oh jiungibená
Abl. jiungibenestár	jiungibendár
Instr. jiungibenehá.	jiugibensá.

Wie wir sehen, hängen die auf ben und pen endigenden Hauptwörter die Endungen der einzelnen Kasus unmittelbar an die Nominativform an. Die Pluralendungen engré, enge, endár und ensá werden dabei in gré, ge, dár, sá gekürzt; die regelmässige Form des Gen. Plur. von jiungiben wäre also jiungiben-engré, statt welcher aber einfach jiungibengré gebraucht wird.

Paradigmen zur vierten Deklination.

Belebtes.

	Sing.	Plur.
Nom.	romñi, die Frau,	romñiyá, die Frauen,
Gen.	romñákri, der Frau,	romñiyengre, der Frauen,
Dat.	romñáki, der Frau,	romñiyenge, den Frauen,
Acc.	romñá, die Frau,	romñiyen, die Frauen,
Voc.	oh romñiye, o Frau,	oh romñiyá, o Frauen,
Abl.	romñátár, von der Frau,	romñiyendár, von den Frauen,
Instr.	romñáhá, mit der Frau.	romñiyensá, mit den Frauen.

Unbelebtes.

	Sing.	Plur.
Nom.	momelyi, Wachskerze	momelyá
Gen.	momelyákri	momelyengré
Dat.	momelyáke	momelyenge
Acc.	momelyi	momelyá
Voc.	oh momelyi	oh momelyá
Abl.	momelyátár	momelyendár
Instr.	momelyáhá.	momelyensá.

Die im Nominativ auf li, le, lin, len auslautenden Feminina verlieren in den übrigen Kasus das eigentlich zum Stamm gehörige l, wenn demselben unmittelbar ein anderer Konsonant vorausgeht, z. B. themlin Gebirge, Gen. Sing. themáyákri, themáyáke u. s. w.

Zu den Deklinationen muss noch bemerkt werden, dass bei **Belebtem** die Vocativform sehr selten gebraucht wird; sie ist im Aussterben begriffen; statt dieser Form wird der Nominativ in Verbindung mit oh! oder m'ro m're mein gebraucht.

Die siebenbürgischen Zeltzigeuner gebrauchen auch eine Form des **Locativus** mit der Endung e, z. B. yevend Winter, yevende im Winter; ker das Haus, kere zu Hause, nach Hause; ñiláy Sommer, ñiláye im Sommer; wenn aber der Nominativus auf einen Vokal endigt, so lautet die Endung des Locativus ye, z. B. ráci Nacht, ráciye nachts.

Insofern das Adjectivum einen unabhängigen substantivischen Charakter annimmt, wird es ebenso deklinirt wie die Hauptwörter und folgt als Masculinum der Wörter auf o, als Femininum der auf i; steht es aber als Beiwort in abhängigem Verhältniss zum Substantivum, so bleibt es durch alle Kasus unverändert, d. h. beim Masculinum erhält es im Singular die Endung o, beim Femininum i (e), im Plural für alle beide Geschlechter e. Dasselbe gilt auch vom Comparativus und Superlativus, nur erhalten diese im Plural als Endung ein á, z. B.

Báreder máco, der grosse Fisch:

	Sing.		Plur.	
Nom.	báreder	máco	báredrá	mácá
Gen.	»	máceskro	»	mácengré
Dat.	»	máceske	»	mácenge
Acc.	»	máces	»	mácen
Voc.	»	máceyá	»	máce
Abl.	»	mácestár	»	mácendár
Instr.	»	mácehá.	»	mácensá.

Nur wenn ein besonderer Nachdruck auf dem Comparativ oder Superlativ liegt, wird er gleich dem Substantivum deklinirt, z. B. báreder máco, Gen. báredeskro máceskro, Dat. báredreske máceske.

Die Personal-Pronomina sind:

me, ich.

	Sing.	Plur.
Nom.	me	ámen, wir
Gen.	mro	ámáré
Dat.	mánde, mán, mánge	ámende, mende, men ámenge
Acc.	mán	men
Voc.	oh me	oh ámen
Abl.	mándár	mendár
Instr.	mánsá.	ámensá, mensá.

tu, du.

	Sing.	Plur.
Nom.	tu	tumen
Gen.	tiro	tumáré
Dat.	tute, tuke	tumende, tumen, tumenge
Acc.	tut	tumen
Voc.	oh tu	oh tumen
Abl.	tutár	tumendár
Instr.	tuhá	tumensá.

yov, er; yoy, sie.

	Sing. Masc.	Sing. Fem.	Plur. für beide Geschlechter.
Nom.	yov	yoy	yon
Gen.	leskro	lákro	lengré
Dat.	leske	láke	lenge,
Acc.	les	lá	len
Voc.	oh yov	oh yoy	oh yon
Abl.	lestár	látár	lendár
Instr.	lehá	láhá	lensá.

Die Flexion der persönlichen Pronomina und der Pronomina überhaupt ist von der der Substantiva gar wenig abweichend; zu bemerken ist, das der Nominativ der Personal-Pronomina selten gebraucht wird und auch dann nur, um die betreffende Person hervorzuheben.

Possessiv-Pronomina.

miro, mire (m'ro, m're) mein.

	Sing. Masc.	Sing. Fem.	Plur. für beide Geschlechter.
Nom.	miro, m'ro	mire, m're	mire (i)
Gen.	mreskro	mrákro	mirengré
Dat.	mreske	mráke	mirenge
Acc.	mires	mirá	miren
Voc.	oh m'ro	oh m're	oh mire (i)
Abl.	mrestár	mirátár, m'rátár	mirendár
Instr.	mrehá	miráhá	mirensá.

tiro, tire (t'ro, t're), dein.

Sing. Masc.	Fem.	Plur. für beide Geschlechter.
Nom. tiro	tire	tire (i)
Gen. tireskro	tirákro	tirengré
Dat. tireske	tiráke	tirenge
Acc. tires	tirá	tiren
Voc. oh tiro	oh tire	oh tire (i)
Abl. tirestár	tirátár	tirendár
Instr. tirehá	tiráhá	tirensá

leskro, leskre, sein.

Masculinum. Sing.	Plur.	Femininum. Sing.	Plur.
Nom. leskro	leskre	Nom. lákro	lákre
Gen. leskreskro	leskrengré	Gen. lákreskro	lákrengré
Dat. leskreske	leskrenge	Dat. lákreske	lákrenge
Acc. leskres	leskren	Acc. lákreská	lákren
Voc. oh leskro	oh leskre	Voc. oh lákro	oh lákre
Abl. leskrestár	leskrendár	Abl. lákrestár	lákrendár
Instr. leskrehá.	leskrensá.	Instr. lákrehá	lákrensá.

Pluralformen.

Masculinum.	Femininum.	Masculinum.	Femininum.
Nom. ámáro, unsere	ámári (e)	Nom. tumáro, dein	tumári (e)
Gen. ámárengré		Gen. tumárengré	
Dat. ámárengé		Dat. tumárenge	
Acc. ámáren		Acc. tumáren	
Voc. oh ámáre	oh ámári	Voc. oh tumáro (e)	
Abl. ámárendár		Abl. tumárendár	
Instr. ámárensá.		Instr. tumárensá.	

Wenn diese Pronomina vor einem Substantivum stehen, so nehmen sie mit Ausnahme des Nominativs und Vocativs im Singular und Plural als Masculina die Endung e, als Feminina die Endung á an, z. B. leskro pçrál, sein Bruder, leskre pçráleskro seines Bruders, leskre pçráleske seinem Bruder u. s. w.; leskri pçen seine Schwester, leskrá pçeñákri seiner Schwester, leskrá pçeñáke seiner Schwester u. s. w.

Bei den siebenbürgischen Zigeunern ist folgendes Interrogativ-Pronomen gebräuchlich:

Nom. ko, wer?	so, was?
Gen. káskro	soskro
Dat. káske	soske
Acc. kás	so
Abl. kástár	sostár
Instr. káhá	sohá.

In der Bedeutung von »welcher, welche« wird ko, ke gebraucht und verändert sich mit Ausnahme des Nominativs, der für Masculina ko, für Feminina ke lautet, durch alle Kasus im Singular und Plural ke.

Demonstrativ-Pronomina.

Masculinum.

Sing.	
Nom. ádá, dieser	oda, jener
Gen. ádáleskro	odoleskro
Dat. ádáleske	odoleske
Acc. ádáles	odoles
Voc. oh ádá	oh oda
Abl. ádálestár	odolestár
Instr. ádálehá	odoleha.
Plur.	
Nom. ádá	odá
Gen. ádálengré	odálengré
Dat. ádálenge	odálenge
Acc. ádálen	odálen
Voc. oh ádá	oh odá
Abl. ádálendár	odálendár
Instr. ádálensá	odálensá.

Femininum.

Sing.	
Nom. ádá, diese	odá, jene
Gen. ádálákro	odálákro
Dat. ádáláke	odáláke
Acc. ádálá	odálá
Voc. oh ádá	oh odá
Abl. ádálátár	odálátár
Instr. ádáláhá	odáláhá.

Plural so wie beim Masculinum.

Zahlenbenennungen.

	Cardinalia	Ordinalia	Distributiva	Multiplicativa
1	yek, eins	yekto, erster	yekteyek, je eins	yekvár, einmal
2	duy	duyto, áver	duyteduy	duyvár
3	trin	trito	trintetrin	trivár
4	stár	stárto	stártestár	stárvár
5	pánc	páncto	pánctepánc	páncvár
6	shov	shovto	shovteshov	shovár
7	eftá	eftáto	efteyeftá	eftávár
8	oçto	oçtáto	oçtoteyoçto	oçtovár
9	eñá	eñáto	eñáteyeñá	eñávár
10	desh	deshto	deshtedesh	deshvár
11	deshuyek	deshuyekto	deshuyekye	deshuyekvár
12	deshuduy	deshuduyto	deshuduydu	deshuduyvár
13	deshutrin	deshutrito	deshutrinti	deshutrivár
14	deshustár	deshustárto	deshustársti	deshustárvár
15	deshupánc	deshupáncto	deshupánctepánc	deshupáncvár
20	bis	bisto	bistebis	bisvár
21	bisteyek	bisteyekto	bisuyekye	bisuyekvár
22	bisteduy	bisteduyto	bisuduydu	bisuduyvár
30	triándá	triándáto	trintetriándá	triándávár
40	stárándá	stárándáto	stárándáte - stárándá	stárandávár
50	pendá oder yepássel[1]	pendáto	pendátependá	pendávár
60	shovvárdesh	shovvárdeshto		
70	eftávárdesh	eftávárdeshto		
80	oçtovárdesh	oçtovárdeshto		
90	eñávárdesh	eñávárdeshto		
100	sel	selto	seltesel	selvár
200	duyvársel	duyvárselto		
400	stárvársel	stárvárselto		
1000	deshvársel	deshvárselto		deshvárselvár
2000	bisvársel	bisvárselto		
3000	triándávársel	triándávárselto		
5000	pendávársel	pendávárselto		

[1] Halbhundert.

Die Zahlen 11—19 werden mit desh (10) und dem betreffenden Einer durch Verbindung mittelst eines -u- gebildet; von 21 an wird der Einer durch das Bindewort -te- (und) dem betreffenden Zehner angefügt. Die Zahlen 60, 70, 80 und 90 werden durch Vorsetzung des Multiplicativum -vár vor die Zahl 10 gebildet, z. B. sho-vár-desh 60, also 6 × 10.

Die Ordinalia werden gebildet, indem an die Grundzahl die Endung -to gefügt wird, z. B. yek-to, sel-to. Die Bildung der Distributiva geschieht dadurch, dass man die betreffende Grundzahl mit dem Bindewort -te- (und) verbindet. z. B. yek-te-yek (eins und eins). Bei der Bildung der Multiplicativa wird die Endung -vár an die Grundzahl gesetzt; z. B. yek-vár einmal.

Die Zahlwörter werden auch flektirt, z. B.

Masc.	Fem.
Nom. yek	yeká
Gen. yekeskro	yekákri
Dat. yekeske	yekáske
Acc. yekes	yeká.

und

Nom. duy	trin
Gen. duyengré	triengré
Dat. duyenge	trienge
Acc. duyen	trinen
Abl. duyendár	trinendár
Instr. duyensá	trinensá.

Yek wird auch als unbestimmter Artikel gebraucht.

Verbum.

In der Sprache der siebenbürgischen Zigeuner sind folgende Tempora vertreten: 1. Praesens, die Form auf -áv; 2. Futurum, die Form auf -ává, z. B. meráv ich sterbe, mer ává ich werde sterben; 3. Imperfectum, die Form auf -áván, z. B. merávás ich starb; 4. Perfectum, die Form

auf -dyom, -lyom oder -ilyom; dabei ist zu bemerken, dass die auf -c, -g, -ç, -k, -nd, -v oder -m auslautenden Verbalstämme das Perfectum auf -lyom bilden, z. B. ác-áv ich wohne, Perf. áclyom, mákáv ich färbe, Perf. máklyom; áváv ich komme, Perf. ávlyom; kámáv ich will, liebe, Perf. kámlyon; bei den auf -r auslautenden Verbalstämmen geht dies Schluss-r im Perfectum in -l über, z. B. peráv ich falle, Perf. pelyom; Verba, deren Praesens auf -ováv oder -áráv auslautet, bilden ihr Perfectum auf -ilyom, z. B. mátováv ich berausche mich, Perf. mátilyom; sápñáráv ich seife ein, Perf. sápñilyom; 5. Plusquamperfectum, die Form des Perfectum mit Hinzufügung der Endung -ás, z. B. meráv ich sterbe, Perf. merdyom, Plusquampf. merdyomás; 6. Imperativus ist der reine Stamm, der nach Weglassung der Praesensendung -áv gewonnen wird, z. B. meráv, Imper. mer; bisweilen wird auch ein á an den reinen Stamm gesetzt, um eine Imperativform auszudrücken. Eine eigentliche Infinitivform ist im Idiom der Siebenbürger Zigeuner nicht vorhanden, sondern dieselbe wird durch Umschreibung ausgedrückt und zwar durch die 3. Person des Praesens Indicativi oder Conjunctivi, z. B. kámáv the jiál ich will gehen; kámes the prejiál du willst weggehen. Indicativus und Conjunctivus, ebenso Activum und Passivum sind vorhanden, die wir im folgenden an Paradigmen kurz veranschaulichen wollen.

Die Zeitwörter, welche der regelmässigen Konjugation folgen, lassen sich in fünf Gruppen eintheilen. Zur ersten Gruppe gehören diejenigen Verba, deren erste Person im Praesens Activi auf -áv lautet, z. B. mer-áv ich sterbe, kosáv ich wische ab, lángáv ich hinke; zur zweiten Gruppe gehören die Zeitwörter, welche die erste Person des Praesens auf -áráv oder -eráv bilden, z. B. lábáráv ich heize, melyáráv ich beschmutze, págheráv ich zerbreche; die dritte Gruppe bilden diejenigen Verba, deren erste Person im Praesens auf -áváv ausgeht, z. B. básháváv ich geige; die vierte Gruppe besteht aus den Verben, deren erste Person

im Praesens -ováv oder -uváv zur Endung hat, z. B. labuváv ich verbrenne, çályováv ich verstehe; schliesslich gehören zur fünften Gruppe diejenigen Zeitwörter, deren erste Person im Praesens auf -ináv auslautet; z. B. cincináv ich entlocke, seyináv ich schwindle. Die zur vierten Gruppe gehörigen bilden keine selbständige Konjugation, sondern folgen der Konjugation der Verben der ersten Gruppe.

Paradigma zur I. Klasse.

Activum.

Praesens.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	(me) meráv, ich sterbe	the meráv
	(tu) meres	the meres
	(yov) merel	the merel
Plur.	(ámen) merás	the merás
	(tumen) meren	the meren
	(yon) meren.	the meren.

Imperfectum.

Sing.	merávás, ich starb	the merávás
	merehás	the meráhás
	merelás	the merálás
Plur.	meráhás	the meráhás
	merenás	the meránás
	merená.	the meránás.

Perfectum.

Sing.	merdyom, ich bin gestorben	the merdyom
	merdyál	the merdyál
	merdyás	the merdyás
Plur.	merdyám	the merdyám
	merdyán	the merdyán
	merdé	the merdé (i).

Plusquamperfectum.

Sing.	merdyomás, ich war gestorben	the merdyomás
	merdyelás	the merdyelás
	merdyehás	the merdyehás
Plur.	merdyámás	the merdyámás
	merdyenás	the merdyenás
	merdyenás	the merdyenás.

Futurum.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	mervá, ich werde sterben	the mervá
	merehá	the merehá
	merelá	the merelá
Plur.	meráhá	the meráhá
	merená	the merená
	merená	the merená.

Imperativus: Sing. 2. mer (á), Plur. 1. merás, 2. meren. Infinitivform: the merel. Participiumform: merdó, e gestorben. Gerundiumform: merindos, sterbend.

Nach ç und j geht das e der 2. und 3. Person im Singular und Plural des Praesens bei einsilbigen Verben in á über, z. B. çáv ich esse, 2. Person çás, 3. çál; jiáv ich gehe, 2. jiás, 3. jiál; ji geht im Perfectum in g über: jiáv, Perf. gelyom.

Paradigma zur 2. Klasse.

Activum.

Praesens.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	ásháráv, ich lobe	th' ásháráv
	áshåres	th' ásháres
	ásházel	th' áshárel
Plur.	áshárás	th' áshárás
	ásháren	th' ásháren
	ásháren.	th' ásháren.

Imperfectum.

Sing.	áshárávás, ich lobte	th' áshárávás
	ásharehás	th' ásharehás
	ásharelás	th' ásharelás
Plur.	ásháráhás	th' ásháráhás
	ásharenás	th' ásharenás
	ásharená (s)	th' ásharenás.

Perfectum.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	áshárdyom, ich habe gelobt	th' áshárdyom
	áshárdyál	th' áshárdyál
	áshárdyás	th' áshárdyás
Plur.	áshárdyám	th' áshárdyám
	áshárdyán	th' áshárdyán
	áshárdé	th' áshárdyán.

Plusquamperfectum.

Sing.	áshárdyomás, ich hatte gelobt	th' áshárdyomás
	áshárdyelás	th' áshárdyelás
	áshárdyehás	th' áshárdyehás
Plur.	áshárdyámás	th' áshárdyámás
	áshárdyenás	th' áshárdyenás
	áshárdyenás	th' áshárdyenás.

Futurum.

Sing.	áshárává, ich werde loben	th' áshárává
	ásháreha	th' áshárehá
	áshárelá	th' áshárelá
Plur.	ásháráhá	th' ásháráhá
	áshárená	th' áshárená
	áshárená	th' áshárená.

Imperativus: Sing. 2. áshár, Plur. 1. ásharás, 2. ásháren. Infinitivform: th' ásharel; Participium: áshárdo, e gelobt; Gerundiumform: ásharindos, lobend.

Paradigma zur 3. Klasse.

Activum.

Praesens.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	murávav, ich schere	the murávav
	muráves	the muráves
	murável	the murável
Plur.	murávás	the murávás
	muráven	the muráven
	muráven	the muráven.

Imperfectum.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	murávávás, ich schor	the murávás
	murávehás	the murávehás
	murávelás	the murávelás
Plur.	muráváhás	the muráváhás
	murávenás	the murávánás
	murávenás.	the murávánás.

Perfectum.

Sing.	murályom, ich habe geschoren	the murályom
	murályál	the murályál
	murályás	the murályás
Plur.	murályám	the murályám
	murályán	the murályán
	murálé	the murályán.

Plusquamperfectum.

Sing.	murályomás, ich hatte geschoren	the murályomás
	murályelás	the murályálás
	murályehás	the murályáhás
Plur.	murályámás	the murályámás
	murályenás	the murályánás
	murályenás	the murályánás.

Futurum.

Sing.	murávává, ich werde scheren	the murávává
	murávehá	the murávehá
	murávelá	the murávelá
Plur.	muráváhá	the muráváhá
	murávená	the murávená
	murávená	the murávená.

Imperativus: Sing. 1. murá, Plur. murávás, 3. muráven. Infinitivform: the murável, Participium: murádo, e geschoren; Gerundiumform: murándos, scherend.

Der Unterschied zwischen Conjunctivus und Indicativus im Imperfectum und Plusquamperfectum ergiebt sich von selbst; zu bemerken ist nur, dass die zur 3. Klasse gehörigen Verba, deren Stamm auf -ly, -r, oder -s auslautet, im Perfectum

— wie obiges Paradigma zeigt — die Endung -lyom aufnehmen; die übrigen haben das gewöhnliche -dyom. Der Imperativus dieser Klasse endigt stets auf -á; die walachischen Zigeuner bilden ihn auf -u, also muru-murá schere du.

Paradigma zur 4. Klasse.

Activum.

Praesens.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	çályováv, ich verstehe	the çályováv
	çályos	the çályos
	çályol	the çályol
Plur.	çályovás	the çályovás
	çályon	the çályon
	çályon	the çályon.

Imperfectum.

Sing.	çályovávás, ich verstand	the çályovás
	çályohás	the çályohás
	çályolás	the çályolás
Plur.	çályováhás	the çályováhás
	çályonás	the çályonás
	çályonás	the çályonás.

Perfectum.

Sing.	çályilyom, ich habe verstanden	the çályilyom
	çályilyál	the çályilyál
	çályilyás	the çályilyás
Plur.	çályilyám	the çályilyám
	çályilyán	the çályilyán
	çályilyé (i)	the çályilyé (i).

Plusquamperfectum.

Sing.	çályilyomás, ich hatte verstanden	the çályilyomás
	çályilyálás	the çályilyelás
	çályilyáhás	the çályilyehás
Plur.	çályilyámás	the çályilyemás
	çályilyánás	the çályilyenás
	çályilyánás	the çályilyenás.

Futurum.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	çályovává, ich werde verstehen	the çályovává
	çályohá	the çályohá
	çályolá	the çályolá
Plur.	çályováhá	the çályováhá
	çályoná	the çályoná
	çályoá	the çályoná.

Imperativus: Sing. 2. çályol, Plur. 2. çályovás, 3. çályon; Infinitivform: the çályol; Participium: çályilo, e verstanden; Gerundivform: çályindos, verstehend.

Die Abweichungen einzelner Konjunktivformen von denen des Indikativs sind leicht ersichtlich; die 2. Person im Singular des Imperativs endigt bei den Verben der 4. Klasse stets auf -ól.

Das Hülfsverbum »sein« wird folgendermaassen konjugirt:

Praesens.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	som, ich bin	the ávás, ich sei
	sál, du bist	the ávehás, du seiest
	hin, er (sie, es) ist	the ávelás, ávlás, er (sie, es) sei
Plur.	sám, wir sind	the áváhás, wir seien
	sán, ihr seid	the ávenás, ávnás, ihr seiet
	hin, sie sind	the ávenás, ávnás, sie seien.

Imperfectum.

Sing.	ávávás, ich war	the ávávás, ich wäre
	ávehás, du warst	the ávehás, du wärest
	ávlás, er (sie, es) war	the ávlás, er (sie, es) wäre
Plur.	áváhás, wir waren	the áváhás, wir wären
	ávenás, ihr waret	the ávenás, ihr wäret
	ávnás, sie waren	the ávnás, sie wären.

Perfectum.

Sing.	somás, ich bin gewesen	the somás, ich sei gewesen
	sálás	the sálás
	hás, ehás	the ehás
Plur.	sámás	the sámás
	sánás	the sánás
	hás	the ehas.

Futurum.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	ávává, ich werde (sein)	the ávává
	ávehá	the ávehá
	ávlá	the ávlá
Plur.	ávához	the ávához
	ávená	the ávná
	ávná	the ávná.

Imperativus: Sing. 2. ác, sei; the ável er (sie, es) sei; Plur. 2. ácen, seiet; 3. the áven, sie seien. Infinitivform: the ável, sein.

Das Plusquamperfectum wird durch das Perfectum ersetzt, während Participium und Gerundium gänzlich fehlen. Wie sehr auch schon die Sprache der siebenbürgischen Zigeuner von fremden Elementen zersetzt ist, die jetzt schon gar ihren inneren Bau gefährden, zeigt am besten der Umstand, dass die unter Walachen lebenden ansässigen Zigeuner ein vom regelmässigen abweichendes Imperfectum gebrauchen, welches durch Einwirkung des rumänischen á-fost auf das zigeunerische ávávás entstanden ist. Die Form des Imperfectum, welches von den walachischen Zigeunern gebraucht wird, lautet:

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	áfostávás, ich war	th' áfostávás, ich wäre
	áfostáhás	th' áfostáhás
	áfostálás	th' áfostálás
Plur.	áfostáváhás	th' áfostáváhás
	áfostánás	th' áfostánás
	áfostánás	th' áfostánás.

Für »haben« besitzt das Zigeunerische kein entsprechendes Verbum; es wird durch die 3. Person des Praesens im Sing. und durch den Dativ des betreffenden Personalpronomens ausgedrückt, z. B.

Praesens.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	mánge hin, ich habe	the mánge hin
	tuke hin	the tuke hin
	leske(Masc.), láke(Fem.) hin	the leske, láke hin
Plur.	ámenge hin	the ámenge »
	tumenge »	the tumenge »
	lenge »	the lenge »

Das Imperfectum ähnlich: mánge ávlás, tuke ávlás u. s. w.; Perfectum: mánge hás, tuke hás u. s. w.; Plusquamperfectum: mánge ávláhás u. s. w.; Futurum: mánge ávlá u. s. w.; ganz so der Conjunctivus, nur in der bekannten Verbindung mit the. Der Imperativus lautet: Sing. 2. tuke ável, Plur. 2. tumenge ável; Infinitivform: th'ável mánge.

Das Passivum wird durch das Participium und das Hülfszeitwort som gebildet; z. B. máráv ich schlage, Participium: márdo (Masc.), márji (Fem.).

Praesens.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	som márdo, márji, ich werde geschlagen	the ávávás márdo, márji
	sál » »	the ávehás » »
	hin » »	the ávlás » »
	sám márde (Masc. und Fem.)	the áváhás márde
	sán »	the ávnás »
	hin »	the ávnás »

Imperfectum.

Sing.	ávávás márdo, márji	th' ávávás márdo, márji
	ávehás » »	th' ávehás » »
	ávlás » »	th' ávlás » »
Plur.	áváhás márde	th' áváhás márde
	ávenás »	th' ávenás »
	ávnás »	th' ávenás »

Perfectum.

	Indicativus.	Conjunctivus.
Sing.	somás márdo, márji	the somás márdo, márji
	sálás » »	the sálás » »
	hás » »	the hás » »
Plur.	sámás márde	the sámás márde
	sánás »	the sánás »
	hás »	the hás »

Futurum.

Sing.	ávává márdo, márji	th' ávává márdo, márji
	ávehá » »	th' ávehá » »
	ávelá » »	th' ávlá » »
Plur.	áváhá márde	th' áváhá márde
	ávená »	th' ávená »
	ávená »	th' ávná »

Imperativus.

Sing. 2. ác márdo, márji
3. th' ável » »
Plur. 2. ácen márde
3. th' áven »

Infinitivform: th' ável márdo, márji.

In der Sprache der siebenbürgischen Zigeuner giebt es auch eine Art von Verba deponentia; z. B. som terdo ich stehe; som páshlo ich liege. Diese werden ebenso konjugirt wie die Formen für das Passivum.

Die unpersönlichen Zeitwörter (Verba impersonalia) werden in Verbindung mit dem Accusativus Sing. oder Plur. des Personalpronomens gebraucht, z. B. mán dukál mich schmerzt es; len dukálás sie schmerzte es u. s. w. Selbstverständlich steht das Verbum dabei stets in der 3. Person Singularis.

Zum Schlusse nur noch ein Wort über die Praepositionen. Diese stehen entweder mit dem Dativ oder mit dem Nominativ; der Dativ ist gewöhnlich beim Pronomen, der Nominativ beim Substantivum gebräuchlich; z. B. mashkár ámenge zwischen uns, unter uns, máshkár pçuv, zwischen Erde; páshál

tumenge ringsum euch, páshál gáv ringsum das Dorf; upre pro ámenge über oder auf uns, upre pro kást auf dem Baum.

Dies ist kurz dargestellt der Bau und das Wesen der Sprache der siebenbürgischen Zigeuner, die viele charakteristische Erscheinungen darbietet und zu den reinsten Idiomen der Zigeunersprache gehört. In dieser Sprache, die an melodienreichen Ausdrücken und Endungen dem Italienischen gar wenig nachsteht, werden die Lieder gesungen, ist die Poesie gekleidet, die wir jetzt zu besprechen gedenken.

Wir finden bei den Zeltzigeunern Siebenbürgens eine Poesie vor, deren Empfindungswogenschlag alles das enthält, was wir ästhetisch-wissenschaftlich vom Volksgesange überhaupt fordern können, ein kraftvolles Sichhervorheben eines reichen Ich. Giebt es doch im ganzen Bereiche des Menschlichen nichts, was unsere Theilnahme so erregte, als das Persönliche, d. h. als die bedeutende Persönlichkeit, und jede Persönlichkeit ist bedeutend, welche durch irgend welche individuelle Züge über das Durchschnittsmaass der gewöhnlichen flachen, sozusagen individualitätslosen Individuen emporragt. Unter den siebenbürgischen Zigeunern findet man eben auch echteste Lyriker: in genialer Weltunbekümmertheit nur sich selbst lebend oder die Welt ganz nur so gebend, wie sie durch den Brennpunkt ihres Gemüthes hindurchgegangen.

Lange Zeit leugnete man die Existenz eines Volksgesanges der Zigeuner rundweg ab, ohne dabei zu bedenken, dass ein musikalisch so hochbegabtes Volk unbedingt auch einen Liederreichthum besitzen muss. Oberflächliche Forschungen von stubenluftschluckenden Gelehrten führten bei städtischen Zigeunern zu schwachen Resultaten. Man vergass dabei, dass draussen in Feld und Wald auch noch andere Zigeuner sind, die so manchen Schatz besitzen, der gehoben werden könnte. Und dann, welchen Werth sollte man auch darauf legen, was dies »Gesindel zusammensingt«! Das Geheimniss dieser seltsamen Meinung aber wurzelte ohne Zweifel darin, dass man sich um die Volkspoesie der Zigeuner gar

nicht kümmerte; sie war nicht zu finden, weil sie nicht gesucht ward oder wenigstens nicht am richtigen Orte. Die grosse Masse der Sammler und Forscher blieb stets auf der ausgetretenen Heerstrasse, wo man nur mit den Elementen des Zigeunervolkes verkehrt, die als Musikanten u. dgl. von der Ausbeutung der Fremden leben. Die Zigeuner selbst sind misstrauisch, und nur im allerengsten Zusammenleben mit ihnen kann man ihre Volkspoesie belauschen. Gar so leicht darf man sich dies aber nicht vorstellen, denn es existirt vielleicht kein Volk, welches dem Fremden gegenüber in jeder Beziehung so zurückhaltend wäre, als eben das Zigeunervolk. Jeden Fremden betrachten sie als ihren Feind; darf es da Wunder nehmen, wenn sie demselben gegenüber überaus vorsichtig sind und ihre grössten Geheimnisse, ihre Lieder und Sagen, mit einer gewissen Hartnäckigkeit zurückhalten?[1] Und wer sollte auch auf die »verrückte Idee« verfallen, sich eingehend und liebevoll »mit diesem verlotterten Gesindel zu beschäftigen«? Im besten Falle wird er gleich mir selbst von kompetenten Kreisen mit dem Titel »Träumer, verbranntes Gehirn« beehrt oder soll gar, wenn er Erfolge aufweisst, moralisch todtgeschossen werden, wie ein toller Hund. Nun, die Muse der Zigeuner ist keine »Viehmagd«, und ihre Poesien kann man keine »Düngerhaufenpoesien« nennen.[2] Doch: nihil ad rem, nihil ad rhombum! . . .

Selbst der berühmte Sprachforscher, der Begründer der Zigeunerphilologie, mein unvergesslicher Meister Prof. F. A. Pott schrieb mir unter anderem (11. 3. 1881): »Nun verdienen die Zigeuner aber auch von anderer Seite, wovon ja ihre Sammlungen Zeugniss ablegen, eine nicht gering anzuschlagende

[1] S. M. Rosenfeld in der »Ungarischen Revue« 1882, Heft 10, S. 823.

[2] Also drückt sich ein Herr Kritikus in der Besprechung meiner ersten Sammlung: »Haideblüthen, Volkslieder der transsilvanischen Zigeuner« (Leipzig 1881) in einem deutschen Blatte aus. O mon dieu — ubi — cur — quomodo — quando — quibus auxiliis? Nun, ich kann darauf auch nur antworten: Weil ein Schweinskopf besser ohne Finnen auf die Tafel kommen soll!

Aufmerksamkeit. Poesie! wer hätte die wohl, zumal eine mitunter sogar sehr zartfühlende, bei den Zigeunern, diesen anscheinend so durchaus rohen Gesellen, geahnt? Und nun doch! Weniger wunderbar — allerdings — für den, welcher sich erinnert, wie der grosse Herder zuerst mit seiner nicht trügenden Wünschelruthe in den »Stimmen der Völker« wahre, echte und ungekünstelte Poesie, die »Volksdichtung«, entdeckte und zum Staunen seiner Zeitgenossen als höchst beachtenswerthen Schatz vorwies. Der Mensch, auch der ungebildete bleibt — Mensch, zumal weil er nicht verbildet! . . .«

Zweifelsohne liegt in unserem Heirathsvermittelungs- und Civilehezeitalter eine Art Sehnsucht nach dem jugendfrischen Quell der Volksdichtung, aber andererseits ist auch nicht zu vergessen, dass der Lärm und der Kampf der Geister so laut geworden ist, dass nur Wenige sich für den Naturlaut wahrer Volkspoesie interessiren. Nur die hellenischen Ideale aber in Betracht zu ziehen und zu verlangen, dass man der Volkspoesie den Rücken kehren möge, heisst nicht nur das richtige Princip der Vergleichung verkennen, sondern auch die Lebensadern der unverfälschten Dichtung unterbinden. Freilich muss man auch beim Volksgesang das wahre Gold von dem verführerisch glitzernden, werthlosen Metall, das an Ideen und Bildern reiche Werk des menschlichen Gefühls von dem hohlen, sich blähenden Wortgeklingel unterscheiden können. Auch auf die Volkspoesie der transsilvanischen Zigeuner lässt sich das recht wohl anwenden. Schon Goethe sagt, dass alle Volkslieder das haben, »was der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat»; sie ist auch ein »Jungbrunnen«, aus dessen ewig frisch quellendem Born neue Lebenskraft, neuer Lenzesblüthenduft strömt, und beim Klange dieser Lieder scheint die Zeit der eigenen Jugend wiederzukehren; jugendheimwärts träumt der Sinn. Nichts hebt die Brust so heimwehtraurig, nichts ist ein so schöner, so inniger Gruss aus unserer Kindheit sonnigen Tagen, als die Volks-

poesie: das Märchen, der Ton vergessener Jugendlieder. Freilich für litterarische Krautjunker, für an Geist und Herz überputzte Litteraten, für die Faux Bonhommes der Wissenschaft, für die ist der Volksgesang nur »Gekrächz«. Für Litterar- und Kulturhistoriker — im wahren, edlen Sinne des Wortes und der Wissenschaft — sind auch die Volksdichtungen der Zigeuner gerade durch die im Volke lebenden Ansichten und Gebräuche, besonders wenn sie auch als Wegweiser zu ihren älteren Vorgängern dienen und uns helfen, in das Leben und Denken längst vergangener Geschlechter mit Verständniss einzudringen, von höchstem Interesse. Sie sind oft ebenso sichere Urkunden für die Geschichte des Volkes wie die geschriebenen Chroniken, und kein Gebildeter wird sie heutzutage höhnisch beiseite schieben, »weil sie ihm im ersten Augenblicke absurd erscheinen; er wird sich vielmehr bemühen, mit ihrer Hülfe den innersten Kern, die erste Ursache derselben aufzuspüren, wo sich ihm sicher ein Körnlein goldener Weisheit offenbaren wird«. Wir könnten uns heutzutage auf eine ungemein leichte Art jedes einfachen Naturgefühls in der Dichtung entwöhnen, wenn wir dasselbe eben nicht in der Poesie solcher Naturvölker wiederfänden, denen Papier und Tinte entbehrliche, bisweilen gänzlich unbekannte Artikel — und welche nicht in den Rahmen unserer komplizirten Kultur eingetreten sind. Und so wird »der früher verachtete, oder richtiger, gar nicht beachtete Stein, den die Bauleute beiseite liessen, nun zum Schlussstein, sonst stürzte das ganze Gewölbe ein. Selbst den starrsten Verfechtern altersgrauer Ansichten über Litteratur geht allmählich ein neues Lichtlein auf, und wenn sie die Volkslitteratur, dieses Aschenbrödel, noch immer nur mit scheelen Blicken von oben herab begönnern, so beschleicht sie doch ein leises Bangen, als nahe der Augenblick, wo die ungezwungene Anmuth der schlichten schönbusigen, kerngesunden Landmaid das aufgedonnerte, engbrüstige, angekränkelte Stadtfräulein trotz allen seinen Kniffen und Pfiffen ausstechen und den Liebhaber sich zu

eigen machen wird. Der Liebhaber sind wir selbst, und es liegt nur an uns, das Schäferstündchen herbeizuwünschen, und schon ist es da. Liebesschwur überhöret der Vater der Götter und Menschen, und auch die entrüstete öffentliche Meinung wird über unseren Treubruch um so eher ein Aeuglein zudrücken, wenn es uns gelingt, die Vorzüge unserer neuen Liebe der alten gegenüber so recht zur Geltung zu bringen. Dazu sind wir ja schon anstandshalber verpflichtet, um die Ehre unserer Minne zu retten«.[1]

Beleuchten wir das Obige nur mit einem einzigen Umstande, nur nach einer einzigen Seite hin. Theodor Benfey hat in seinem epochemachenden Werke: »Pantschatantra, Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen« (Leipzig 1859) die Grundprinzipien der vergleichenden Märchenkunde niedergelegt. Er selbst ist im Laufe seiner Untersuchungen im Gebiete der Fabeln, Märchen und Erzählungen des Orients und Occidents zur Ueberzeugung gelangt, dass wenige Fabeln, aber eine grosse Anzahl von Märchen und Erzählungen von Indien aus sich über die ganze Welt verbreitet haben. Dass sich diese indischen Märchen und Erzählungen verhältnissmässig rasch auch über den christlichen Occident verbreitet haben, ist den vielfachen Berührungen christlicher Völker mit islamitischen zu verdanken, welch letztere schon etwa ums 10. Jahrhundert n. Chr. durch fortgesetzte Einfälle und Eroberungen in Indien mit buddhistischen Ueberlieferungen bekannt wurden. Was nun die vielfachen Berührungen christlicher Völker mit islamitischen anbelangt, so waren in dieser Beziehung, nach Benfeys richtiger Ansicht, die Knotenpunkte das byzantinische Reich, Italien und Spanien, von wo aus sich dann die Märchen und Erzählungen der Orientalen rasch über den ganzen Occident verbreiteten; als einen vierten und unbedingt in Betracht zu

[1] S. Krauss in seiner trefflichen Einleitung zu seinen »Märchen und Sagen der Südslaven«.

ziehenden Knotenpunkt in dieser Beziehung vergass der grosse Gelehrte, auch Ungarn und Siebenbürgen anzuführen. Abgesehen von der jahrhundertelangen Herrschaft der Türken über einen grossen Theil Ungarns und seiner Nebenländer, und ihrem über drei Jahrhunderte hindurch ausgeübten Einfluss auf die innersten Angelegenheiten des Fürstenthums Siebenbürgen, so waren beide Länder mongolischen und tatarischen Einfällen häufig und lange genug ausgesetzt, und man kann daher in dieser Richtung mit Recht auch die Völkergruppen dieser Länder als indirekte Vermittler zwischen Orient und Occident in Betracht ziehen. Freilich sind die Märchen und Erzählungen dieser Völker im Auslande wenig und in schlechter Auswahl bekannt, im Inlande selbst, wo man sich erst in jüngster Zeit mit dem Sammeln volksthümlicher Ueberlieferungen oberflächlich zu befassen beginnt, wenig beachtet worden. Mit den Fortschritten der Industrie und der Verbreitung westeuropäischer Kultur gefährden und unterwühlen die nivellirenden Prinzipien bei jedem Volke dieser Länder im grossen wie im kleinen jetzt schon jeden Zug von Eigenthümlichkeit im Volksleben, jede echte Volkspoesie und auch jede Ueberlieferung orientalischer Völker, die sich einst in Daciens und Pannoniens Fluren und Bergschluchten auf kürzere oder längere Zeit festgesetzt hatten, — löst sich im allgemeinen Amalgamirungsprozess auf, geht zu Grunde.[1]

Mit einem anderen Faktor, der so zu sagen als direkter Vermittler zwischen Indien und dem Occident betrachtet werden kann, mit den Volksdichtungen der Zigeuner zu rechnen, diese überhaupt in Betracht zu ziehen, konnte aus Mangel an Kenntniss dieses Wandervolkes bislang nicht geschehen. Es ist eben keine vage Behauptung, zu sagen, dass

[1] Es wird nun in erster Reihe die grosse Aufgabe der von meinem Freunde Prof. A. Herrmann mit schwerer Mühe und Opferwilligkeit gegründeten »Ethnologischen Gesellschaft« in Budapest, was noch im Volksleben zu retten ist, zu retten, bevor noch alles untergeht.

die Zigeuner viele Märchen und Erzählungen, die sie aus ihrer indischen Heimath mitgebracht und treu bewahrt, andern Völkern dieser Länder mitgetheilt haben, die dann die weitere Vermittelungsrolle für den Westen Europas übernahmen.[1]

Schon aus diesem Grunde haben die Volksdichtungen der Zigeuner einen nicht zu unterschätzenden Werth, abgesehen davon, dass die vergleichende Geschichte der Weltlitteratur die bedeutende Aufgabe unserer Zeit ist, deren goldene Früchte die Zukunft geniessen wird, Früchte freilich, die dem Manne, der diesen Zweig des »Baumes der Erkenntniss« kultivirt, nicht mühelos in die Hand fallen, sondern welche die ganze Kraft eines ganzen Mannes, eines Ringens erheischen, die aber dennoch voraussichtlich zur Reife kommen werden. Und was auf dem Gebiete der Zigeunerforschung diesbezüglich in den letzten Jahren geschehen, ist so gewaltig und dabei so neu, dass alles Vorhergehende, jede Leistung, sei sie ihrer Zeit noch so sehr angestaunt und bewundert worden, klein, arm, veraltet erscheinen muss. Gleichzeitig hat sich das Gebiet so unendlich erweitert, dass ein armes Menschenleben, und sei es das längste, eine arme Menschenkraft, und sei es die genialste, nicht mehr ausreicht, es in all seiner Breite und Tiefe zu durchmessen. Deshalb können wir auch nicht von der Volkspoesie der Zigeuner Siebenbürgens ein nach jeder Richtung hin ausführliches Bild geben, weil ja eben die Sammlungen noch lange nicht geschlossen sind und weil eben die schon vorhandenen wissenschaftlich geschichtet und aufgearbeitet sein müssen, ehe man an eine Darstellung der Volkspoesie der Zigeuner schreiten darf. Trotzdem will ich es versuchen, mit Herbeiziehung meiner über 2000 Stücke enthaltenden Sammlung in flüchtigen Strichen dem Leser ein ungefähres Bild der Volksdichtung

---

[1] Ausführlich darüber nebst zahlreichen Belegen in meinem Aufsatz »Beiträge zu Benfeys Pantschatantra« (in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1888, Band XLII, S. 113 ff).

der siebenbürgischen Zigeuner zu geben, wobei ich mich eingehenderer, sachlicher Erörterungen, soweit nur möglich, enthalten will; mögen diese Perlen zigeunerischen Gemüthslebens für sich selbst sprechen.

In der Volksdichtung der siebenbürgischen Zigeuner sind folgende Arten vertreten: 1. Lieder, 2. Balladen und Romanzen, 3. Todtenklagen, 4. Zauber- und Besprechungsformeln, 5. Räthsel, 6. Sprichwörter und 7. Märchen und Sagen.

Vor allem betrachten wir die Lyrik der siebenbürgischen Zigeuner, da ja eben die echte lyrische Flamme den eigentlichen Herd des dichterischen Feuers bildet.

Der Inhalt der meisten Zigeunervolkslieder ist allerdings nicht »neu«, ebensowenig als bei einem anderen Volke; es sind ja dieselben Herzenslaute, die zu allen Zeiten und in allen Ländern nach Ausdruck ringen; freilich nur anders gestaltet durch andere Lebensbedingungen, durch ein anderes nationales Gepräge. Doch wir müssen nie vergessen, dass der Urklang der Leidenschaft immer und überall der gleiche bleibt, — »suchte sie mühsam das Neue, bloss weil es neu ist, dann wäre sie keine Leidenschaft.« Aus diesem Grunde begegnen wir auch im Volksgesange der Siebenbürger Zigeuner altbekannten Weisen. Wie gewisse Grund- und Urmomente Weltideen und Eigenthum der Menschheit selbst sind, so giebt es eben auch in der Gefühlswelt poetische Ergüsse, die so universell sind, dass sie keinem einzelnen Volke, sondern der ganzen Menschheit angehören.

Man kann sich kaum etwas Vollendeteres denken, als diese kleinen, aber sonnigen Blüthen zigeunerischer Lyrik, die uns frisch entgegenduften, wenn wir das Geäst und Laubgehänge, das sie umgiebt, auseinanderbreiten. Ihre Schönheiten aber, ja die oft so feinen Schönheiten, einem urwüchsigen Herzen entsprungen, müssen auch nur mit dem Herzen abgeschätzt werden. Es ist das zigeunerische Volkslied wie jene Goethesche Mignon, die uns anschaut mit

fremden, grossen, schönen Augen, aus deren Mund uns jenes ewig verlockende: »Kennst du das Land?« erklingt, deren Herz voll Leidenschaft und stetiger Wanderlust ist.

Die Schwärmerei der jungen Liebe, der Trennungsschmerz, die schmerzliche Enttäuschung, Treulosigkeit in der Liebe, und die Qualen, welche der Tod geliebter Wesen den Ueberlebenden zurücklässt, spielen auch in dem Volksgesange der siebenbürgischen Zigeuner eine grosse Rolle und sind in allen Stufenleitern der Empfindung vertreten. Neben schrillen, oft gar schrillen Klängen um das Vergängliche alles Guten, weniger Schönen, um des Menschen ganzes klag- und thränenwürdiges Los, alles, was ein armes Menschenherz beglückt, peinigt und erfüllt, kurz, keinen Orgelton des menschlichen Registers vermissen wir in diesen Liedern.

Die Lieder der Liebe haben immer einen realen Hintergrund, sind mehr sinnlich gehalten. Heirath und Liebe sind ja beim Zigeuner fast synonyme Begriffe; darum finden wir auch in den Liedern, die eine glückliche Liebe behandeln, keine leichtsinnige Verschwendung an Bildern; dem Zigeuner ist seine Geliebte in erster Reihe das Weib, das er begehrt; er lebt nur für den Augenblick und singt daher auch dem entsprechend:

Tut piráni, cumidáv,	Lass dich küssen, Mägdelein,
The selenes hin besá!	Blüh'n die Au'n im Sonnenschein!
Káná besá sutyáren,	Ist die Blume abgeblüht,
Ná hin máuge kámáben;	Flieht auch Liebe mein Gemüth;
Káná sutyárel e bes	Steht entlaubt der hohe Wald,
Lele tu mán ná dikhes,	Dann verlässt die Lieb mich bald,
Sutyárel sár e praytin,	Welkt gleich einem zarten Blatt,
Ke pál báre shilá hin;	Das der Wind getroffen hat;
Káná bárvál, shil áven,	Wenn der Winterwind kalt weht,
Ná kámáv me kámáben!	Meine Lust zum Kuss vergeht!

Sehr kategorisch wirbt er um die Liebe seiner Schönen:

Comide mán piráni,	Küss' mich, Mägdelein, zart und klein,
Ciñáv tut yek' bulyori;	Und ich kauf' ein Band dir fein!

De mán nuysi the sováv,	Lass' mich ruh'n, Kind, dir im Arm,
Yek' menteve tut ciñáv;	Kauf' ich dir ein Kleidchen, warm;
Uvá tu mán ná kámes	Wirst du aber treulos mir,
Ciñáv tut selo cáces!	Kauf' ich einen Stecken dir!

Ueberall dringt nur die Sinnlichkeit durch: vergleicht er seine Geliebte mit dem Stadtfräulein, so giebt er der Zigeunermaid den Vorzug, weil er mit dieser das »treiben kann, was er will«.

Shukáres hin párne cai,	Schön ist wohl die weisse Maid,
Kese roklye shukár may, —	Schöner noch ihr seid'nes Kleid, —
De m're kále romñe cai,	Mein Zigeunerliebchen braun,
Megish inkáb me dikháv;	Mag ich doch viel lieber schau'n;
Páshlyol yoy, the me kámáv,	Legt zu mir ins Gras sich still,
Rándáv lá, the me kámáv!	Und ich treibe, was ich will!

Selten treffen wir in den Liedern dieser Gattung einen höheren, dichterischen Flug, wie z. B.:

Andro vesá me ácáv	Hier im Wald am grünen Hage,
Imár eñá jivesá,	Steh' ich Armer schon neun Tage;
Aday mire piráná	Will mein Liebchen einmal sehen,
Yekvár mayd me dikhává;	Hier muss es vorübergehen;
Káná mán cuminelas,	Hätt' es Küsse mir versprochen,
Eña kurká th'ácávás;	Stände gern ich hier neun Wochen;
Káná mán the kámelás,	Würden jemals wir ein Paar,
Eñá bershá th'ácávás.	Stände hier ich auch neun Jahr'.

Oder:

Tras máráv me soráles,	Schmiede das Eisen, schmied' es hart,
Sár e romá soráles,	Schmied' es nach rechter Zigeunerart,
Megish náne mánge hi';	Bleib' bei alledem sehr arm,
May dukhál mire vodyi!	Herz mein Herz voll Leid und Harm!
Te me mayd bárvályovás,	Doch hätt' ich gewonnen ein grosses Gut,
Kijá vátro kovlyárávás	Könnt' ich bei dieser Feuersgluth
Láke vodyi, sár yek trás,	Schmieden Feinliebchens Herze weich,
Bárváleder ñik' ávlás.	Niemand wäre, wie ich so reich.

Ueberschwenglich im Schmerz, tief in kummervoller Schwermuth sind die »Lieder der Trauer«, die den Verlust durch den Tod geliebter Wesen beklagen:

Pál o cumut ráciye,	Liegt die Nacht auf Erden weit und breit,
But brigoyi hin mánge,	Weckt mich auf ein tiefes Herzeleid,
Te gindináv me piráná,	Und ich denke dein, du Röslein roth,
Mudárdyás devleskro vástá.	Das so schnell gepflückt der Tod.
Sár e rosá ándre bár	Auf der Au' der schönste Rosenstengel,
Avlás lele may shukár!	Warst, mein Liebchen, du ein lichter Engel!
Andre themlin kerestos	Um dein Grab spielt jetzt des Mondes Strahl.
Làke hin upro hrobos;	Auf verlass'ner Halde bleich und fahl;
Odoy vodyi the ável,	Dorthin möcht' ich auch so gerne geh'n
Cero the ájukárel!	Und erwarten dort das Aufersteh'n!

Und wie ergreifend klingt das Lied:

Káthe-kothe cores me áváv,	Wo ich, Armer, immer geh' und steh',
Sákotháneste hin themlina!	Ueberall ich nur die Oede seh'!
Báre themlin ándre báre bár,	Felsen hoch und nackt und kahlen Stein,
Ná hin vreme, hin láke bárvál!	Ohne Lenztrieb, ohne Sonnenschein!
Kásáve hin sár mire vodyi,	Alles meinem trüben Herzen gleicht,
Hei! cák yeká vreme hin dikhli!	Dem der Lenzschmuck früh entweicht!
Uvá me ákáná ápsáráv,	Keine Thräne heisser Reu'
Ná ánáv mánge m're piráná!	Weckt mein todtes Lieb aufs neu!
Kiyá láke tele e pçuv the besháv,	Ob ich unten in der Erde
Odoy may báçtáles ávává!	Einmal wohl auch glücklich werde?

Welch tiefe Schwermuth herrscht auch in dem Liede:

Som dromengro may cores,	Bin ein Wand'rer, einsam und verlassen
Jiáv dromá dindyárdes!	Zieh' einher ich meine Strassen!
Kámáviben me rodáv,	Ach, ich hab' mein Lieb verloren,
Náshádyom me ádálá!	Wär' ich Armer nie geboren!

Som ciriklo may cores,	Bin ein Vöglein in dem welken Riede,
Fligeváv me kokeres!	Sprech' von Klagen nur in meinem Liede!
Rodáv mindik piráná,	Ach, ich hab' mein Lieb' verloren,
Náshádyom me ádálá!	Wär' ich Armer nie geboren!
Kámáviben, piráná	Zög' ich durch die Welt auch mit den Winden,
Ñikay me násháváva!	Würd' ich doch die Liebe nirgends finden!
Kámáviben limeñákri:	Keine Lieb' mehr auf der Welt ich habe,
Andro hrobos piráñákri!	Denn beim Liebchen ruht sie, dort im Grabe!

Und wie erhaben klingt in ihrer Einfachheit die Klage der jungen Witwe um den gestorbenen Gatten:

Pál hándáko yon páshlyon,	Alle ruhen in dem Grab,
Adálen, ke me kámlyom;	Die stets ich geliebet hab';
Kiyá lenge me áváv,	Kehr' zu ihnen ich bald ein,
The ná hin mánge brigá.	Endigt dann mein Leid, die Pein.
Te ñiláye ráciye	Oft in stiller Sommernacht
Pál hándáko ávilye,	Hab' im Friedhof ich gewacht,
Ná hin odoy brigoyi,	Dort kehrt in mein Herz zurück
Páshlyol odoy m're vodyi!	Das verlorne Liebesglück!
Te átunci gindináv	Du kommst mir dann in den Sinn
Tute, oh m're rákleyá!	Kind, dess' Mutter ich jetzt bin!
Hei, tu sál bidádengro,	Nie konnt' dich dein Vater seh'n;
So keres bidáyengro?	Sterb' ich, wie wird's dir ergeh'n?
Pro dádeskro hándáko	Deines Vaters Grab allein
Ná luludyá hin, coro!	Schmückt kein Kreuz, kein Kränzelein,
Uvá me som kerestos,	Steh' als Kreuz im Friedhofsgrund,
Ac luludyi pro hrobos!	Du der Kranz d'rauf, schön und bunt!

Fast schmerzlicher als der Tod des Geliebten oder der Geliebten erscheint Verletzung der Treue, aber nur in wenigen Liedern, wie z. B.:

Jiál páñi vekovlyeles	Kleines Bächleins klare Welle
Pál folyovo loçályeles,	Eilt zum tiefen See so schnelle,
Te me násháv, siyáráv,	Auch ich laufe hin und her,
Pocivipen me rodáv.	Finde Ruh' doch nimmermehr.
Támle brigá, támle moçlyi,	Durch das Feld zieh'n Regenschauer,
Sháráv elás mire vodyi;	Durch mein Herz zieht tiefe Trauer,
Doleske mán távehás,	Hast mit Treu' und süssem Lieben
Mánsá tu cák kelyehás!	Stets dein böses Spiel getrieben!
Andre pçuv mánushá roden	Alle Menschen hier auf Erden
Pocivipen odoy roden;	Ruh' im Grabe finden werden;
Andro hrobos brigoyi	Doch selbst aus des Grabes Schlummer
Jidel meg pál m're vodyi.	Wird aufwecken mich der Kummer.

Oder ein anderes:

Jiál, jiál e páñori,	Bächleins Wellen weiterzieh'n,
Andre beshá may çolyárdi;	Rastlos weiter, weiter flieh'n;
Mán tu távdes, oh ráklori,	Mich vergass'st du, treulos Lieb,
Mánsá kelyes cák t're vodyi!	Spott dein Herz stets mit mir trieb.
Tuhál áver hei! mosht beshel	Bist jetzt eines Andern Braut,
Avres tire vodyi kámel,	Du, der ich in Lieb' vertraut!
Coripensá, sohaytensá	Meine Seufzer, meine Pein
Acen mindig tumensá!	Sollen dein Ruhkissen sein!
Upro rosá ándre bárál	Auf Pfingstrosen unbewegt,
Bute jiv yevende páshlyol;	Hat sich kalter Schnee gelegt;
Ke me cáces kámelás,	Die ich liebt' treu, inniglich,
Mán yoy mindig cák távdyás!	Stets betrog, belog sie mich!

Meist hilft beissender Spott und Verachtung oder auch eine einfache Verwünschung über den Verlust hinweg, z. B.:

But yiv ávlás ákáná,	Heuer fiel gar hoher, hoher Schnee;
Te ráklyáke hin biyá;	Nun als Frau mein Lieb' ich wiederseh';
Romes lel yoy, e lubñi, —	Einen Andren hat sie sich gesucht, —
Ke távelás m're vodyi!	Diese Dirne, elend und verflucht!

<table>
<tr><td>Gulo devlá báçt the del,
Ko lá leske cáces lel,
Báçtáles hin m're vodyi,

Ná hin mánge e ráklyi!</td><td>Segne, lieber Gott, den Mann fürwahr,
Der ja so ein grosser Ochse war,
Der zum Weibe sich die Dirne nahm, —
Und durch sie nicht ich ins Unglück kam!</td></tr>
</table>

Oder:

<table>
<tr><td>Hei, biosá kád' penel,
Hoy mire yákh ná dikhel
Shohá miro piránes,
Mánge ávlá bicáces!</td><td>Ach, jetzt les' ich aus den Karten,
Dass ich auf mein Lieb' kann warten
Wohl auch bis zum jüngsten Tag,
Mich er nicht mehr lieben mag!</td></tr>
<tr><td>Jiáv me bimállekri
Pásh les beshel yek' ráklyi;
Kirñol leske páshevrá
Te sel shupá sálumá!</td><td>Nun kann ich verlassen wandern,
Doch er sitzt bei einer andern;
Brenn' sein Körper lichterloh,
Unter ihm verfaul' das Stroh!</td></tr>
</table>

Zahlreich sind die Lieder, die die Vergänglichkeit der Liebe besingen und den Betroffenen Trost zusprechen; bald beissend und spöttisch, bald ernst, meditirend bilden sie ein wesentliches Kriterium zigeunerischer Volkspoesie; wir wollen hier einige derselben mittheilen, die sich inhaltlich an die schönsten Stücke der Volksdichtung würdig anreihen lassen, z. B.:

<table>
<tr><td>Tel ñirokokást besháv,
Pro mán peren praytiñá;
E ciriklá kiçeven
Soko shukár kámáben!</td><td>Lieg' im Walde müd' und matt,
Auf mich fällt leis' Blatt um Blatt;
Vöglein singt in Waldeshöhn
Von der Liebe, die so schön!</td></tr>
<tr><td>Hei! m're vodyi dukhedyi,
Licáiel e brigoyi:
Kámáben hin shukáres,
Suno hin te ná láces!</td><td>Doch mein armes, müdes Herz
Kennt jetzt nur der Liebe Schmerz:
Schön'res, als die Lieb' giebt's kaum,
Doch auch sie ist nur ein Traum!</td></tr>
</table>

Beissend sind die Lieder:

<table>
<tr><td>Piráni bicárdyás, —

O beng lá ligrádyás!</td><td>Liebchen quält' mich stets und schalt, —
Teufel holte sie gar bald!</td></tr>
</table>

Pociben mánge ávlá,
Uvá ná hin e lová,
Upro lová çinádyás,
Pál kámábe piyádyás!

Nun in Frieden, Ruh' ich bin,
Doch mein Geld, mein Geld ist hin,
Denn sie soff aus lauter Lieb',
Bis mir nur ein Kreuzer blieb!

Oder:

Seleno ruk áçárel,
Dikháv: tu may mulátyel;
Uvá brigá hin cák tuhá,
Sár pál shilá hin e ruká!

Auf dem Laub die Sonne ruht,
Jetzt hast du noch frohen Muth;
Steht der Wald in tiefem Schnee,
Ist dein Herz auch voller Weh!

Kámá, kámá tu cáces
Tro pıránes miseçes!
Cáces kámel t're vodyi
Odoy upro unblädyi!

Deinen Liebsten immerzu
Liebe, Mägdlein, lieb' ihn du!
Einmal wirst du, Mägdlein, noch
Treffen ihn am Galgen, hoch!

Und gar oft gilt es im wahren Sinne des Wortes:

Mer' tu inkáb deshvárselvár,
Ná rová tu ándre bár;
Cores kerdyás mán kámában,
Del mánge cák coripen!

Stirb tausendmal viel lieber du,
Nur gieb für Lieb' nicht deine Ruh';
Liebe hat mich elend, arm gemacht,
Hat um Geld und Ruhe mich gebracht!

Bezeichnend für dies lebhafte, reizbare, aber doch gutmüthige Volk ist sein köstlicher Humor in vierzeiligem, knappem Gewande. Diese kleinen vierzeiligen Lieder bilden eben eine wesentliche Seite des zigeunerischen dichterischen Volksgeistes, gerade wie er am meisten vertreten ist und sich in jenen Formen fast mit der Geläufigkeit, Vielseitigkeit und Naturtreue eines Improvisators kundgiebt. Noch wichtiger dabei ist der Umstand, dass viele von diesen kleinen Stücken nicht nur einzeln gesprochen, sondern auch, allerdings oft nur in loser Weise, miteinander verbunden und dann nach einer Melodie gesungen werden, so dass man zuweilen nicht weiss, ob man ein Lied oder nur ein Bruchstück vor sich hat. Einige Blüthen zigeunerischen Humors mögen hier stehen:

Trás ná cokáne hercás
Megskukeder per ávlás!
Már tu, már tu t're romñá,
Çályás yekvár e bálá!

Hämm're, Schmied, das Eisen nicht,
Leer ist ja dein Bauch, du Wicht!
Schlag' vielmehr die Gattin dein,
Sie allein verzehrt' dein Schwein!

Hin e dromá dindyárder!
Jálen rucá buteder;
Náne rucá! lubñiyá,
Jálen pál drom, sár rucá!

Lange Strasse, lang' fürwahr!
Stolz geht dort der Enten Schar;
Enten können es nicht sein!
Weiber sind es, zart und fein!

Ráklyi ádárd' pro udár!
Piráno hin ándre bár!
Pçábay coránes pçágel,
Tuke cepes çolyárel!

Komm' doch, Mägdlein, komm' hervor!
Den dein Herzchen sich erkor,
Stiehlt das Obst aus deinem Garten, —
Ihn verdross das lange Warten!

Rusháres tu piráni,
Rusháres mán luludyi?
Káná rusháres tu mán,
Trin ráklyiyá cák hin mán!

Zürnst du mir, Mägdelein,
Zürnst du mir, Röschen fein?
Zürne du nur frank und frei,
Lieben Mädchen mich zwei, drei!

Shukár kále piráni!
Náne lovo mánge hi'!
Posici cuces the sál,
Kámáviben mán dukhál!

Braunes Mägdlein, du mein Röslein hold,
Hätt' ich: gäb' ich dir ja all' mein Gold!
Doch, voll Löcher sind die Taschen mein,
Ohne Geld ist Liebe mir nur Pein!

Es ist charakteristisch, dass sich in der Volkspoesie der Siebenbürger Zigeuner nicht ein einziges Mal der Begriff des Vaterlandes vorfindet. Vaterlandsliebe im wahren, höheren Sinne des Wortes existirt nicht bei den Zigeunern; nur zuweilen blitzt in den Liedern das Gefühl der Heimathlosigkeit hervor. Eine Erinnerung an die indische Heimath kann, wie wir gesehen haben, auch nur indirekt nachgewiesen werden. Kein Nationaleigendünkel ist in ihren Liedern zu finden; wo die eigene Nation erwähnt wird, da heisst sie stets die »Arme«. Die folgenden Lieder charakterisiren wohl am besten das Gefühl der Heimathlosigkeit:

Oh, ná cinger luludyá,
So tuke penen, shuná:
»Jiváv cák ándre ñilay,
Ñiko tátyárel ñikay,
Som aiso románi cai!«

O, zertritt die Blume nicht,
Hör' nur, was zu dir sie spricht:
»Lass' mich leben im Lenz so lind,
Niemand schützt mich vor Kält' und Wind,
Bin ja, wie du, ein Zigeunerkind!«

Oder:

Lokes urál o cinege,
Shil ná bántol les yevende;
Ná bántol les e bárvál,
Yov kiçivel pál kopál.

Immer lustig fliegt die Meise,
Singt stets eine lust'ge Weise;
Braust auch kalt der Wind durchs Ried,
Dennoch singt sie froh ihr Lied.

Yov kásávo pál o rom,
Beshel lestár pro yek drom;
Sovel cák te piyel, kelel
Enke pál jives kiçivel!

Dem Zigeuner ist sie gleich,
Wohnt mit ihm in einem Reich;
Schläft am Wege, isst und springt
Und dabei stets lustig singt!

Und dann singt er weiter:

Ná ker hin pál bish bershá,
Me yevende shiláváv!
Hei, truyál o táto bov
Láces beshel bárválo!

Heimathlos bin ich und alt,
Und der Wind bläst, ach! so kalt!
Bei der warmen Feuersgluth
Sorgenlos der Reiche ruht!

Orde-árde jidáv, besháv
Sár e core, cigne mushá!
Káná meriben ável,
Várekay mán árákel!

Gleich den Mäusen leb' ich nur,
Bald im Haus, bald auf der Flur;
Irgendwo der sanfte Tod
Endigt meine bitt're Noth!

Ergreifend ist das Gefühl der Heimathlosigkeit im folgenden Liede ausgedrückt:

Cor' rom, devlá, may coro,
Bidádeskro, bidáyengro!
Yek may cepono milákro!
Dikháv opre, dikháv opre,
Ñumá ceros cerheñensá,
Te e pçuv cák streinensá,

Ein Zigeuner, muss ich zieh'n
Heimathlos durchs Leben hin!
Bin verlassen stets und arm,
Mir zur Seite Leid und Harm!
Schweift mein Blick auch in die Ferne,
Oben Himmel nur und Sterne.

Upro o drom me jiáv	Und auf Erden muss ich wandern
Streyimánush me jiáv,	Fremd von einem Ort zum andern!
Del mán ñiko kájinestár,	Niemand ach, erbarmt sich mein,
Numa e sfuntune devlestár!	Nur im Himmel Gott allein!

Indessen ist der Pessimismus, welcher sich in diesen Versen ausspricht, doch nicht so ausschliesslich tonbestimmend, dass er nicht auch einer freundlichen Auffassungsweise Platz machen sollte, wie z. B.:

Pál dure pçuv me kámávás	Sehnsucht treibt mich hin und her,
Ñikáná me pocinávás!	Lässt mir keine Ruhe mehr;
Sár e moçlyi the jiál,	Gleich der Wolke möcht' ich wandern
Káná ráciye jiál	Rasch von einem Ort zum andern. —
Prál o cero may shukáres!	Wandern, wandern durch die Welt!
Odá jipen hin shukáres!	Solch' ein Leben mir gefällt!

Bisweilen schwingt sich der zigeunerische Volksgeist sogar zu einer recht drolligen Darstellung des entbehrungsvollen Lebens auf, wie die folgenden, echt humoristischen Verse beweisen:

Ñiláye o gulo kám mán tátyárel,	Golden scheint auf mich der Sonnenschein,
M'ro coripen ákáná mán bisterel!	Lässt vergessen mich die Noth und Pein!
So me kerás, the me som coro?	Was kann ich dafür, dass ich so elend, arm?
Mánge dostá, the o kám táto!	Mir genügt's, dass jetzt die Sonne scheint recht warm!

Und dann heisst es in einem anderen Liede:

Terneçár me náñi som	Meine Jugend seh' ich flieh'n,
Te mánge hin may dur drom,	Weiten Wegs muss ich noch zieh'n,
The hrobos ávlá mánge, —	Bis dass ich erreich' das Grab, —
Trebuyáv me but cisme.	Ohne dass ich Stiefel hab'.
Gule devlá de lová,	Geld send' mir, o Gott, bei Zeit,
The me yekvár ná áváv, —	Dass ich ja nicht ohne Kleid, —
Sár yek coro, nángo rom,	Nackt, wie ein Zigeunerwicht,
Tuhál, devlá, serdes som!	Trete vor dein Angesicht!

Eine völlige Zufriedenheit mit den Lebensverhältnissen gehört nicht zu den vereinzelten Erscheinungen in der Volkspoesie der Zigeuner. Doch wäre es falsch, zu vermuthen, dass die Religion, die Hoffnung auf den Himmel den Zigeuner in seinen Erdenleiden voll und ganz tröste, und dass sie füglich auch im Volksliede einen starken Ausdruck gefunden habe. Ein gewisser resignirender Humor ist es vielmehr, der in den meisten dieser Lieder die vermittelnde Rolle übernimmt und das Gleichgewicht herstellt. Es ist für den Kenner der Verhältnisse eben interessant, diesen Zug immer wieder hervortreten zu sehen, sei es eben im Liede oder im übrigen Leben des Volkes. —

Das musikalische Element spielt in den Liedern der Zigeuner eine wichtige Rolle; die Sangbarkeit giebt sich schon in den meistens überaus graziösen, melodisch hinfliessenden Formen zu erkennen; man kann sagen, die meisten dieser Lieder singen sich von selbst, wovon freilich unsere Uebersetzung beim besten Willen und Streben nur einen matten Abschein giebt. Das Eigenthümliche des Singens dieser Lieder besteht darin, dass alle die zigeunerischen Natursänger stets eine und dieselbe Mollweise, einen sonderbaren Tonfall benützen, den unsereins vergebens nachzuahmen sucht und der meist mit einem tiefen Gurgelton endigt.

Die äussere Form dieser Volkslieder ist grösstentheils doch von primitiver Art.[1] Es sind fast ausnahmslos Verszeilen von vier oder vierthalb Trochäen, doch zuweilen auch jambisch, statt des letztern Versfusses ein Spondäus; die metrische Eintheilung und Folge ist übrigens nicht strenge beobachtet.

Die Reime sind fast immer rein, in der Regel gepaart, fast niemals gekreuzt; in den seltensten Fällen bilden gleich-

[1] Ueber die Volkslieder der Zigeuner hat Prof. Bela Szass nach meinen Angaben und dem von mir gesammelten Material einen Aufsatz veröffentlicht in der ungarischen Zeitschrift: »Budapesti Szemle« (1881).

klingende Worte die Reime. Die strophische Gliederung ist meist vierzeilig. Metrische und sprachliche Unvollkommenheiten fehlen in den Originalen, selbst in den besten Nummern nicht selten.

Korrektheit der Form darf man überhaupt im zigeunerischen Volksliede nicht erwarten, höchstens eine leise Ahnung der einfachsten Kunstregeln, wie sie vom musikalischen Takte eingegeben werden, der als ein verborgener Genius nicht selten in der Seele des Naturmenschen enthalten ist und nur auf Gelegenheit wartet, um sich geltend zu machen.

An den Reim z. B. macht das Volk gar geringe Ansprüche, besonders in den Balladen und Romanzen, und lässt ihn oft ganz fallen oder begnügt sich wenigstens mit der Assonanz. Auch der Silbenfall der zigeunerischen Originale ist oft genug holperig. Wir müssen aber daran erinnern, dass die Silben der Originale eben nicht nach einer feststehenden Regel, nach ihrem natürlichen Gewicht verwendet, sondern je nach Bedürfniss auch einfach gezählt werden; Silben, welche in Prosa unbetont sind, werden dem Rhythmus zuliebe hervorgehoben, und umgekehrt werden Tonsilben an tonlose Stellen gerückt. Trotzdem trägt aber die Sprache im allgemeinen ein höheres Gepräge an sich, als die gewöhnliche Umgangssprache. »Wenn noch heute im Privatgebrauch beim Schreiben eines Briefes, Kaufvertrages oder Inserates auch wenig gebildete Leute sich etwas zusammennehmen und die gemeine Umgangssprache einigermaassen abzustreifen oder zu verbessern suchen, so stellte sich solches Bestreben bei Liedern zu allen Zeiten und bei allen Völkern noch unvermeidlicher ein;« denn dass Gesang eine Kunstübung und als solche etwas Vornehmes, so zu sagen Festliches bedeutet, und dass zu diesem Zwecke eben auch die Sprache ihr Werktagskleid mit dem sonntäglichen vertauschen müsse, hat auch der gemeine Mann jedes Volkes, so auch der Zigeuner, von jeher gefühlt, und schon Reim und Versmaass,

vollends aber die Melodie, musste auch den Sprachformen als solchen ein höheres Gepräge verleihen. Dass dieses ganze Streben bei den Zigeunern schon vor dem halben Wege stehen bleibt und ein Zwitterwesen erzeugt, ist ebenso natürlich. Anklänge an die Volkspoesie anderer iranischer Völker sind häufig; hie und da beobachtet man interessante Entlehnungen von den Völkerschaften, in deren Mitte die Zigeuner sich herumgetrieben haben.[1] Was überhaupt den poetischen Werth der Lieder anbelangt, so geht es mit diesen harmlosen Erzeugnissen, wie mit den Gedichten unserer verehrlichen Herren Stadtpoeten. Von den Schöpfungen der Letzteren meint die böse Welt, dass sie nicht alle unsterblich seien. Aehnlich die zigeunerischen Lieder, deren Zahl sehr gross ist; doch stehen neben vielen sinnreichen und anmuthigen Gedichten noch mehr schwache. Matte Nachbildungen besserer Originale, sowie abermalige Nachahmungen der Nachahmungen sind häufig zu beobachten.

Dasselbe gilt, im ganzen genommen, von den Balladen und Romanzen der Siebenbürger Zigeuner. Es sind darunter Stücke von grosser poetischer Schönheit und Energie. Auffallend dabei ist es, dass, während die Lyrik orientalische Gluth aufweist, die Ballade sich mehr dem Norden zuneigt. Die dramatische Behandlung zeigt sich vorzüglich darin, dass in manchen Balladen gar keine eigentliche Erzählung vorkommt, sondern dass man von der Exposition oft durch eine Frage mitten in die Handlung eintritt, und dass diese, in den Wechselreden der handelnden Personen vor unseren Augen sich abspielend, ihrem meistens blutigen Ende zueilt. Als beste Ballade in dieser Gattung kann vielleicht folgende gelten, die wir in genauer Verdeutschung mittheilen wollen:

---

[1] Vgl. meine Aufsätze: »Zu neugriechischen Volksliedern« (in Koch-Geigers Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur, Bd. I. S. 351 ff.) und »Zur vergleichenden Volkslyrik in Siebenbürgen« (ebenda, Bd. I. S. 245).

Die Treulose.

»Jahre kamen, zogen fort,
Und getreu hielt sie ihr Wort;
Schloss mich in ihr Herz hinein,
Liebt' nur mich, nur mich allein.
Doch jetzt weiss ich es bestimmt:
Ihre Liebe nicht mehr glimmt;
Der ich jahrelang lief nach,
Längst das Wort der Treue brach;
Einen Andren liebt sie jetzt,
Hat mein Herz gar tief verletzt.
Sie, die einst mein Sonnenschein,
Stürz' ich jetzt ins Grab hinein!«

Wolken an dem Himmel steh'n,
Herbstlichkühl die Winde weh'n;
Trüb und dunkel ist die Nacht
Jedem, der jetzt draussen wacht.
Röschen, Röschen, deine Ruh'
Suchst in fremden Armen du!
Ruhst bei Dem, der dich belügt,
Der dich morgen schon betrügt.

Des Altstromes[1] tiefe Fluth
Unheilsschwanger im Bette ruht;
Hüt' dich, hüt' dich, rothe Rose,
Gott bestraft dich, du Treulose!

»Tiefes Dunkel dunkler Nacht
Nur bei meinem Leiden wacht!
Selbst in diesem Augenblick
Zieht zu ihr mein Herz mich zurück!
Wach' auf, wach' auf, Röschen mein,
Kaufte Stiefel dir, nett und fein!
Will: der Pfarrer soll es hören,
Wie wir ewige Treu' uns schwören!
Pfarrer steht vor dem Altar,
Wartet längst auf uns fürwahr!«

[1] Der Alt ist einer der grössten Flüsse Siebenbürgens.

Treulos Röschen hört das Wort
Und verlässt des Lagers Ort;
Ihren Arm dann rasch erfasst
Janko und dann weiter rast,
Weiter stürmt er, wie der Wind
Und erreicht den Alt geschwind.

Also zum Geliebten sprach —
Als die Fluth Schön-Röschen sah: —
»O, Geliebter, sag' fürwahr,
Wo ist hier denn ein Altar?«

»»Hast die Kirche nie besucht,
Nur gelügt stets und geflucht;
Weisst nicht, wo der Pfarrer steht,
Der den Segen auf uns fleht?««

Bald ihr Leib in seinen Armen ruht,
Und er stürzt sich in des Altes Fluth....

Eine Ballade voll steigender Bewegung, mit raschen Wendungen und wirkungsvollen Wechselreden ist die folgende, die schon durch ihren Inhalt, abgesehen von ihrer schönen Form, sich würdig an die schönsten Volksballaden der gesamten Weltlitteratur anreiht. Sie lautet verdeutscht also:

Herr und Knecht.

Sprach der Knecht zu seinem Herrn:
»Meine Herrin hab' ich gern!«
— O warum, o warum?
Biribarirum![1] —

»Gäb' dafür das Himmelreich,
Könnt' im Arm' ich ruh'n ihr weich!«
— O warum, o warum?
Biribarirum! —

[1] Dies unverständliche Wort wird beim Vortrag dieser Ballade vom Chor der Zuhörer gesungen.

»Meine Herrin liebt dich nicht,
Wenn sie dir von Lieb' auch spricht!«
— O warum, o warum?
Biribarirum! —

»Du bist grau und du bist alt
Und dein Leib ist dürr und kalt!«
— O darum, o darum!
Biribarirum! —

»Sie ist schön, wie Sternenschein,
Sie ist jung, liebt mich allein!«
— O warum, o warum?
Biribarirum! —

»Gleich dem Lenz ist deine Frau,
Du die herbstlich kalte Au!«
— O warum, o warum?
Biribarirum! —

»Darum, Alter, sterbe bald,
Dass ich sie zur Frau erhalt'!«
— Stirb darum, stirb darum!
Biribarirum! —

Sprach der Herr zu seiner Frau:
»Schlug den Knecht todt auf der Au'!«
— O warum, o warum?
Biribarirum! —

»Weil dein Herz gehabt ihn lieb,
Gab ich ihm den Todeshieb!«
— Grab' das Grab auch mir darum!
Biribarirum! —

Junger Knecht und junge Frau
Ruhen nun auf stiller Au'! —
O warum, o warum?
Biribarirum! —

Aus dem Grabe wächst hervor
Eine Blume und ein Rohr!
— O warum, o warum?
Biribarirum! —

Blühen dort im Waldesgrund,
Geben diese Mär' dir kund!
— O darum, o darum!
Biribarirum! —

Und eine »alte Geschichte, die ewig neu bleibt, und wem sie just passiret, das Herz entzweibricht«, wie Heine singt, tönt uns aus den folgenden ergreifenden Versen entgegen:

Das Mägdlein im Felde.

Ging ein Mägdlein in dem Feld,
Golden war die ganze Welt —
Und es sprach das Mägdelein
Trüb' und matt in grosser Pein:

»Sagt mir doch, ihr Aehrenwogen,
Warum hat er mich betrogen?
Sag' mir, gold'ner Sonnenglanz,
Warum ist verwelkt der Kranz,
Den er einst zur Abendstunde,
Als wir auf dem Blüthengrunde
Ruhten, mir gegeben hat?
O wehe, weh'!«

Und die Aehren flüstern leise:
»Das ist eine alte Weise,
Das ist ja ein altes Lied,
Dass die Treu' die Lieb' oft flieht;
Dass die Lieb' oft keine Treue,
Keine Lust, nur bitt're Reue,
Schmerzen nur gefunden hat!
O wehe, weh'!«

Und es spricht der Sonnenschimmer:
»Liebe findet ja nicht immer
Hohe Freude, stete Lust.
Oefter in der Menschenbrust
Sich ein festes Zelt aufschlagen
Grosse Schmerzen, bitt're Klagen,
Und das Herz wird müd' und matt!
O wehe, weh'!«

D'rauf nun sprach das Mägdelein
Trüb und matt in grosser Pein:
»Wenn die Liebe selten Treue
Findet, sondern bitt're Reue,
Schmerzen nur und tiefe Pein,
Dann ade, du Sonnenschein!
Dann ade, ihr Aehrenwogen!
Dort im dunklen, tiefen Teiche
Ruhen soll jetzt meine Leiche,
Denn mein Herz ist müd' und matt!
O wehe, weh'!«

In den balladenmässigen Liedern der Siebenbürger Zigeuner begegnet man nicht minder Uebereinstimmungen mit den ähnlichen Volksdichtungen anderer Völker. Das folgende Stück gehört zum Kreis der »Leonorensage«, die Bürger in seiner Leonore so klassisch bearbeitet hat und die sich auch bei vielen anderen Völkern vorfindet. Die zigeunerische Ballade lautet, getreu übersetzt, also:

Der todte Gatte.

»Mutter, was soll das bedeuten:
Hör' allnächtlich vor dem Zelte
Flüsternd eine Stimme sprechen:
»Wehe, wehe, Gattin, Süsse!
Muss allein im Grabe liegen!
Nicht bist du hinabgestiegen
Ach! zu mir ins Grab, das dunkle!
Also muss ich dich besuchen;
Doch bald kann ich nimmer kommen,
Wenn vermodert meine Füsse!
Pflanz' ein Kreuz mir auf den Hügel,
Dass ich es als Pferd benütze!«
Hör' allnächtlich vor dem Zelte
Flüsternd diese Worte sprechen!«

Sprach die Mutter, sprach die Alte:
»Diese Worte spricht dein Gatte,
Der allein liegt in dem Grabe!
Darum seinen Wunsch erfülle:

Pflanz' ein Kreuz ihm auf den Hügel,
Dass er es als Pferd benütze,
Bis sein Kopf ihm auch vermodert
Und er geht ins Reich der Todten!«[1]

Also that die junge Witwe,
Pflanzt' ein Kreuz dem todten Gatten
Auf den grünen Grabeshügel....

»Werd' ein Ross, du schlankes Kreuzlein!
Dass zur Gattin windesschnelle
Ich hinreite, ich hinreite,
Sie abhole, sie abhole!
Denn freiwillig wollt' sie nimmer
In das Grab zu mir einkehren!«

Ward ein schwarzes Ross das Kreuzlein.
Hu! da ritt er windesschnelle!
Auf das Pferd schwingt vor dem Zelte
Er die schöne, junge Gattin!
Hu! zurück ging's windesschnelle.

»Wehe, wehe, lieber Gatte!
Hast ein Ross, das gleicht dem Winde!«

»»Nicht ist es aus Wind geboren;
Aus dem Holz ist es erstanden,
Das gepflanzt du, Gattin, gestern
Auf mein Grab als schlankes Kreuzlein!««

»Wehe, wehe, lieber Gatte!
Deine Beine sind vermodert!«

»»Ja, vermodert sind die Beine
In dem dunklen, feuchten Grabe!««

»Wehe, wehe, lieber Gatte!
Schon ergraut sind deine Haare!«

»»Ja, ergraut sind meine Haare;
Sie bescheint jetzt nur der Mondschein!««

Stolpernd brach das Pferd zusammen,
Und die Beiden hat verschlungen
Rasch das Grab, das enge, dunkle....

[1] Dem Glauben der Zigeuner gemäss kehrt die Seele des Verstorbenen erst dann in das eigentliche Jenseits ein, wenn der ganze Körper verwest ist.

Abgesehen von der wahrhaft packenden Darstellung, scheint dies Stück die älteste Fassung der »Leonorensage« zu sein. Liebrecht sagt mit Bezug auf den ganzen Kreis dieser weitverbreiteten Säge: »Die ganze Vorstellung ist, wie mir scheint, aus der Sitte entstanden, dass die Frauen ehedem mit ihren gestorbenen Ehemännern lebendig begraben wurden oder sich begraben liessen, und wenn dies nicht geschah, als von diesen schliesslich geholt gedacht wurden«.[1] Nachklänge dieser uralten, besonders in Indien verbreiteten Sitte finden wir im obigen Stücke deutlich ausgeprägt. Das nächstfolgende Stück erinnert uns an das deutsche: »Das vergiftete Kind«, dessen Stoff sich ebenfalls bei vielen Völkern vorfindet:

Die böse Schwiegermutter.

»Krank bin ich, o Gatte;
Dich verlass' ich balde!
Sterben werd' ich, Arme
Hier im grünen Walde!
O wehe, weh'!«

»»Was hast du gegessen,
Was hast du getrunken,
Du mein süsses Weibchen?
O wehe, weh'!««

»Deine Mutter gab mir
Schlangenmilch zu trinken,
Schlangenfleisch zu essen!
O wehe, weh'!«

»»Böse, böse Mutter!
Hast mein Glück verdorben;
Ist mein Weib gestorben,
Will ich nimmer leben,
Will den Tod mir geben!
Böse, böse Mutter!
O wehe, weh'!««

[1] Zur Volkskunde S. 197.

Mit dem Messer stach er
Sich ins Herz, ins kranke.
»Mutter, was soll werden
Noch aus dir auf Erden?
O wehe, weh'!

Herz, mein armes Herze,
Kühl wirst du gar schnelle,
Wirst so kalt, so kühle,
Wie die Well' der Quelle!
O wehe, weh'!«

Ruhten bald die Beiden,
Frei von allen Leiden
In dem Grab, dem kühlen.
O wehe, weh'!

Die allgewaltige Macht der Liebe und ihr Triumph über den Tod, welche sowohl in dieser, als auch in den meisten Balladen der Zigeuner verherrlicht werden, sowie der manchmal wahrhaft edle Geist zeigen, dass dies Volk manchmal wahres Schönheitsgefühl und eine höhere sittliche Weltanschauung dichterisch zum Ausdruck bringen kann. Das bezeugen auch die Romanzen, unter denen wohl die schönste folgende sein mag:

Die Wanderer.

Des Bächleins Wellen rasch weiter geh'n, —
Zwei schöne Mädchen am Ufer steh'n.
»Trüb' ist zu Muthe mir,
Scheid' ich doch jetzt von hier!«
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

»»Trüb' nicht zu Muth sei dir,
Folg' du nur, Schwester, mir!
Schöner wir leben dort,
Wohin wir ziehen fort!««
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

Sitzen am Uferrand
Die Mädchen jetzt Hand in Hand,
Und den Bach kommt entlang
Bald ein Bursch' jung und schlank.
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

Sein Auge ist dunkelbraun,
Ist so trüb' anzuschau'n,
Blickt vor sich, wie wenn sein Lieb
Nicht in Treue ihm verblieb.
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

»Nicht wag' ich dich anzuschau'n,
Blume der grünen Au'n,
Dein Auge so licht und klar,
Mich verlockst du fürwahr!«
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

»Trüb' bist du, Blume licht?
Blick' mir ins Angesicht,
Bin verlassen und allein, —
Du musst mein Schätzchen sein!«
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle? —

Singend am Uferrand
Zieht ein Bursch' durch das Land,
Während durchs grüne Ried
Kosend das Pärchen zieht.
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

»Küsse den Rosenmund,
Küss' dir die Lippen wund!
O, du mein Sonnenlicht,
Das Lieb' mir für Lieb' verspricht!«
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

Sangvoll die Lüfte weh'n,
Wo die zwei Pärchen geh'n;
Liebe giebt das Geleit
Ihnen zu jeder Zeit!
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie nicht mehr schnelle? — [1]

Nicht minder schön ist die Romanze:

Agnes.

— Agnes, Agnes, mir es sag':
Wo sitzt du den ganzen Tag? —
»Am Waldrand, im grünen Ried;
Stets mein Herz mich dahin zieht!«

— Am Waldrand, im Ried? und sag':
Was machst du den ganzen Tag? —
»Mit gestillter Sehnsucht dort
Schlaf' ich an dem stillen Ort!«

— Schläfst im Walde? Agnes, sag':
Was träumst du den ganzen Tag? —
»Blumen blüh'n dort, roth und blau;
Würz'ge Luft durchweht die Au!«

— Blumenduft? o Agnes, sag':
Warum du verträumst den Tag? —
»Mit dem Liebsten manchen Traum
Träum' ich dort im Waldesraum!
Seine Lieb' ist Frühlingswonne,
Meines Lebens Morgensonne!
Dort am grünen Waldesrand
Glück und Ruh' mein Herze fand!«

[1] Ich kann nicht umhin, den Originaltext wenigstens der ersten Strophe dieser schönen, aber schwer zu übersetzenden Romanze mitzutheilen:

Pál páñi duy ráklá
Beshen máy shukárá,
»M're vodyi somores,
Jánen most máy dures!«
E páñi shilále
Jánel sár sikárdye?

Und nun zum Schluss nur noch eine Perle zigeunerischer Romanzen, die schon durch den Wechsel des Versmaasses wohl mancher Kunstromanze unserer Stadtpoeten wenig nachsteht.

Der Verliebte und das Vöglein.

An der Marosch'[1] Uferrand
Blinkt ein Haus ins grüne Land;
Golden ist sein Dach und Fach,
Lautrer Diamant
Jede Seitenwand.

Eine Maid steht vor dem Haus,
Blickt in die Ferne stolz hinaus;
Sie ist's, o! ich leugne nicht! —
Sie ist ja mein Sonnenlicht!
Seit ich Armer sie geseh'n,
Muss mein Herz in Leid vergeh'n.
Ach, wär' sie mein, ob arm, ob reich —
Ich gäb' sie nicht ums Himmelreich!
Ach, wär' sie mein, ich trüg' sie schnell
Hinaus zum klaren Waldesquell,
Wo in dem duft'gen, grünen Ried
Erklingt des Waldesvögleins Lied,
Und auf der ganzen weiten Welt
So froh kein Herze wär' bestellt!

O, Vöglein, fliege, fliege fort,
Verlass' des Waldes grünen Port!
Mein Herz ja Ruhe nimmer hat,
Ist müde stets und lebensmatt!

»Nicht verlass' ich den Waldesraum,
Nicht verlass' ich den grünen Baum,
Mein Nestchen stehet hier,
Wo Liebe blühet mir!
Ich lieb' des Baumes Blüth'
Bin selig im Gemüth!«

[1] Der grösste Fluss Siebenbürgens.

— Der Blüth' schenkst du der Liebe Lohn,
Die bald der Wind treibt rasch davon?
Und stürmt der Winter bald einher,
Dann find'st du Blüthen nimmermehr!

»Und treibt hinweg die Blüth' der Wind,
Nicht fürchte dich, du Erdenkind,
Bald kommt der schöne Lenz einher,
Bringt Laub und Blüthen schön und schwer;
Doch deine Liebe, Erdensohn,
Flieht aus dem Herzen sie davon:
Dann findest du sie nimmermehr, —
Dein Herz bleibt öde, hohl und leer!«

Ist das nicht Poesie, und zwar Poesie eines reichen, überaus reichen Ichs, eines wahrhaft gottbegnadeten Dichtergemüthes? Freilich haben wir nur die schönsten Stücke unserer Sammlung mitgetheilt und auch die in einer mehr oder weniger gelungenen Verdeutschung, aber auch so wird man auf den innersten Kern zigeunerischer Dichtung dringen können, wird man auf das reiche Gemüthsleben dieser braunen Söhne und Töchter der waldumkränzten transsilvanischen Heide zu schliessen imstande sein!

Fassen wir nun die Charakterisirung der Volkslieder, Balladen und Romanzen der Siebenbürger Zigeuner kurz zusammen, so lautet diese mit den Worten Schwickers,[1] eines den Zigeunern fernstehenden und daher auch in seinem Urtheil mehr objektiven Gelehrten also: »Es trägt die erzählende wie die lyrische Volkspoesie der Zigeuner ohne Zweifel den bildungslosen Charakter des herumvagirenden, unstäten Volkes an sich; sie ist roh, ausschweifend, grobsinnlich, ja häufig obscön. Die poetische Auffassung bekundet geringen Geschmack und wenig Gefühlstiefe; die Darstellung ist oft unbeholfen, naturalistisch einfach, derb; die Sprache unbeholfen, holperig. Aber trotz dieser Mängel, die wesentlich

[1] A. a. O. S. 185.

in dem niedrigen Kulturzustande dieses verwahrlosten Volkes wurzeln, begegnet man in diesen Dichtungen dennoch ebenso vielen Vorzügen und Schönheiten, die gerade hier bei einem kulturlosen Stamme doppelt überraschend erscheinen. Unleugbar hat bei den Zigeunern trotz ihres nomadischen Zustandes das Leben unter sesshaften Kulturvölkern grossen Einfluss auch auf ihre Dichtungen ausgeübt; die eigenen originellen Schöpfungen sind deshalb seltener. Nichtsdestoweniger begegnet man manchem eigenthümlichen Ideengang, trifft wahres Schönheitsgefühl und findet selbst Spuren einer höheren sittlichen Weltanschauung. Allerdings ist dabei noch viel primitives Herumtappen; aber hie und da entströmt dem menschlichen Herzen eine echt menschliche Empfindung, und schafft die Phantasie ein Gebilde, das uns den heimathlosen Zigeuner, den jeder Kieselstein und jeder Dorn am Wege an sein rauhes Dasein mahnt, als ein uns verwandtes Wesen erkennen und bemitleiden lässt.« —

Es bleibt uns noch übrig, einiges über die anderen Arten der Volksdichtung der Zigeuner zu sagen. Die Todtenklagen und Zauber- und Besprechungsformeln haben wir an mehreren Stellen des vorhergehenden (2.) Abschnittes eingehend behandelt, somit gehen wir auf die Räthsel über.

Das zigeunerische Volksräthsel birgt die innerliche Anschauung und Empfindung über etwas in ein Gleichniss, welches die Thatsache und die Meinung davon zugleich ausdrückt. Es kommt dabei jener bescheidene allverbreitete Natursinn, in welchem sich Witz und Kinderphantasie die Wage halten und den wir eben den volksthümlichen nennen, zum Ausbruch. Es ist hier nicht an der Zeit, näher auf das Wesen des Räthsels einzugehen; überall und bei jedem Volke kommen bei dieser Dichtungsart dieselben Mittel in Anwendung; möge auch die Form eine andere sein, Sinn und Bedeutung sind doch dieselben und lassen den verborgenen Witz nur auf eine andere Weise ans Tageslicht treten. Mögen

hierfür die folgenden Proben in unserer genauen Uebersetzung sprechen:

1. Kenne einen besondern Baum,
Wächst unter dem Himmelsraum,
Erdwärts wächst seine Krone,
Himmelwärts seine Wurzel?
(Eiszapfen.)

2. Ich ertrink' im Wasser nicht,
Ich verbrenn' im Feuer nicht,
Kält' und Hitze kenn' ich nicht?
(Schatten.)

3. Vorne ist's wie ein Kamm,
In der Mitte wie ein Fass,
Hinten wie eine Sichel,
Was ist es, lieber Michel?
(Hahn.)

4. Ob ich voll, ob ich leer,
Satt bin ich doch nimmermehr;
Voller Winde ist mein Bauch,
Trittst du mich, so brumm' ich auch?
(Blasebalg.)

5. Schwarz im Loche lebte ich,
Roth im Tode bebte ich?
(Krebs.)

6. Fortwährend hackt es,
Doch kein Splitterchen hackt es?
(Augenlid.)

7. In einem Fleischhaus sitzt ein gar böser Hund? (Zunge.) 8. Es giebt eine grüne Henne, die rothe Eier unter die Erde legt? (Zwiebel.) 9. Was ist das Weichste auf der Welt? was ist das Süsseste weit und breit? was ist das Wehste auf der Erd'? (Mutterschooss, Mutterbrust, Muttergrab.) 10. Wie viel Schritte macht ein Sperling an einem Tag? (Keinen, denn er hüpft.) 11. Ein Mütterchen sitzt im Grünen, wackelt schläfrig mit dem Köpfchen und hat eine rothe Haube auf? (Erdbeere.) 12. Ich habe viele Röcke an und beisse, den ich beissen kann? (Zwiebel.) 13. Die Mutter sticht und schlägt, der Vater brennt, der Sohn zwickt? (Holz, Feuer, Rauch.) 14. Es hat einen weissen Mantel, es hat ein rothes Käppchen und ein schwarzes Köpfchen? (Kerze.) 15. Auswendig haarig, inwendig haarig und Haariges steckt man hinein? (Pelzmütze.) 16. Es ist eine schwarze Kuh, sie isst nichts, sie trinkt nichts und doch ernährt sie das ganze Land? (Erde.) 17. Im Wald wird's gesäet, im Zelt wird's geboren, im Hause da schneit es, an der Wand da schläft es? (Sieb.) 18. Zwei Haarige schlagen sich immer und doch verwunden sie sich nimmer? (Augenlider.) 19. Es hat keinen Boden, es hat keinen Deckel und doch ist es mit Fleisch angefüllt? (Fingerring.) 20. Es wäscht sich und wäscht sich immerdar, und doch bleibt es schwarz, so wie es war? (Mühlrad.)

Besonders charakteristisch für die Denk- und Anschauungsweise der Siebenbürger Zigeuner, für ihre Lebensphilosophie sind ihre Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten,

die beinahe alle einen poetischen Anstrich haben. Wir wollen hier einige mittheilen:

Fieber ist der alten Frauen Lieb' (Pçurákri kámáviben: shilályi); Ein stummer Mann, eine saitenlose Geige (Bicibákro gádrio, hegedüve bishelori); Einem armen Manne baut nur der Tod ein Haus (Coro mánusheske ker kerel meriben); Blinder Richter, Pferd ohne Füsse (Koro cibálo: kuro bicerengro;) Wen die Richterin liebt, den speist der Richter (Kás kámel cibályi, ádáles çályol cibálo); Die Pfarrerin predigt mehr als der Pfarrer (Ráshóñi buter becinel, sár ráshay); Speis und Trank sind ein Ehepaar (Çáben te piben duy piráná); Barfuss oder beschuht, du kommst doch unter die Erde (Permánges te pál ciráç, ándro pçuv jiás); Besser eine Haselnuss in der Tasche, als eine Nuss am Baume des Nachbars (Feder pendeç pál gono, sár ákhor pál ruk národeskro); Nur im Spiegel sieht Jedermann seinen besten Freund (Pál gendálos cák dikhás legfeder národes); Im klaren Wasser und auch in der Pfütze erlischt die Kohle (Angár mekel pál e páñi, te pál cikáne páñi); Ein todtes Pferd sattelt Der, welcher eine alte Frau küsst (Pro murdálo gray sen tçovel, ko pçurá cumidel); Den die Pfarrerin liebt, wird Kantor (Kás ráshoñi kámel, siklyárdo ávlá ándrál les); Der Wind ist des Teufels Niesen (Pçurdipen bengeskro báshávipen); Er bewacht seine Frau, wie der Kuckuck sein Ei (Arákel leskrá gádsá, sár kákukos gáro leskro); Er kauft sich ein Pferd, damit er nicht barfuss gehe (Gráyes ciñel, kay ná bicerenges jiál); Eine Geige ohne Saiten ist die Haushaltung ohne Frau (Hegedüve bishelori, kerituno bi romñi); Die Zunge des Narren ist eine Mühle ohne Korn (Cib dinlyineskro: váysá bijiv); Alter Mann, junge Frau: kahlem Kopf ein Kamm (Pçuráke terneçár: gárco shero e kánglyi); Betrunkener Richter, zahnloser Hund (Máto cibálo, jiuklo bidándengro); Besser ein lahmer Esel als ein krepirtes Pferd (Feder láng sámáris, sár murdálo gray).

Und nun gehen wir zu den Märchen und Sagen der Siebenbürger Zigeuner über, die wir eingehender behandeln müssen, da dieselben für die vergleichende Märchenkunde und Mythologie von höchster Bedeutung sind.

Die älteste und primitivste Litteraturerscheinung eines Volkes sind seine Sagen und Märchen, in denen sich seine Denkart, seine einstigen und jetzigen Zustände, Anschauungen und Gebräuche, sein ureigenthümlichster Geist am unverfälschtesten offenbart. Wie vieles aber, was dem Volke selbst in seinen Sagen und Märchen voll von Bedeutung und Sinn ist, bleibt Demjenigen, der die geheimen, feinen Beziehungen

nicht kennt, an deren unsichtbaren Fäden eben Sinn und Bedeutung hängen, dunkel und unerklärlich und scheint ihm oft unbedeutend, ja selbst sinnlos, eben weil er diesen Zusammenhang mit dem inneren Leben des Volkes nicht kennt, das sich darin abspiegelt. Und oft ist es gerade eine solche scheinbar unverständliche Sage oder ein Märchen, deren Sinn uns nicht klar ist, die ein Mittelglied, eine Ergänzung bereits erforschter Sagen und Märchen anderer Völker bildet, und indem man dieses oder jenes wieder zusammenfügt, entsteht aus zerbrochenen Pfeilern und umhergestreuten Steinen wieder ein grosser Bau. Beispiele hierfür können wir in hinlänglicher Zahl anführen. Leland, der berühmte Reisende und ein grosser Kenner der Zigeuner, schreibt z. B.: »Ich habe unter den Algonkin-Indianern, welche in Maine, New-Brunswick und New-Scotia befindlich sind, eine enorme Menge ihrer Legenden gesammelt. Wie war ich aber erstaunt, zu entdecken, dass die Mythologie und Sagen derselben eine schlagende Aehnlichkeit mit denen der älteren Edda haben. Nicht nur hat der Teufel bei diesen Indianern den Namen Loki, sondern seine Natur ist auch dieselbe, d. h. spitzbübisch, schalkhaft und komisch. Odhin und Thor mit allen ihren speciellen Attributen sind vereinigt in der Person des Gluskaps, des grossen Gottes dieser Leute, sogar die Thaten der skandinavischen Götter werden ihm zugeschrieben.«[1] Und wie oft werden die Veden und der Avesta, die Weltentstehungs- und Schöpfungslehren der Römer und Griechen, wie diejenigen von Aegypten, Babylon und Judäa plötzlich in höchst schlagender Weise durch eine eddische Stelle oder durch eine landläufige Sage oder ein Märchen irgend eines anderen Volkes erhellt.

[1] »Märchenhort« in den »Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn« herausgegeben von Prof. Anton Herrmann. Die Anregung zu diesem Aufsatz Lelands boten meine 1886 erschienenen »Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner« (Berlin, Nicolai).

Namentlich ist dies der Fall auf dem Gebiete der Sage, deren Verständniss eben durch ihren weltlich-religiösen oder religiös-weltlichen Ursprung gar oft erschwert wird. Denn fassen wir das Wesen der Volkssage ins Auge, so müssen wir sagen, sie habe einen zwiefachen Ursprung: einen religiösen, der ins weltliche, und einen weltlichen, der ins religiöse Bereich hinüber spielt. Sie schöpft ihren Inhalt entweder unmittelbar aus der religiösen Mythe selbst, die sich in der Volksphantasie mit der Erinnerung an eine geschichtliche Thatsache oder ein merkwürdiges Naturereigniss verbindet, oder sie schöpft ihn unmittelbar aus einem derartigen, fühlbar in das Leben eines Volkes eingreifenden und auf seinem heimathlichen Boden sich abspinnenden, geschichtlichen oder natürlichen Vorgange, der im Volksgedächtniss auf eine entsprechende mythische Glaubensidee stösst und mit dieser zu einem phantastischen Ganzen verschmolzen, zur Sage oder zum sagenhaften Liede oder Märchen wird. Dies liesse sich gar leicht auch bei in den früheren Abschnitten mitgetheilten Sagen der Siebenbürger Zigeuner, zum grössten Theil wenigstens, nachweisen.

In ihrer Wurzel Geheimniss und vom mythischen Glaubensstoff durchdrungen, nimmt die Sage und das Märchen der Zigeuner so im Gemüth und Munde dieses Volkes feste, unwandelbare Gestalt an, dass wir in ihnen — wie die mitgetheilten Stücke zeigen — gewisse feststehende Züge, Uebereinstimmungen ihres inneren und äusseren Gepräges mit geringfügigen Abänderungen wiederkehren sehen, wie weit dieselben auch örtlich oder zeitlich innerhalb der Grenze eines Volksstammes auseinander liegen mögen. Die Sagen, sagenhaften Märchen und Lieder sind eben kein so flüssiges Element, dass sie an einem Ort entstünden, um gelegentlich für immer von dort zu verschwinden. Sie ziehen allerdings von Land zu Land und breiten sich überall hin aus, wo sie in Glauben, Ansicht und Sitten der Völker Anknüpfungspunkte finden; aber in ihrem Wesen liegt es, zugleich am Orte ihres Ursprungs ıften zu bleiben, mögen auch die Bewohner, welche darüber

hinziehen und sich auf längere oder kürzere Zeit dort festsetzen, hundertmal wechseln. Dies ist die Unvertilgbarkeit, die Ewigkeit der Sage, darin beruht zugleich ihre geheimnissvolle Natur und ihre Unerforschlichkeit. Allerdings entstehen Sagen, und wohl die meisten der zigeunerischen, in späterer, nachmythischer Zeit durch Ereignisse meist schreckhafter oder geheimnissvoller Art, aber ein gewisser mythischer Zug, ein Reis vom alten Stamm wird gewöhnlich auch auf sie gepfropft.

Vom Märchen der Zigeuner, als allernächstem Verwandten der Sage, gilt beinahe dasselbe, nur mit dem Unterschiede, dass es, seltener an historische, religiöse Ereignisse und Vorkommnisse anknüpfend, mehr zur leichten Befriedigung des Unterhaltungstriebes als zum ernsten Nachsinnen dient und daher, trotz seiner häufigen Beziehungen, für den Forscher und Leser leichter verständlich ist. Und einen reichen Schatz von Märchen besitzen die siebenbürgischen Zeltzigeuner; denn die Ansässigen »haben nicht Noth, so was Dummes zu hören« — sagte mir ein städtischer Zigeuner, als ich ihn um Märchen anging. Aber die Zeltzigeuner, die im Winter in Erdhöhlen hausen, was wären das überhaupt für traurige Existenzen ohne Märchenpoesie! Wie schaurig und traurig ist es, wie langsam schleicht in solch einsamen, von aller Welt geschiedenen und gemiedenen Erdhöhlen die lange Winterzeit dahin, wenn die bergigen Wildnisse ringsum, meist in Halbdunkel gehüllt, unter Schnee und Eis erstarren! Dann sitzen die Leute beisammen in der übelriechenden Höhle, und während sie beim Scheine des aus Luftmangel trüb qualmenden Feuers Besen binden, Löffel u. dgl. schnitzen, erzählt die eine oder die andere Matrone Märchen und längstverklungene Geschichten; draussen aber geht ein Heulen durch die Lüfte, das die armen Leute jeden Augenblick in ihre Erdhöhle zu vergraben droht. Und doch treibt Poesie auch hier ihre Blüthen, die sorglos und unbekümmert um das Morgen gepflückt werden.

Von allen Jugenderinnerungen, die unsere Seele durchfluthen, bleibt wohl keine im Kampfe ums Dasein so ungetrübt, so glänzend, frisch und ewig neu, selbst bis in das höchste Alter hinauf in uns haften, als jene Stunde, jene goldene Zeit, wo die Mutter oder ein anderer Mund uns Märchen erzählte, wo der erste Schimmer echter Poesie an uns herantrat und uns eine neue Welt von nie geahnter Schönheit, Pracht und Herrlichkeit eröffnete. Die Urpoesie aller Völker, wie sie im Märchen sich zeigt, ist auch deshalb wohl überall eine verwandte: Wald, Feld, Wasser, Felsen und Bäume, die ganze Natur hat Leben und sind die Höhlen und Aufenthaltsorte der bösen und guten Wesen, den Menschen zu Nutz und Frommen oder zum Schaden als Rächer böser Thaten geschaffen. Wie gefühlvoll und sinnig schildert uns Seelenzustände das folgende Märchen der Zigeuner, das wir hier in genauer Uebersetzung folgen lassen:

Der arme Zigeuner und das Nivaschi-Mädchen.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein armer Zigeuner, den seine Stammgenossen Bimuyakro (Lippenloser) nannten. Warum sie ihm diesen Namen gegeben hatten, weiss ich nicht; denn er hatte einen Mund, wie jeder andere Mensch und sprach auch so, wie jeder erwachsene Mann. Der Häuptling des Stammes hatte eine sehr schöne Tochter, die man Lolerme (Rothe Blume) nannte. Bimuyakro hatte diese schöne Maid gar lieb und that ihr alles zu Gefallen; aber Lolerme dachte gar nicht daran, ihn auch zu lieben, sondern trieb sich viel lieber mit anderen Burschen herum, als mit ihm.

Das that seinem Herzen gar weh und er beschloss, seiner Qual ein Ende zu machen. Er trat einmal an Lolerme heran und sprach also zu ihr: »Du weisst, dass ich dich liebe; nun frage ich dich hier vor allen unseren Leuten: willst du mein Weib werden?« Da lachte die Maid hell auf und ant-

wortete also: »Wo denkst du hin? Ich soll dein Weib werden! Du kannst mich ja nicht einmal küssen; nennen dich doch alle Leute Bimuyakro!

Da lachten alle Stammgenossen, nur Bimuyakro sah ruhig vor sich hin und sprach nach einer Weile also: »Gut, wenn du mein Weib nicht werden willst, so kann ich nichts dafür und werde mir schon eine Andere suchen! Doch sorge auf dich, Lolerme, dass du nicht noch einmal deine Worte bereust!« Darauf verliess er das Lager und ging in die Nacht hinaus. Lange schritt er im Dunkeln vorwärts, bis er endlich ermüdet sich an der Stelle niedersetzte, wo sich zwei Wege kreuzten. Er sass nun dort am Kreuzwege, ohne zu wissen, was er eigentlich vornehmen sollte; nur das eine wusste und fühlte er, dass ihm das Herz so weh, so müde war. Er legte sich auf den Boden nieder und die Thränen rannen seine Wange herab und vermischten sich mit dem Staube des Weges. Da war's ihm, als ob Jemand seinen Kopf berührte. Er hob sein Haupt aus dem Staube empor und sah vor sich eine Nivaschi-Maid stehen. Ihr weisses Kleid glänzte wie der Mond so licht und ihre Augen strahlten wie die Sterne des Himmels. Sie sprach zu Bimuyakro also: »Ich weiss, warum du weinst und bin eben gekommen, dich zu trösten. Lolerme will dein Weib nicht werden, nun so will ich es sein. Morgen um diese Zeit komme ich her und dann führe ich dich hinab in mein goldenes Haus: dort werden wir dann in Lust und Freude miteinander leben; und sie setzte sich neben Bimuyakro auf dem Boden nieder, umschlang seinen Nacken mit ihren runden, weissen Armen und küsste ihn herzlich. Aber ihre Arme waren so eiskalt, wie das Eis, und ihr Kuss war so kühl, wie der Herbstwind; nachdem sie ihn aber bis zur Morgendämmerung umschlungen hielt, ihn küsste und herzte, da war ihr Kuss so warm und so süss, wie der eines jeden anderen Weibes.

In der Frühe, als der Hahn im Dorfe krähte, verliess die Nivaschi-Maid ihren Geliebten. Bimuyakro kehrte zu den

Zelten zurück, und als ihn die Leute sahen, lachten sie hell auf und riefen: »O weh! gestern nannten wir dich ohne Grund den Bimuyakro, aber heute verdienst du deinen Namen mit Recht, denn eine Lippe fehlt dir ja! Wer hat sie dir abgebissen?« Bimuyakro besah sich in einem Spiegel, und wirklich der Rand seiner Unterlippe war abgebissen, blutete aber nicht, sondern sah aus, als wäre er so auf die Welt gekommen. Er sprach kein Wort, sondern ging seiner Arbeit nach, und als die Nacht einbrach, da schlich er hinauf auf den Kreuzweg, wo er seine Geliebte erwartete. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Nivaschi-Maid heran und sprach also zu Bimuyakro: »Komm' jetzt, Geliebter; ich will dich in mein Haus führen!« Und sie führte ihn zu einem grossen See; dort umfasste sie seinen Leib und stürzte sich mit ihm in das Wasser. Bimuyakro wusste nicht, wie ihm geschah, aber er befand sich auf einmal in einem grossen Hause, wo alles von Gold und Silber glänzte. Und nun begann für ihn das schönste und beste Leben der Welt. Er konnte essen, was er wollte; er konnte trinken, was er sich wünschte. Die besten Speisen und Getränke standen vor ihm aufgetischt; er brauchte nur zuzugreifen, um seine Gelüste zu befriedigen. Mit Essen und Trinken, Küssen und Kosen verging die Zeit. Da sprach am neunten Tage die Nivaschi-Tochter zu Bimuyakro: »Geliebter, wir müssen nun auf einen Tag und eine Nacht auseinandergehen! Ich werde dich hinauf auf die Erde führen und in der kommenden Nacht erwarte ich dich am Ufer des nächsten Flusses.« — »Ja,« sagte darauf Bimuyakro, »das ist schon gut, aber mein Stamm wird schon längst sein Lager verlassen und wer weiss wo seine Zelte aufgeschlagen haben!« Die Nivaschi-Maid entgegnete hierauf: »Fürchte dich nicht, ich werde dich in der Nähe deines Stammes auf die Erde setzen!« Drauf umfasste sie den Leib des Geliebten und ehe sich dieser versah, befand er sich schon auf der Erde in der Nähe eines Waldes. Er sah sich nach seiner Geliebten um, aber diese war schon verschwunden. Bimuyakro schritt nun

den Wald entlang und traf gar bald seine Stammgenossen, die ihn verwundert fragten: wo er so lange Zeit hindurch gewesen. Er sprach kein Wort, sondern setzte sich ans Feuer nieder. Da fielen aus seiner Tasche einige Goldstücke au die Erde; er blickte verwundert auf dieselben, und als er in seine Tasche griff, da fand er in derselben eine Menge Geld, das er zum grossen Staunen seiner Stammgenossen auf die Erde legte und dann einem Jeden davon einige Goldstücke gab. Alle freuten sich darüber und lebten nun lustig in die Welt hinein. Nur Lolerme stand abseits von den Zelten und weinte. Sie hatte schon die Worte bereut, die sie vor zwölf Tagen dem Bimuyakro gesagt. Sie dachte schon alles wieder gut zu machen und wollte sich demnächst mit Bimuyakro versöhnen; dieser aber war schon in der nächsten Nacht wieder verschwunden und kehrte erst am neunten Tage zurück. Er brachte wieder viel Geld mit sich, das er unter seine Stammgenossen vertheilte, die ihn verwundert fragten: woher er das viele Geld nehme? Drauf antwortete er ganz kurz: »Was geht euch das an?« Er wusste, dass das viele Gold das Nivaschi-Mädchen ihm in die Tasche steckte. Die Leute dachten über die Sache nach, konnten aber das Richtige nicht errathen; schliesslich gaben sie sich damit zufrieden, dass sie Geld und zwar recht viel Geld ohne Mühe und Arbeit erhielten. Für seine Stammgenossen begann so recht das wahre, echte Leben. In der nächsten Nacht aber verschwand Bimuyakro wieder und kehrte erst am neunten Tage zu den Zelten zurück. Er brachte wieder viel Geld mit sich, vertheilte dasselbe unter seine Stammgenossen und schwieg, worauf er in der nächsten Nacht abermals verschwand und erst am neunten Tage wieder zurückkehrte. So trieb er es lange Zeit hindurch. Wohin immer die Leute zogen, wo immer sie ihre Zelte aufschlugen, Bimuyakro kam stets am neunten Tage zu ihnen, um in der nächsten Nacht wieder zu verschwinden. Und wie lebte Bimuyakro während der Zeit, wo er von seinen Genossen abwesend war? Er lebte wie ein

grosser König in grosser Herrlichkeit, ass die besten Speisen und trank den besten Wein und schlief bei einem wunderschönen Weibe auf weichem Lager. Trotz alledem fühlte er sich nicht glücklich, und wenn er bei der Nivaschi-Maid war, so konnte er kaum den neunten Tag erwarten, wo ihm wieder zu den Zelten zurückzukehren gestattet war. Er liebte noch immer die Häuptlingstochter, die schöne Lolerme.

So verging die Zeit und neun Monate waren bereits verflossen, als Bimuyakro an einem Tage wieder unter seinen Leuten erschien. Er war diesmal trauriger als je. Er wusste es auch sehr wohl warum! Seine Geliebte, die Nivaschi-Maid hatte am Morgen einem Knaben das Leben geschenkt, der gleich nach der Geburt sprechen und herumlaufen konnte, obwohl er keine Knochen im Körper hatte. Seine Geliebte theilte ihm mit, dass dies Kind ein Nivaschi-Knabe werde, der den Menschen nur Leid und Unheil zufügen sollte und erst nach Verlauf von dreissig Jahren zurück in das Wasser als Nivaschi kehren würde. Das kränkte den armen Bimuyakro gar sehr und er dachte nach, wie er sich von seiner Nivaschi-Geliebten freimachen könne. Da trat der alte Häuptling, der Vater der schönen Lolerme, an ihn heran und sprach also: »Bimuyakro, du bist heute trauriger als je. Meiner armen Lolerme geht es nicht besser. Ich habe gehört, dass du meine Tochter zum Weibe begehrt hast und sie hat dich zurückgewiesen. Nun, sie ist jung und unüberlegt, aber sie hat ihre Worte längst schon bereut und will dich gerne zum Manne haben, wenn du sie noch liebst. Sie liebt dich auch und wenn du auch fernerhin nicht mehr so viel Geld verdienst wie jetzt, so will ich dich doch gerne zum Schwiegersohne haben!« Da sprang Bimuyakro auf und rief: »Gut, ich will die schöne Lolerme zum Weibe haben! Aber schon morgen soll unsere Hochzeit sein!« Und so geschah es denn auch. Bimuyakro und Lolerme wurden am nächsten Tage ein Paar und er kehrte nimmer zur Nivaschi-Maid

zurück, sondern lebte mit seiner schönen, jungen Frau in Glück und Frieden.

Da traf es sich einmal, dass Bimuyakro in einer Nacht mit einigen Stammgenossen ins nächste Dorf gehen musste; seine Frau aber blieb bei den Zelten zurück. Nun geschah es, dass die Männer über eine Brücke gehen mussten, unter der ein grosser Fluss dahinrauschte. Als sie die Brücke betraten, spien die Männer nach altem Brauch dreimal ins Wasser hinab;[1] da flog aus dem Flusse ein Nivaschi-Knabe hervor, ergriff den Bimuyakro und verschwand mit ihm in der Fluth. Am nächsten Tage fingen die Leute den todten Bimuyakro aus dem Flusse heraus und trugen ihn zu den Zelten. Als Lolerme ihren todten Mann sah, da erschrak sie so sehr, dass sie sogleich starb. Die Leute legten beide in ein Grab, und als sie nach einiger Zeit wieder an den Ort kamen, wo die todten Ehegatten schliefen, da blühten auf ihrem Grabe zwei weisse Blumen und die Leute sagten, das seien die Seelen der beiden.

Manche Gedanken und Züge grüssen uns auch in diesem Märchen als alte Bekannte, so der Schluss, der einen echt indogermanischen Zug enthält. Specielle Aehnlichkeiten in der Gedankenwelt der Menschheit, die der vergleichenden Litteratur viel zu denken geben, können uns nicht auffallen, weil sie eben nur Ausflüsse innerster Wesensverwandtschaft sind, welche sich sogar in der Unähnlichkeit offenbart, gerade so, wie chemisch wahlverwandte Stoffe einander entgegengesetzt zu sein scheinen können, wenn sie in anderen Verbindungen auftreten.

---

[1] Die Zeltzigeuner speien auch noch heutigen Tags beim Passiren einer Brücke dreimal ins Wasser, »um sich vor Unheil zu bewahren«. Ob dieser Brauch sich nicht auf den Umstand zurückführen lässt, demzufolge »Brücken ehedem Richtstätten, Richtplätze in dem doppelten Sinne dieser Ausdrücke waren; es wurden auf oder vor denselben Gerichte gehegt und Hinrichtungen vorgenommen«; vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 435.

Schön charakterisirt Leland die Märchen unserer Zigeuner; er sagt: »Es ist der Mühe werth zu bemerken, dass in einer Richtung die Algonkin-Legenden[1] etwas Gemeinsames mit den Zigeuner-Märchen von Ungarn haben. Die Volksmärchen Deutschlands, Britanniens, Frankreichs und Skandinaviens sind längst zu Kindererzählungen herabgesunken. Man erzählt sie bloss zur Unterhaltung, zum Lachen, zur Ergötzung. Aber der Indianer, der wie der Zigeuner so viel von Kälte und Hunger leidet und doch immer die Hoffnung hegt, glücklicher zu werden, findet in dem Märchen einen Trost, wovon wir civilisirte Leute keinen Begriff haben. Man hat bemerkt, dass das Roman- und Novellenlesen auch ein Trost für viele Leute ist, indem es die Hoffnung erweckt. Der Indianer, mag er so arm sein wie möglich: im Walde sind Elfen, welche ihm freundlich sind, jede Blume enthält ein Feechen, überall sind geistige Wesen, welche ihm Liebe, Speise und Kleider schenken können, wenn er nur das Glück hat, ihnen zu gefallen. Und wer weiss! — das Glück mag irgend eines Tages wirklich kommen. Unverhofft kommt ja oft. Die wandernde Lebensweise solcher Wilden, die äussersten Zufälligkeiten der Jagd oder des Fischens machen, dass die blinde Fortuna oder das Glück in ihrem Leben eine Hauptrolle spielt. Nicht anders ist es bei den ungarischen Zigeunern, welche nicht minder die Kinder des Zufalls sind. In einem Zigeunermärchen ist Curu, der allerärmste Zigeuner der ganzen Truppe und selbst des ganzen Stammes, in die Tochter des Häuptlings verliebt und wird vom Vater hinausgetrieben. Aber er sieht die weisse Flamme, welche über verborgenem Silber spielt, und wird reich.[2] Je mehr ich das Märchen in seiner Echtheit und ursprünglichen Reinheit studire, desto mehr finde ich, dass es zum Trost gebildet wurde. Es wird von der christlichen Religion gesagt, dass sie die einzige ist,

[1] A. a. O. S. 21.

[2] Das 36. Stück meiner erwähnten Sammlung.

welche auch dem Aermsten und Niedrigsten Trost bietet. Dasselbe darf man auch von den amerikanischen und zigeunerischen Märchen sagen In der Mehrzahl derselben ist es ein sehr armer Mann, ein zerlumpter Soldat, eine hülflose Waise, ein Buckliger, das schwächste Kind oder der jüngste Bruder, welcher das Glück erwirbt oder zwingt. Hierin ist das Märchen identisch mit der Religion des Mitleids.«

Und wie passen diese Worte z. B. auf das folgende Märchen der Siebenbürger Zigeuner, das zu den schönsten Stücken gehört, welche die Märchenlitteratur aufzuweisen hat. Es lautet in genauer Uebertragung also:

Die Blume des Glücks.

Es war einmal ein altes Mütterlein, das mit ihrem einzigen Sohne in tiefer Armuth lebte. Als die Mutter im Sterben lag, weinte sie über ihren Sohn und sprach: »Mein lieber Sohn, geh' in die Welt und suche dein Glück; ich werde bald sterben, und dann hast du hier im Dorfe Niemanden, der für dich nur ein gutes Wort hätte, denn du bist armer Leute Kind! Wenn du mich aber begraben hast, so komme um Mitternacht zu meinem Grabe und pflücke die Blume, die über mir wachsen wird, ab und achte auf sie wie auf dein Augenlicht, denn sie wird dir den Weg zu deinem Glück zeigen.«

Bald starb das Mütterlein und der Sohn begrub es. Als es Mitternacht wurde, ging er hinaus auf den Friedhof und sah auf dem frischen Grabe seiner Mutter eine wunderschöne blaue Blume blühen. Er pflückte sie ab und legte sie sorgsam in seine Tasche. Am nächsten Tage zog der Jüngling in die Welt und begegnete einem hinkenden Wolf, der ihn bat: »Lieber Mann, ziehe mir die Kugel aus dem Bein!« Der Jüngling that es und der Wolf sprach: »Ich kann dir vorläufig deine Güte nicht vergelten,

aber zieh' mir ein Haar aus, und wenn du einmal meiner Hülfe benöthigst, so hauche das Haar an!« — Hierauf zog der Jüngling dem Wolfe ein Haar aus, steckte es in die Tasche zur blauen Blume und zog weiter in die Welt. Er wanderte schon lange Zeit in der Welt herum und fand nirgends sein Glück. Da erinnerte er sich der Worte seiner sterbenden Mutter und nahm die blaue Blume aus der Tasche. Er legte sie missmuthig auf die Erde nieder und siehe! da erhob sich die Blume in die Luft und sprach: »Komm' und folge mir! Niemand sieht mich, nur du allein kannst mich sehen, darum folge mir getrost nach, ich will dich zu deinem Glück führen!«

Die Blume schwebte nun vor dem Jüngling her, der ihr überall nachfolgte. Gegen Abend kamen sie in einen Wald und da sah der Jüngling einen Fuchs, der sprach: »Lieber Mann! Eine Wespe ist mir in das Ohr gekrochen und verursacht mir grosse Schmerzen. Zieh' mir die Wespe heraus!« Der Jüngling that es und der Fuchs sagte darauf: »Ich kann dir deine Güte mit nichts anderem vergelten, als dass ich dir etwas mittheile. Du suchst dein Glück, doch ehe du es findest, musst du einer bösen Urme dienen, bei der du eine Kuh mit goldenen Hörnern drei Tage hindurch auf die Weide führen musst, aber du musst wohl sorgen, dass die Kuh nicht ohne dich nach Hause kommt, sonst tadelt dich die Urme. Wenn es dir gelingt, die Kuh auf der Weide zu halten, so verlange als Lohn für deinen Dienst die Kappe, die hinterm Ofen am Nagel hängt. Wer diese Kappe aufsetzt, ist jedem Auge unsichtbar.« Dies sagte der Fuchs und verschwand, der Jüngling aber ergriff die blaue Blume, steckte sie in die Tasche und legte sich nieder.

Am nächsten Tage nahm er die blaue Blume wieder hervor, und als er sie vor sich herschweben sah, folgte er ihr nach. Bald kamen sie an ein grosses, eisernes Haus und die Blume sprach: »Steck' mich nun in deine Tasche und

nimm mich nur dann hervor, wenn ich dich rufe.« Kaum hatte der Jüngling die blaue Blume in seine Tasche gesteckt, als sich die Thür des eisernen Hauses öffnete und eine hässliche alte Frau auf der Schwelle erschien: »Was suchst du hier?« fragte die Alte. »Ich möchte gern in den Dienst treten,« entgegnete der Jüngling. — »Gut!« antwortete die Alte, »ich will dich in meinen Dienst nehmen. Du sollst meine Kuh mit den goldenen Hörnern auf die Weide treiben, doch darf die Kuh nicht ein einziges Mal vor Abend und ohne dich nach Hause rennen, denn sonst muss ich dich tödten. Wenn du aber dreimal mit der Kuh nach Hause kehrst, kannst du dir aus meinem Hause das wählen und mitnehmen, was dir am besten gefällt.« — Der Jüngling war mit allem einverstanden und trieb die Kuh mit den goldenen Hörnern auf die Weide. Kaum war er auf der Wiese angelangt, als die Kuh schon nach Hause rennen wollte. Da nahm der Jüngling das Wolfshaar, hauchte es an, und es kam darauf der Wolf mit vielen tausend Wölfen heran, welche die Kuh umringten und nicht von der Stelle liessen. Am Abend trieb der Jüngling die Kuh nach Hause und legte sich nieder. Am zweiten Tage geschah es ebenso und als am dritten Tage der Jüngling mit der Kuh zur Urme kam, hiess sie ihn sich etwas aus ihrem Hause zu wählen. Er wählte die Kappe und nahm sie vom Nagel herab. Doch die Urme schrie auf und wollte sie ihm aus den Händen reissen, der Jüngling aber setzte die Kappe schnell auf seinen Kopf, und so konnte ihn die Urme nicht fangen. Als er ins Freie hinausgelangte, steckte er die Kappe in seine Tasche und hörte die Blume rufen: »Nimm mich heraus!« Er nahm sie heraus und folgte nun der schwebenden Blume nach.

Tagelang wanderte der Jüngling in der Welt herum und war schon ganz verzweifelt, als er in ein Gebirge kam. Ermüdet setzte er sich nieder und hörte die Blume sagen: »Steck' mich in deine Tasche!« Er that es und legte sich in den Schatten eines Baumes. Es war schon längst Abend

geworden, und der Jüngling schlief noch immer. Der Mond schien hell und beleuchtete die grauen Felsen des Gebirges. Keinen Laut konnte man hören, das ganze Gebirge lag wie todt im tiefen Schlaf. Da erscholl ein Schrei und unser Jüngling erwachte. Als er erschreckt um sich blickte, bemerkte er eine grosse Kröte, die einen kleinen Mann, der nur zwei Spannen hoch war, am Fusse herumzerrte. Der Jüngling sprang auf und warf einen grossen Stein auf die Kröte, dass sie den kleinen Mann losliess, der schnell zum Jüngling lief und ihn bat, ihn auf seinen Arm zu heben. Der Jüngling that es und der kleine Mann sagte: »Du hast mich gerettet, aber wohin sollen wir uns nun verbergen, denn die Kröte ist eine böse Urme, die viele hundert Kröten herbeirufen wird, die uns tödten werden.« Der Jüngling nahm schnell die Kappe hervor und setzte sie auf. Kaum dass er dies gethan, so rückten viele tausend Kröten heran und suchten nach dem Jüngling, doch sie konnten ihn nicht sehen. Der Jüngling ging nun mit dem kleinen Mann weiter, und als sie in der Frühe an eine Höhle kamen, sagte der kleine Mann: »Setze mich auf den Boden nieder und folge mir nach. Ich will dich reich uud glücklich machen.« Und er führte den Jüngling in die Höhle hinein, wo er an eine Felsenwand dreimal anklopfte und rief:

Oeffnet die Thüre!
Gast ich jetzt führe,
Brüder, zu euch,
Oeffnet mir gleich!

Darauf öffnete sich eine Thür und der kleine Mann sagte: »Verstecke deine Kappe, damit dich meine Brüder sehen können.« Der Jüngling steckte die Kappe in die Tasche und sie traten in ein schönes, hölzernes Zimmer. Von hier gingen sie in ein eisernes Zimmer, dort waren wunderschöne Flinten und Säbel aufgestellt. Nun traten sie in ein silbernes Zimmer, dort waren viele silberne Flaschen aufgestellt. Darauf öffneten sie eine Thüre und traten in ein goldenes Zimmer. Dort

waren viele kleine Männer um einen König versammelt, der auch so klein war, wie die anderen Männer und einen langen silbernen Bart hatte. Der kleine Mann führte den Jüngling vor den König und sprach: »Mein gnädigster Herr König! Dieser Jüngling hat mich vom Tode gerettet. Die Urme, die im Gebirge wohnt, hat sich in eine Kröte verwandelt und mich beinahe getödtet.« Der König blickte auf den Jüngling und sprach: »Du hast meinem besten Diener das Leben gerettet. Nun will ich dich dafür belohnen und dir solche Geschenke geben, durch welche du glücklich wirst.« Und er riss sich aus dem Barte ein silbernes Haar heraus, gab es dem Jüngling und sagte: »Wenn du in Noth bist, aber nur in sehr grosser Noth, so hauche dies Haar an, und ich werde mit meinem Volke erscheinen und dir helfen.« Dann führte er den Jüngling in das silberne Zimmer, gab ihm dort eine silberne Flasche und sagte: »Wenn du mit dem Wasser, welches nie abnimmt, einen Stein befeuchtest, so wird er sogleich zu lauterem Gold.« Nun führte er den Jüngling zurück in das eiserne Zimmer, gab ihm dort eine Flinte und sprach: »Mit dieser Flinte triffst du alles, worauf du mit ihr zielst. Nun aber lebe wohl, denn kein Erdensohn darf länger bei uns weilen.« Hierauf führte ihn der kleine Mann hinaus und sprach: »Du wirst bald an den gläsernen Berg, in welchem ein Drache die schönsten drei Jungfrauen der Welt hütet, kommen. Wenn du dort in Noth gerathen solltest, so ruf' uns nur zu Hülfe.« Er küsste nun den Jüngling dreimal und ging dann zurück in die Höhle. Da rief die Blume: »Nimm mich heraus!« Der Jüngling that es und folgte der schwebenden Blume nach.

Gegen Abend kam er an einen See und legte sich am Ufer nieder. Kaum dass er sich ausgestreckt hatte, so erblickte er auf einmal drei goldene Gänse, die auf dem See herumschwammen. Der Jüngling ergriff rasch die Flinte, zielte auf die kleinste der Gänse; zwei Gänse flogen erschreckt von dannen, die kleinste aber verwandelte sich in eine schöne

Jungfrau, die sagte: »Du hast mir meine menschliche Gestalt wiedergegeben, die der Drache auf dem gläsernen Berge mir und meinen zwei Schwestern genommen hat Ich will gerne dein Weib werden, wenn du auch meinen Schwestern die menschliche Gestalt wiedergiebst.«

Am nächsten Tage gelangten sie an den gläsernen Berg, in welchem der Drache mit den zwei Schwestern wohnte. Da steckte der Jüngling die Blumen in die Tasche zurück, nahm das silberne Haar hervor und hauchte es an. Auf einmal erschienen viele tausend Männer, deren König aber sagte: »Ich weiss, was du willst! Du möchtest in den gläsernen Berg hinein und kannst nicht. Nun, wir wollen dir ja helfen!« Darauf begannen die kleinen Männer zu hämmern, klopfen, bohren und in kurzer Zeit brachen sie ein grosses Loch in den gläsernen Berg. Als sie mit der Arbeit fertig waren, verschwanden sie ebenso rasch, wie sie gekommen waren. Im gläsernen Berge aber krachte und donnerte es und zwei goldene Gänse flogen heraus. Der Jüngling ergriff die Flinte, zielte und die Gänse fielen als zwei schöne Jungfrauen auf die Erde. Da aber kam auch der Drache hervor und stürmte auf den Jüngling los, doch dieser zielte mit seiner Flinte auf ihn, und der Drache verwandelte sich in Staub und Rauch, den der Wind brausend weiter führte. Als dies alles geschehen, flog die blaue Blume hervor und sagte: »Lebe wohl, mein Kind! Ich bin die Seele deiner gestorbenen Mutter, nun muss ich zurück in den Himmel, woher ich gekommen bin!« Darauf verschwand die blaue Blume, der Jüngling aber heirathete die jüngste der Schwestern, die zwei anderen heiratheten auch gar bald und sie lebten nun Alle glücklich, reich und zufrieden beisammen.

Es ist dies Märchen das »Hohelied« von der Mutterliebe, die selbst über das Grab hinaus, dem zigeunerischen Volksglauben gemäss, über die Kinder wachend und schirmend schwebt.

Die Elfen und Nixen im Waldesgrund und im Wasserfall, die Zauberstimmen in der Luft, im Wind und im Regen, die Dryaden und Gnomen, alle die holden und scheusslichen Geschöpfe und Gebilde der Phantasie, mit denen der Dichter die Oede erfüllt und belebt, sind für den siebenbürgischen Zeltzigeuner auch vorhanden. Die Freude an der Natur und ihren Geschöpfen ist den ewig wandernden Zeltzigeunern nicht fremd, dieses Ineinanderleben und Sicheinsfühlen mit denselben, das Verleihen von menschlichen Empfindungen, das Reich der Phantasie gar wohl bekannt, und einfach und schmucklos erzählt sich dies heimathlose Volk seine Märchen, setzt keine Blumen hinzu, kein Windessäuseln in dürren Blättern als Begleitung, keinen Mondschein als Schmuck, und doch ebenso werthvoll und schön, wie manches unserer langathmigen Tantenmärchen.

»Die amerikanischen und zigeunerischen Märchen,« schreibt Leland, »haben noch etwas Gemeinsames, welches gar nicht so charakteristisch z. B. in Grimm's Märchen vorhanden ist. Sie sind wilder, mehr mystisch und sozusagen mehr heroenhaft. Der Dichter scheint immer ein Mann zu sein, für den das Schreckliche und Grauenhafte einen Reiz hat. . . . Ich finde in diesen Märchen eine bedeutende Kraft, welche sehr anziehend ist. Bei den Indianern ist dies leicht zu erklären, weil ihre Religion der alte Shamanismus ist, welchen sie gemeinsam mit den Eskimos haben. Dies ist ein Glaube, welcher ganz auf der Furcht vor bösen Geistern beruht. In keinem Lande der Welt sind die Märchen so schrecklich, so abenteuerlich, so ganz originell, wie unter den Algonkin. Die Vampyren-Schrecken, die Apiten, die Gheuls von Indien und Arabien sind zahme Wesen im Vergleich zu dem, was die Phantasie im Norden Amerikas geschaffen hat. Der Zigeuner hat nicht diese enormen, kolossalen Kinder der Nacht in seiner Mythologie, aber weil er selbst immer als Zauberer und als unheimliches Wesen betrachtet und seine Frau als Hexe angesehen wird, so kommen Böcke, Teufel und Kröten

in seinen Legenden oft vor«. Leland waren eben damals noch die schreckhaften Wesen zigeunerischer Mythologie nicht bekannt, aber wie wir aus den mitgetheilten Stücken ersehen, stehen die Zigeunermärchen, was das Schauerliche, Schreckhafte anbelangt, gewiss gar wenig hinter den amerikanischen Legenden zurück.

Zum Schlusse nur noch ein Märchen, das uns mit dem Wesen und Leben unterirdischer Geister bekannt macht. Es lautet in genauer Verdeutschung also:

Die Braut des Phuvusch.[1]

Es war einmal ein armer Mann, der hatte nur ein einziges Kind, eine wunderschöne Tochter. Er war sehr arm, aber er konnte doch von einem Tag zum andern leben, denn wenn er auch im Dorfe nicht immer Arbeit fand, so gab man doch der schönen Maid gerne irgend eine Beschäftigung, damit sie sich Geld verdiene. So traf es sich denn nie, dass der arme Mann hungrig zu Bette ging; er bekam von seiner Tochter jeden Tag wohlschmeckende Speisen zu essen und Branntwein zu trinken, ob er nun etwas Geld verdient hatte oder nicht. Trotzdem war er stets traurig, und seit dem Leichenbegängniss seiner Frau hatte ihn Niemand lachen gesehen. Die Leute dachten sich, er betrauere sein Weib so sehr; aber sie täuschten sich, denn der Mann war um etwas ganz anderes so traurig. Als sein Weib vor sieben Jahren starb, da hatte er keinen einzigen Kreuzer in der Tasche, um einen Sarg zu kaufen und den Popen bezahlen zu können. Als seine Frau die Augen geschlossen hatte, da ging der arme Mann hinaus auf das Feld, wo er sich auf einen Grenzstein niedersetzte und bitterlich weinte. Da kroch aus einem Erdloch ein Phuvusch hervor und sprach also zum Manne: »Zwei Männer, die heute hier vorüberkamen, erzählten sich, dass du deine

[1] S. Seite 69.

gestorbene Frau nicht begraben lassen kannst! Nun, ich will dir helfen und Geld für einen Sarg und den Popen geben, wenn du versprichst, deine Tochter mir nach sieben Jahren zu überliefern! Ich will sie zum Weibe haben!« Der Mann überlegte sich die Sache und sprach endlich zum Phuvusch: »Gut, ich will dir nach sieben Jahren meine Tochter geben!« Hierauf gab ihm der Phuvusch einige Goldstücke, und der Mann liess nun sein todtes Weib bestatten. Seit der Zeit war er stets traurig, und Niemand sah ihn mehr lachen.

Die sieben Jahre waren bald um. Die Tochter des armen Mannes war eine schöne Maid geworden und hatte einen schönen Burschen, Namens Anrus (Andreas), zum Geliebten. Dieser wollte die Maid im nächsten Faschinge heirathen. Schon war der Hochzeitstag nahe, als eines Abends der arme Mann zu seiner Tochter sprach: »Komm' mit mir! Ich will auf das Feld gehen.« Die Maid ging nun mit ihrem Vater hinaus auf das Feld, und als sie an dem Orte standen, wo dem Manne vor sieben Jahren der Phuvusch die Goldstücke gegeben hatte, da sprach der Vater zu seiner Tochter: »Bleibe hier, mein Kind, ich gehe nur bis an den Wald, um Reisig zu sammeln!« Der Mann küsste seine Tochter und lief dann, wie er nur laufen konnte, zurück ins Dorf. Der Phuvusch kroch aus dem Erdloch hervor und trug die schöne Maid hinab unter die Erde, wo das Land der Phuvusche liegt.

Am nächsten Abend kam Anrus in die Hütte des armen Mannes und fragte nach seiner Geliebten. Der Mann erzählte ihm weinend, dass gestern ein Phuvusch die Maid entführt habe. Anrus war untröstlich und liess sich vom Manne an den Ort führen, wo gestern der Phuvusch seine Geliebte geholt hatte. Als ihm der Mann die Erdhöhle zeigte, da ging er sofort hinein, aber er musste bald umkehren, denn ein grosser Stein versperrte den Eingang in das Land der Phuvusche. Als Anrus aus dem Erdloch hervorkroch, sprach er zum Vater seiner Geliebten: »Gehe nach Hause! ich werde

hier bleiben, bis dass ich etwas ersinne, um ins Land der Phuvusche zu kommen!«

Während der arme Mann in seiner Hütte einsam und allein sass, stand Anrus draussen auf dem Felde vor dem Erdloch und wartete auf den Phuvusch. Endlich kam dieser aus der Höhle hervor. Als er Anrus erblickte, sprach er: »Was suchst du hier?« Der Bursche versetzte: »Ich suche einen Dienst und finde keinen!« Hierauf sprach der Phuvusch: »Komm' mit mir ins Land der Phuvusche, dort will ich dir schon eine Beschäftigung geben!« Das war nun unserem Anrus eben recht. Er ging also mit dem Phuvusch weg und als sie an den grossen Stein kamen, da nahm der Phuvusch aus seiner Tasche ein rothes Ei hervor, mit dem er den Stein berührte. Dieser schob sich beiseite und sie traten ins dunkle Land der Phuvusche. Da steckte der Phuvusch das rothe Ei in die Tasche und warf ein weisses auf die Erde, das wie die Sonne so hell leuchtete und langsam vor ihnen herrollte. Sie kamen an vielen Häusern vorbei, in denen lauter Phuvusche wohnten. Als sie ins Haus des Phuvusch eintraten, da erblickte Anrus seine Geliebte, die in einem Winkel sass und weinte. Er winkte ihr, zu schweigen. Der Phuvusch sprach nun zum Jüngling: »Diese Maid wird übermorgen meine Frau, und du hast ihr, sowie mir zu folgen und alles zu thun, was sie dir befiehlt. Hier ist eine schwarze Henne! Dieser hast du täglich das Fressen und das Wasser zu geben, doch darfst du sie mit deiner Hand nie berühren, denn dann stirbt sie, und ich tödte dich!« Anrus versprach, alles zu thun, was man ihm auftrage, und wurde also der Diener des Phuvusch. Er gab der Henne das Futter und Wasser, fegte das Haus aus und war den ganzen Tag über thätig.

Am nächsten Tage ging der Phuvusch hinauf auf die Erde, und da konnte denn Anrus mit seiner Geliebten sprechen. »Wie sollen wir von hier auf die Erde zurückkehren?« fragte die Maid. Anrus versetzte: »Das weiss ich

nicht! Aber lieber will ich dich todt sehen, als dass du das Weib des hässlichen Phuvusch werdest!« Da sagte die Maid: »Weisst du, warum der Phuvusch diese schwarze Henne so bewachen lässt? Nun, ich will es dir sagen. Der dumme Phuvusch erzählte mir, dass diese Henne drei Eier in ihrem Innern berge; ein rothes, ein weisses und ein schwarzes Ei; das schwarze enthält seine Kraft, und wer es besitzt, dem könne er nichts anhaben und wer es ins Wasser wirft, der nimmt ihm das Leben!« Voller Freude sprach nun Anrus: »In der Nacht, wenn der Phuvusch schläft, will ich die Henne mit meiner Hand berühren und tödten; dann nehmen wir die Eier und kehren auf die Erde zurück!« Und so geschah es auch.

Der Phuvusch kehrte abends heim und legte sich nieder. Als er schlief, berührte Anrus die schwarze Henne, und als diese krepirte, da nahm er aus ihrem Bauch die drei Eier heraus und steckte sie in seinen Sack. Hierauf ging er mit seiner Geliebten ins Freie hinaus. Dort war es so dunkel, dass man gar nichts sehen konnte; Anrus aber nahm das weisse Ei aus seiner Tasche heraus und legte es auf den Boden; es leuchtete wie die Sonne so hell und rollte langsam voraus. Anrus und seine Geliebte folgten ihm, und als sie vor dem grossen Steine standen, da nahmen sie das rothe Ei hervor und berührten damit den Stein. Dieser schob sich beiseite und — Anrus und seine Geliebte waren wieder droben auf der Erde. Sie liefen nun so schnell sie nur konnten und warfen das schwarze Ei in den nächsten Fluss. Da erzitterte die Erde so stark, dass sie sich nicht auf den Füssen halten konnten und auf den Boden fielen. Anrus sprach: »Jetzt ist der Phuvusch gestorben!« [1]

---

[1] Das Erdbeben heissen die Zigeuner in manchen Gegenden Siebenbürgens und Südungarns: »Phuvusch-Tod« (meriben pçuvuseskro) und glauben, dass bei dieser Gelegenheit ein Phuvusch stirbt, indem Jemand das schwarze Ei der Henne erlangt und ins Wasser geworfen hat.

Als sie in die Hütte des armen Mannes kamen, da begann erst die rechte Freude! Anrus und die schöne Maid wurden ein Paar und lebten nun in Glück und Freuden. Als sie die Hochzeit abhielten, da lachte der arme Mann seit sieben Jahren wieder einmal . . . .

»Diese Märchen,« sagt Leland, »sind daher höchst interessant und werthvoll, weil sie nicht auf der zweiten, sondern auf der ersten Stufe des Glaubens stehen, d. h. sie sind nicht zu Kindererzählungen gesunken, weil alle Erwachsenen und Bejahrten in ihnen noch eine Art ihrer eigentlichen wahren Religion finden. Zwar nennt sich der Zigeuner vielleicht einen Christen, aber sein christlicher Glaube ist wie ein Feiertags-Schmuck, das Märchen mit seiner Feenmythologie ist sein Hemd und sein Alltagsgewand. Solch echte, frische, noch nicht verwässerte Beispiele einer Rasse sind unter die Spolia opima der Archäologie zu zählen.«

Dies wäre denn, in flüchtiger Skizze dargestellt, die Poesie dieses weltverlassenen, gutmüthigen, echt romantischen Völkchens, welches in Ungarn und Siebenbürgen sich eine Art Bürgerrecht erworben hat, dessen Volksdichtung aufs neue die Richtigkeit des Satzes beweist, den Felix Dahn einst ausgesprochen: dass man mit mehr Grund, als der Materialismus lehrt: »der Mensch ist, was er isset«, rühmen darf: »der Mensch ist, was er singet«. Poesie aber möge weben und schweben immerdar auch um diese braunen Kinder der Heide und des Waldes, und ihnen wie gute Lichtgeister helfen, die Drangsale ihres mühseligen Wanderlebens zu überstehen, ja dieselben zu verschönern.





